Digitized by the Internet Archive
in 2025 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/100romaneinespat02sinc

UPTON SINCLAIR / HUNDERT PROZENT

UPTON SINCLAIR

100%

ROMAN EINES PATRIOTEN

1.—20. TAUSEND

DER MALIK-VERLAG / BERLIN

Autorisierte Übersetzung aus dem Amerikanischen von
HERMYNIA ZUR MÜHLEN
mit 10 Lithographien von
GEORGE GROSZ

Alleinvertrieb für die Schweiz:
UNIONS-BUCHHANDLUNG · ZÜRICH
BÄCKER-STRASSE 56

Copyright 1921 by DER MALIK-VERLAG / Berlin-Halensee
Alle Rechte, besonders die des Nachdrucks und der Übersetzung, vorbehalten

1.

Bisweilen fällt uns ein, eine Betrachtung darüber anzustellen, wie dünn die Fäden des Zufalls sind, von denen die bedeutsamsten Ereignisse unseres Lebens abhängen; schaudernd blicken wir zurück und erkennen, wie nahe wir dem Abgrund des Nichts gekommen waren. Ein junger Mann schlendert eine Straße entlang, planlos und ohne ein festes Ziel; er gelangt an eine Straßenkreuzung, biegt, ohne zu wissen weshalb, nach rechts statt nach links ein, und so begegnet er einem blauäugigen Mädchen, das ihm das Herz heftiger pochen läßt. Er verabredet sich mit dem Mädchen, heiratet sie — und sie wird deine Mutter. Wäre nun der junge Mann nach links anstatt nach rechts eingebogen und hätte nie das blauäugige Mädchen getroffen, wo wärest du jetzt, was wäre aus den Eigenschaften deines Geistes geworden, die, deiner Ansicht nach, von so großer Bedeutung für die Welt sind, und aus jenen schwierigen Geschäftsangelegenheiten, denen du deine Zeit widmest?

Etwas Aehnliches ereignete sich auch mit Peter Gudge; gerade solch ein Zufall, der die Richtung seines ganzen Lebens veränderte und die Erlebnisse verursachte, mit denen sich diese Geschichte beschäftigt. Peter schlenderte eines Nachmittags durch die Straßen, da trat eine Frau auf ihn zu und hielt ihm ein bedrucktes Flugblatt hin. „Bitte, lesen Sie es," sagte sie.

Peter, der hungrig war und zornig auf die ganze Welt, erwiderte mürrisch: „Ich habe kein Geld." Er glaubte, es handle sich um eine Reklame, brummte: „Ich kann mir nichts kaufen."

„Es handelt sich nicht um einen Kauf," entgegnete die Frau. „Es ist eine Botschaft."

„Religion?" fragte Peter. „Eben bin ich mit einem Tritt aus einer Kirche hinausgeflogen."

„Das hat mit einer Kirche nichts zu tun," sagte die Frau. „Das ist etwas anderes. Stecken Sie das Blatt in die Tasche." Es war eine ältliche grauhaarige Frau, die jetzt neben dem gebrechlich, ärmlich aussehenden Fremden herlief, ununterbrochen auf ihn einredete und ihn ermunternd anlächelte. „Lesen Sie es einmal, wenn Sie gerade nichts anderes zu tun haben." Um sie los zu werden, steckte Peter das Flugblatt in die Tasche, schritt weiter und hatte nach zwei Minuten den Vorfall völlig vergessen.

Peter dachte nach — das heißt, Peters Magen dachte für ihn, denn wenn man den ganzen Tag nichts gegessen hat und sich am vorhergehenden Tag mit einer Tasse Kaffee und einem Butterbrot begnügen mußte, so sinken die Denkzentren von oben in die Mitte des Leibes herab. Peter dachte, dieses Leben sei eine Hölle. Wer hätte auch ahnen können, er werde, bloß weil er einen schäbigen Pfannkuchen gestohlen hatte, seine gute Stellung verlieren und alle Aussicht, in der Welt einmal vorwärtszukommen? Peters ganzes Wesen war aber darauf eingestellt, in der Welt vorwärts zu kommen, Erfolge zu haben, das heißt Geld, was wiederum Behagen und Vergnügen bedeutet — diese Zauberdinge, die alle Menschen anlocken.

Wer aber hätte voraussehen können daß Frau Smithers ihre Pfannkuchen nachzählte, so oft jemand durch ihren Anrichteraum gegangen war? Einzig und allein dieser lächerliche Zufall verschuldete Peters gegenwärtiges Elend. Nur deswegen mußte er heute

auf sein Lunch aus Brot, schwachem Tee und getrockneten Heringen bei der Schustersfrau verzichten, wenn diese Geschichte ihm nicht passiert wäre, hätte er weiter in der Ersten Apostolischen Kirche Zwietracht säen, Hochwürden Gamaliel Lunk an die frische Luft setzen lassen und dafür sorgen können, daß der Schuster Smithers Prediger wurde und so auch dann sich selbst, als rechte Hand des neuen Pastors, einen Posten verschaffen.

Immer, die ganzen zwanzig Jahre seines Lebens war es Peter so ergangen. Von Zeit zu Zeit gelang es ihm, sich mit seinem schwachen Griff an die Leiter des Wohlstandes anzuklammern, und dann geschah regelmäßig irgend etwas — irgend ein kläglicher Zwischenfall, wie der Diebstahl eines Pfannkuchens — der den Griff seiner Hände lockerte und ihn wieder hilflos in die Hölle des Elends hinabstürzte.

So schritt Peter einher, den Gürtel fest zusammengezogen, seine blauen Augen wanderten ruhelos nach allen Seiten und suchten die Gelegenheit zu einer Mahlzeit zu erspähen. Freilich gab es Arbeit, doch war diese schwer und hart, und Peter wollte nur eine leichte Beschäftigung. Es gibt auf der Welt Menschen, die von ihrer Muskelkraft, und andere, die von ihrem Verstand leben; Peter gehörte zu den letzteren und würde lieber auf manch eine Mahlzeit verzichtet haben, um nicht von der sozialen Rangleiter hinabsteigen zu müssen.

Peter erforschte jedes vorüberkommende Gesicht, suchte darin nach Möglichkeiten. Etliche gaben ihm den Blick zurück, doch stets nur eine Sekunde lang, denn sie gewahrten nur einen unbedeutend aussehenden Mann, verkümmert, unterernährt, die eine Schulter

höher als die andere, mit schwachem Kinn und Mund, schiefen Zähnen und einem braunen Schnurrbart, der kraftlos niederhing. In Peters Strohhut fehlte gar mancher Strohhalm, sein brauner Anzug sah aus, als käme er aus dritter Hand, seine Schuhe kräuselten sich an den Seiten. Wer sollte auch in einer Stadt, in der alle Eile hatten und, wie sie selbst sich ausdrückten, immer auf dem Wege waren, Peter Gudge mit einem zweiten Blick streifen? Weshalb hätte sich jemand um seine unruhige, verborgene Seele kümmern, woher hätte jemand ahnen sollen, daß Peter in seiner eigenen dunklen Art ein Genie war? Niemand kümmerte sich darum, niemand ahnte es.

Es war im Juli gegen zwei Uhr nachmittags, die Sonne brannte auf American-City nieder; große Massen stauten sich auf der Straße, und Peter sah überall Fahnen wehen. Bisweilen drang aus der Ferne Musik, und er fragte sich, was da wohl los wäre? Peter las keine Zeitungen; seine ganze Zeit war von den Streitigkeiten der Smithers- und der Lunk-Partei in der Ersten Apostolischen Kirche in Anspruch genommen, und die großen Ereignisse der Außenwelt berührten ihn nicht. Er wußte unklar, auf der anderen Erdhälfte seien ein halbes Dutzend großer Völker im Todeskampf verknäult; die ganze Erde bebe unter ihrem Ringen, und auch Peter empfand bisweilen dieses Zittern. Doch wußte er nicht, daß auch sein Vaterland etwas mit dem europäischen Krieg zu tun habe und ahnte nicht, daß bestimmte Interessen sich im ganzen Land erhoben hatten, um den Staat zur Tat anzutreiben.

Diese Bewegung hatte auch American-City erreicht, und die Straßen flammten bunt in patriotischem Schmuck. In allen Schaufenstern brüllte in großen

Buchstaben die Mahnung: „Erwache Amerika!“ Ueber die Hauptstraße waren Papierstreifen gezogen: „Bereite dich vor, Amerika!“ Auf dem Platz an einem Ende der Straße sammelte sich ein kleines Heer, — alte Veteranen aus dem Sezessionskrieg, ältliche Veteranen aus dem spanischen Krieg, Milizregimenter, Matrosenbrigaden von den im Hafen liegenden Schiffen, Mitglieder der Bruderschaftslogen, angeführt von ihren Lordmarschällen zu Pferd, mit goldenen Schärpen und wehenden weißen Federn, und alle Notablen der Stadt in Wagen, dazu Musikkapellen und Tausende von Flaggen. „Erwache Amerika!“ Und da stand Peter Gudge, mit leerem Magen erstaunt auf die plötzlich ausschwärmenden Massen in der Hauptstraße blickend, und ohne die geringste Ahnung, worum es sich eigentlich handle.

Eine Menschenmenge hatte bloß eine einzige Bedeutung für Peter. Sieben Jahre seines jungen Lebens war er Gehilfe von Pericles Priam gewesen, hatte mit diesem ganz Amerika durchreist, und Priams prächtiges schmerztötendes Mittel verkauft. Sie waren meist im Automobil gefahren; wo immer ein Jahrmarkt, oder eine Versammlung, oder ein Picknick war und sich eine Menschenmenge staute, da waren auch sie, und Pericles Priam machte dann an der Stelle Halt, wo die Masse sich am dichtesten drängte, läutete eine große Tischglocke und verkündete der Menschheit seine Botschaft — das entdeckte Elixir des Lebens, die Vertreibung der Leiden von der Erde, die Befreiung von allen Schmerzen für einen Dollar die Flasche, die fünfzehn Prozent Opium enthielt. Peter hatte die Flasche herumreichen, das Geld einkassieren müssen, und deshalb blickte er sich, als er die vielen

Menschen sah, gespannt um. Vielleicht scharten sie sich um einen Verkäufer von Hühneraugenpflaster, oder es wurde ein Mittel, das Tintenflecke entfernte, verkauft, oder ein Taschenspieler führte seine Künste vor, dem Peter sich für ein Butterbrot verdingen konnte.

Peter wand sich durch die Menge, doch das Verheißungsvollste, was er erblickte, waren Verkäufer, die kleine amerikanische Fahnen und patriotische Knöpfe mit der Aufschrift „Erwache Amerika!" feilboten. Auf der anderen Seite der Straße bemerkte er einen Mann, der auf einem Fasse stehend eine Rede hielt, und Peter grub sich einen Weg durch die Masse auf ihn zu, arbeitete mit den Ellbogen, glitt halb aus, bat unentwegt um Entschuldigung, bis er endlich aus dem Gedränge herausgekommen war und sich in einem offenen Raum befand, der für einen Umzug freigemacht worden war. Blau uniformierte Polizisten hielten eine scheinbar endlose Reihe von Menschen zurück. Peter schickte sich an, über den offenen Raum zu laufen — im selben Augenblick aber kam das Ende der Welt.

2.

Wer Ereignisse zu schildern versucht, stößt auf schier unüberwindliche Schwierigkeiten. Ein ungeheures Ereignis von überragender Bedeutung kann sich in einem einzigen Augenblick abspielen, die Worte jedoch, mit denen es geschildert wird, kommen einzeln, in einer langen Kette. Das Ereignis selbst kann ohne Warnung eintreten, bei der Schilderung jedoch gilt es, das Ereignis vorbereiten, aufbauen, die Erwartung erwecken, zum Höhepunkt gelangen. Wäre die Schil-

derung der Begebenheit, die das Schicksal auf Peter Gudge einstürzen ließ da er gerade die Straße überquerte, auf das eine Wort: „Bum" beschränkt, in Lettern gedruckt, die fast die ganze Seite einnähmen, auch damit würde das wirkliche Ereignis kaum vermittelt werden können.

Das Ende der Welt, dachte Peter, sobald sein tödlich erschrockenes Hirn wieder eines Gedankens fähig war. Zuerst freilich setzte jedes Denken aus, da war nur die eine Empfindung — ein schauerliches Aufbrüllen, als hätte sich die ganze Welt in Töne verwandelt, ein blendendes weißes Licht, als zuckten alle Blitze des Himmels, ein Schlag, der ihn aufhob, als sei er eine Feder, und ihn auf die andere Seite der Straße gegen ein Gebäude schleuderte. Peter fiel auf das Trottoir, ein hilfloser Haufen, taub, geblendet, gelähmt. Dort lag er — er wußte nicht, wie lange — bis allmählich seine Sinne zurückkehrten und etliche Tatsachen aus der Verwirrung sich loszulösen begannen: ein schwacher, grauer Rauch, der auf der Erde zu liegen schien, ein herber Geruch, der Nüstern und Zunge brannte, Schreie, Schluchzen, Stöhnen, Lärm. Etwas lag auf Peters Brust, und er meinte zu ersticken. Krampfhaft versuchte er, die Last abzustreifen, seine Hände griffen in etwas Heißes, Feuchtes, Klebriges, und der entsetzte Peter erkannte, daß auf ihm ein verstümmelter Menschenleib lag.

Ja, es war das Ende der Welt. Noch vor etlichen Tagen, da Peter ein gläubiges Mitglied der Ersten Apostolischen Kirche war, hatte er den seelenerschütternden Worten der Offenbarung gelauscht. Deshalb wußte er auch jetzt, dies sei das Ende der Welt, und da er viele Sünden auf dem Gewissen und keineswegs

den Wunsch hatte, vor Gott zu erscheinen, blickte er über die Toten und Verwundeten hin und sah vor dem Gebäude eine Reihe Kisten stehen, die von den Leuten, die über die Köpfe der Menge hatten hinwegsehen wollen, herbeigeschleppt worden waren. Peter begann zu kriechen, und da er merkte, daß es gelang, so schleppte er sich an die Kisten heran, setzte sich in die eine und verbarg sich derart vor den Augen seines Gottes.

Blut war an ihm und er wußte nicht, war es das seine oder das anderer Menschen. Er bebte vor Angst, seine schiefen Zähne hämmerten auf einander, wie die eines zornigen Spechts. Allmählich jedoch ließ seine Angst nach, und Peter erkannte, er habe die Glaubenssätze der Ersten Apostolischen Kirche von American-City nie ernst genommen. Er lauschte dem Stöhnen der Verwundeten und dem Gebrüll der Menge und versuchte sich klar zu machen, was vorgefallen war. Einmal war in American-City ein Erdbeben gewesen; konnte sich dies wiederholt haben? Oder war in der Hauptstraße jählings ein Vulkan durchgebrochen? Oder war die Gasleitung geplatzt? Und war es nun vorbei oder wird es noch eine Explosion geben? Wird der Vulkan etwa weiter Feuer speien und Peter mitsamt seiner Kiste durch die Mauern von Guggenheimers Warenhaus schleudern?

Peter wartete und hörte dem furchtbaren Gejammer sterbender Menschen zu, die nach Hilfe schrieen. Er hörte auch befehlende Stimmen, wußte, dies mußten Polizisten sein, sicherlich werden auch gleich die Ambulanzen kommen. Vielleicht ist auch er verletzt; er wollte aus seiner Kiste kriechen, sich untersuchen lassen. Jählings erinnerte er sich seines Magens, und sein Verstand, durch einen zwanzigjährigen Kampf

gegen eine feindselige Welt geschärft, erkannte blitzartig die Möglichkeiten, die ihm das Schicksal geschenkt hat. Er wird vorgeben, verletzt zu sein, schwer verletzt, bewußtlos, an einem Nervenchok leidend; dann wird man ihn ins Spital bringen, ihn in ein weiches Bett legen, ihm zu essen geben — vielleicht kann er etliche Wochen dort verweilen und erhält noch etwas Geld, wenn er das Spital verläßt.

Vielleicht findet sich im Spital eine Beschäftigung für ihn, etwas leichtes, das bloß Verstand erfordert. Vielleicht benötigt der leitende Arzt eines Menschen, der die anderen Aerzte überwacht, damit sie die Patienten nicht vernachlässigen, den Pflegerinnen den Hof machen — irgend etwas derartiges kommt ja immer vor. Hatte sich auch im Waisenheim ereignet, wo Peter seine Kinderjahre verbracht hatte, bis er fortgelaufen war. Das Gleiche hatte er auch im Tempel des Jimjambo erlebt, dem Paschtian el Kaandra, der Hauptmagister des eleusinischen Exotismus, vorstand. Peter hatte sich als Küchenjunge in der Küche dieser mystischen Institution betätigt und sich langsam hinaufgearbeitet, bis er schließlich das Vertrauen Tuschbar Akrigas errang, welcher der Major-Domus und die rechte Hand des Propheten war.

Wo immer es eine Anzahl Leute und einen Schatz zu verwalten gibt, kommen Verleumdungen, Intriguen und Spionage vor, und da gibt es gute Gelegenheiten für einen, der einen Kopf für diese Dinge hat; dies wußte Peter ganz genau. Es mag seltsam erscheinen, daß Peter eben in dem Augenblick an derlei Dinge dachte, da sich vor ihm die Erde gespalten, die Luft sich in brüllenden Lärm und blendendes weißes Licht verwandelt hatte, er gegen ein Gebäude geschleudert

worden und ein blutiger Frauenrumpf auf ihn niedergefallen war; Peter lebte seit frühester Kindheit von seinem Verstand, und unter solchen Umständen muß ein Mensch lernen, diesen Verstand immer und überall anzuwenden, wie verwirrend die Ereignisse auch immer sein mögen. Peters Training hatte nie eine Möglichkeit unausgenutzt gelassen; ja er hatte sogar darüber gegrübelt, was er tun würde, stellte es sich heraus, daß die Apostolische Kirche recht hat und plötzlich die Posaune des Erzengels Gabriel ertönt, und er, Peter, im langen weißen Nachthemd Jesus urplötzlich gegenübersteht.

3.

Peters Betrachtungen wurde dadurch ein Ende gemacht, daß jemand die Kiste von der Mauer fortschob. „Hallo!" sagte eine Stimme.

Peter stöhnte, ohne aufzublicken. Die Kiste wurde noch weiter vorgezogen, und ein Gesicht blickte herein. „Weshalb verstecken Sie sich da?"

„Wa—a—s" stammelte Peter schwach.

„Sind Sie verletzt?" fragte die Stimme.

„Ich weiß nicht," stöhnte Peter.

Die Kiste wurde vornüber gestülpt, und der Insasse glitt heraus. Peter schaute auf, und erblickte drei oder vier Polizisten, die sich über ihn beugten. Er begann von neuem zu stöhnen.

„Wie sind Sie in die Kiste gekommen?" fragte einer der Polizisten.

„Ich kroch hinein."

„Weshalb?"

„Um zu fliehen . . . vor . . . vor . . . was war es denn eigentlich?"

„Eine Bombe," erwiderte ein Polizist, und Peter war dermaßen verblüfft, daß er völlig vergaß, den hilflosen Verletzten zu spielen.

„Eine Bombe!" rief er, und im gleichen Augenblick stellte ihn einer der Polizisten auf die Füße.

„Können Sie stehen?" fragte er. Peter versuchte es, vermochte zu stehen und vergaß, daß er ja eben einen Nervenchock erlitten habe. Er war mit Blut und Schmutz bedeckt, schaute furchtbar aus, doch fühlte er große Erleichterung, da er entdeckte, alle seine Glieder seien heil geblieben.

„Wie heißen Sie?" fragte ein Polizist und fügte, als Peter die Frage beantwortet hatte, hinzu: „Was ist Ihre Beschäftigung?"

„Ich habe keine," entgegnete Peter.

„Wo haben Sie zuletzt gearbeitet?" Nun mischte sich auch ein zweiter Polizist ins Gespräch: „Weshalb krochen Sie in die Kiste?"

„Mein Gott!" rief Peter, „ich wollte der Gefahr entkommen."

Die Polizisten schienen es verdächtig zu finden, daß er so lange in seinem Versteck geblieben war. Sie waren selbst in einem äußerst erregten Zustand; ein furchtbares Verbrechen war begangen worden und von dem Verbrecher fehlte jegliche Spur. Ein anderer Mann trat an sie heran; er trug keine Uniform, doch schien er große Autorität zu besitzen. Auch er fiel über Peter her, verlangte zu wissen, wer er sei, woher er komme, was er in der Menge getrieben habe. Peter wußte keine befriedigenden Antworten zu geben. Seine Beschäftigungen waren alle außergewöhnlich und etwas dunkel gewesen, seine Absichten aber konnte er einem mißtrauischen Frager nicht recht erklären.

Der Mann war groß und kräftig, etwa einen Fuß länger als Peter. Da er mit ihm redete, beugte er sich nieder, starrte Peter in die Augen, als suche er nach düsteren, hinter Peters Schädel verborgenen Geheimnissen. Peter entsann sich, daß er ja eigentlich krank sei; seine Lider fielen zu, er schwankte. Ein Polizist hielt ihn aufrecht.

„Ich will mit dem Kerl sprechen," sagte der Mann in Zivil. „Führt ihn hinein." Rechts und links packte Peter ein Polizist am Arm, und so schleppten sie ihn über die Straße in ein Gebäude.

4.

Peter kam in ein großes Warenhaus, das von der Polizei geöffnet worden war. Etliche Verwundete lagen auf dem Fußboden, Aerzte beugten sich über sie. Peter wurde über einen Korridor geführt, in ein Zimmer gebracht, in dem sich einige Männer, alle mehr oder weniger bewußtlos, befanden. Diese Leute waren der Polizei verdächtig und wurden bewacht.

Peters zwei Polizisten lehnten ihn gegen die Wand und begannen seine Taschen zu durchsuchen. Ein kläglicher Inhalt kam zu Tage: ein schmutziger Fetzen, zwei von der Straße aufgehobene Zigarettenstummel, eine gebrochene Pfeife, eine Uhr, die einst einen Dollar gekostet hatte, nun aber zu sehr ruiniert war, um versetzt werden zu können. Sonst konnten sie, soweit Peter wußte, nichts finden. Dennoch kam noch etwas aus den Taschen ans Licht: das Flugblatt, das Peter eingesteckt hatte. Der Polizist warf einen Blick darauf, rief „Mein Gott!" Er starrte Peter, dann den andern Polizisten an, und reichte diesem das Blatt.

Im gleichen Augenblick betrat der Mann in Zivil das Zimmer.“ Herr Guffey,“ rief der Polizist, „schauen Sie dies an. Der Mann nahm das Blatt, und Peter, der mit verwirrten angstvollen Augen die Szene beobachtete, erblickte etwas Erschreckendes. Es war, als habe der Mann jählings den Verstand verloren. Er stierte auf Peter, die großen starrenden Augen unter den schwarzen Brauen sprangen schier aus den Höhlen.

„Aha!“ rief er. „Habe ich Sie erwischt?“ Die Hand, die das Flugblatt hielt, zitterte, die andere Hand streckte sich aus wie eine gewaltige Kralle, packte Peters Kragen, zog ihn zusammen, bis Peter erstickend aufröchelte. „Sie warfen die Bombe!“ zischte der Mann.

„Was?“ keuchte Peter mit versagender Stimme. „Bombe?“

„Heraus damit!“ schrie der Mann, sein Gesicht ganz nahe an Peters Wange drängend; seine Zähne funkelten, als wolle er Peters Nase abbeißen. „Heraus damit. Rasch! Wer half Ihnen?“

„Mein Gott!“ stammelte Peter. „Ich weiß nicht, was Sie meinen.“

„Sie wagen mich anzulügen?“ brüllte der Mann und schüttelte Peter, als wolle er diesem die Zähne aus dem Munde schleudern. „Machen Sie keinen Unsinn! Wer half Ihnen?“

Peters Stimme schrillte zu einem Angstschrei auf. „Ich habe nie eine Bombe gesehen. Ich weiß nicht, wovon Sie reden.“

„Folgen Sie mir!“ Der Mann schritt der Tür zu. Es wäre sicherlich für Peter bequemer gewesen, hätte der Mann ihn erst umgedreht und ihn bei der Rück-

seite des Kragens gehalten; augenscheinlich jedoch betrachtete der Mann Peters körperlichen Zustand als vollkommen belanglos; er hielt Peter vorne am Rock fest, schob, schleppte ihn aus dem Zimmer, einen langen Korridor entlang, in den hinteren Teil des Gebäudes. Und während der ganzen Zeit zischte er in Peters Ohr: „Ich werde es schon aus Ihnen herausbekommen. Glauben Sie nur nicht, daß Sie mich anlügen können. Sie werden schon alles eingestehen müssen."

Der Mann öffnete eine Tür. Er schob Peter in eine Art Vorratskammer, schlug hinter ihnen beiden die Tür zu. „Heraus damit," sprach er. Dann steckte der Mann das bedruckte Blatt in die Tasche; — Peter sah es nie und erfuhr auch nie, was darauf gestanden hatte. Mit seiner freien Hand griff der Mann nach einem Finger von Peters Hand und bog ihn mit furchtbarer Kraft nach hinten. „Oh!" schrie Peter. „Lassen Sie los!" Und wild aufbrüllend: „Sie werden den Finger brechen."

„Ich will ihn brechen. Ich werde Ihnen jeden Knochen einzeln brechen. Die Nägel werde ich von Ihren Fingern reißen, die Augen aus dem Kopf zerren, wenn es nötig ist. Gestehen Sie jetzt, wer half Ihnen die Bombe anfertigen?"

Peter erging sich in einem Wortsturm verzweifelter Proteste; er habe nie von einer Bombe gehört, wisse nicht, wovon der Mann rede; er wand und drehte sich, bog sich hintenüber, vergeblich versuchend, dem schmerzhaften Druck auf seinen Finger zu entgehen.

„Sie lügen," beharrte Guffey. „Ich weiß, daß Sie lügen. Sie gehören zu der Bande."

„Welcher Bande? Au! Ich weiß nicht, was Sie meinen."

„Sie sind doch so ein Roter?"

„Ein Roter? Was sind das, Rote?"

„Sie wollen mir einreden, Sie wüßten nicht, was die Roten sind? Haben Sie denn nicht Aufrufe auf der Straße verteilt?"

„Ich habe nie einen Aufruf gesehen," wiederholte Peter. „Habe kein Wort davon gesehen, weiß nicht, worum es sich handelt."

„Mit solchem Zeug wollen Sie mir kommen?"

„Eine Frau hat mir auf der Straße das Blatt gegeben. Au! Hören Sie auf! Jesus! Ich sage Ihnen, ich habe das Blatt nicht angeschaut."

„Sie wagen es, noch weiter zu lügen?" schrie der Mann von neuer Wut überwältigt. „Ich habe Sie zusammen mit den Roten gesehen. Ich kenne Ihre Pläne, werde schon die Wahrheit aus Ihnen herauspressen." Er packte Peters Handgelenk und begann es umzudrehen; Peter stellte sich fast auf den Kopf bei dem Versuch, sich zu retten und schrie in durchdringenden Tönen: „Ich weiß nichts! Ich weiß nichts!"

„Was haben denn diese Leute für Sie getan, daß Sie sie derart schützen?" fragte der andere. „Was wird es Ihnen nützen, wenn wir Sie aufhängen und die anderen entkommen?"

Peter jedoch schrie und schluchzte nur noch lauter: „Ich weiß nichts!"

„Es wird ihnen gelingen, aus der Stadt zu fliehen," fuhr der Mann fort. „Wenn Sie gleich alles sagen, können wir sie noch alle fassen und dann werde ich Sie freilassen. Verstehen Sie? Wir werden Ihnen nichts

tun, wenn Sie gestehen, wer Sie angestiftet hat. Wir wissen, daß nicht Sie das Bombenattentat geplant haben; uns liegt daran, die Anstifter zu fassen."

Er begann, Peter zu schmeicheln, ihm gut zuzureden, wenn jedoch Peter wieder mit seinem aufreizenden: „Ich weiß nichts" kam, drehte er ihm abermals das Handgelenk um, und Peter brüllte vor Schmerz und Angst auf — erklärte jedoch unentwegt, er könne nichts gestehen, wisse nichts über die Bombe.

Schließlich ward Guffey des nutzlosen Verhörs überdrüssig; vielleicht fiel ihm auch ein, dies sei ein allzu öffentlicher Ort für ein Verhör des „dritten Grades"; jemand könnte an der Tür lauschen. Er hörte auf, Peters Handgelenk zu foltern, drückte Peters Kopf nach hinten, bis dessen erschrockene Augen in die seinen starrten.

„Hören Sie, junger Mann," bemerkte er. „Ich habe jetzt keine Zeit für Sie. Aber Sie kommen ins Gefängnis, sind mein Gefangener, und seien Sie gewiß, früher oder später werde ich aus Ihnen alles herausbekommen. Vielleicht wird dies einen Tag währen, vielleicht einen Monat; schließlich jedoch werden Sie mir von diesem Bombenattentat berichten, mir gestehen, wer diesen Aufruf gegen die Kriegsbereitschaft drucken ließ, mir alles über die Roten erzählen. Dies sage ich Ihnen jetzt, überlegen Sie sich's, und in der Zwischenzeit halten Sie das Maul, sagen Sie keinem Menschen ein Wort, sonst werde ich Ihnen die Zunge aus dem Mund reißen."

Ohne auf Peters Jammern zu achten, nahm er ihn beim Kragen, führte ihn so durch die Halle und übergab ihn einem Polizisten. „Bringen Sie diesen Mann ins städtische Gefängnis und behalten Sie ihn

dort, bis ich komme. Gestatten Sie nicht, daß er mit jemandem spreche. Macht er einen Versuch hierzu, so schlagen Sie ihm die Zähne ein." Der Polizist packte den armen schluchzenden Peter beim Arm und zerrte ihn auf die Straße.

5.

Inzwischen war es der Polizei gelungen, die Menge zurückzutreiben und auf beiden Seiten der Straße Stricke zu spannen. Innerhalb des derart umzäunten Raumes befanden sich etliche Ambulanzen und Polizeikarren. Peter wurde in einen dieser letzteren geschoben, ein Polizist setzte sich neben ihn, eine Glocke ertönte; langsam fuhr der Karren durch das Gedränge. Eine halbe Stunde nachher erreichten sie das ungeheuere steinerne Gefängnis, und Peter wurde hineingeführt. Es gab keinerlei Formalitäten, Peters Name wurde in kein Buch eingetragen, noch wurde er nach seiner Herkunft befragt, noch seine Fingerabdrücke genommen. Eine höhere Macht hatte gesprochen, und Peters Schicksal war bereits besiegelt. Er wurde in einen Fahrstuhl gebracht, dann in Kellerräume geführt, schließlich über Stufen in noch niedriger liegende Räumlichkeiten gebracht. Hier erblickte er eine eiserne Tür mit einem winzigen Spalt an der Oberseite. Dies war das „Loch". Peter wurde in die Dunkelheit gestoßen. Die Tür fiel ins Schloß, Riegel knarrten, dann tiefes Schweigen. Peter sank auf den kalten Steinboden, ein Häuflein kläglichen, verzweifelten Elends.

Die Vorfälle hatten sich mit derartiger Geschwindigkeit ereignet, daß Peter ihnen kaum zu folgen vermocht hatte. Nun jedoch hatte er genügend Zeit,

hatte nichts außer Zeit. Er konnte das Ganze überdenken und den grausamen Streich erkennen, den ihm das Schicksal gespielt. Er lag da, die Zeit verging, er vermochte sie nicht zu messen, wußte nicht, ob Stunden oder Tage verflossen. Es war kalt und feucht in der Steinzelle. Man nannte sie das „Kühlhaus". Die ganz Wilden und Halsstarrigen wurden da hineingebracht, um ihnen das Blut etwas abzukühlen. Es war ein Mittel, das viele Mühe ersparte: man ließ den Mann ganz einfach dort liegen, vergaß ihn völlig, und sein gefoltertes Gehirn besorgte das übrige.

Und sicherlich hatte das schwarze Loch noch nie einen Menschen beherbergt, der dort mehr Qualen litt, als Peter Gudge. Alles war ganz besonders grauenhaft, weil es so unverdient, so unglaublich unwahrscheinlich war. Daß ihm so etwas zustieß, ausgerechnet ihm Peter Gudge, der sich stets Mühe gab, alle Unannehmlichkeiten des Lebens zu vermeiden, der immer bereit war, anderen gefällig zu sein, zu tun, was ihm geboten wurde, um es behaglich zu haben, genügend Nahrung zu bekommen, ein warmes Eck zu finden, in das er kriechen konnte! Was war dem Schicksal eingefallen, gerade ihn zum Opfer dieses grausamen Streiches auszuersehen, ihn in diese Lage zu bringen, wo er, was auch immer er tat, dem Leiden nicht aus dem Weg gehen konnte? Er sollte etwas gestehen, und Peter war ganz bereit, alles zu gestehen — wie jedoch konnte er dies tun, da er ja nichts wußte?

Je länger Peter nachdachte, desto empörter wurde er. Es war ungeheuerlich. Er setzte sich auf, starrte grimmig in das schwarze Dunkel. Er sprach zu sich selbst, sprach zu der Welt dort draußen, zu dem Universum, das seine Existenz vergessen hatte. Er tobte,

er weinte. Er schnellte auf, durchschritt die Zelle, die sechs Fuß im Quadrat maß und derart niedrig war, daß er nicht aufrecht stehen konnte. Er schlug mit der gesunden Hand gegen die Tür, trat mit dem Fuß dagegen, schrie. Doch es kam keine Antwort, weit und breit war niemand da, der ihn zu hören vermochte.

Als er völlig erschöpft war, sank er abermals zu Boden, verfiel in einen unruhigen Schlaf, und da er erwachte, war dieses Erwachen ärger, als der furchtbarste Alpdruck. Dieser entsetzliche Mann wird wieder kommen. Wird ihn von neuem foltern, damit er aussagt, was er nicht weiß. Alle Riesen und Teufel, die erfunden wurden, um die Einbildungskraft der Kinder zu schrecken, waren wie nichts im Vergleich zu der Gestalt des Mannes namens Guffey, wie Peter ihn sich vorstellte, als er in diesem Loche lag.

Etliche Ewigkeiten nachdem Peter eingesperrt worden war, vernahm er Geräusche; die Tür öffnete sich. Peter kauerte in einer Ecke, glaubte, Guffey wäre gekommen. Etwas scharrte auf dem Fußboden, dann wurde alles wieder still. Peter blickte sich um und sah ein Stück Brot und einen Becher mit Wasser.

Dann verflossen weitere Ewigkeiten, Peter tobte weiter in ohnmächtiger Wut, abermals ward Brot und Wasser gebracht, und Peter fragte sich, ob dies zweimal am Tag geschehe, oder ob bereits ein neuer Tag angebrochen sei. Wie lange würden sie ihn hier halten? Wollten sie ihn zum Wahnsinn treiben? Er stellte diese Fragen an den Mann, der ihm Brot und Wasser brachte, doch gab der Mann keine Antwort, sprach kein einziges Wort. Peter hatte im „Loch" keine andere Gesellschaft als seinen Gott, und Peter kannte seinen Gott nicht gut, fühlte sich im tête-à-tête mit ihm nicht wohl.

Am meisten wurde Peter von der Kälte gequält; sie kroch ihm in die Knochen, seine Zähne klapperten. Trotzdem er sich rastlos bewegte, vermochte er sich nicht zu erwärmen. Sobald der Mann die Tür öffnete, bat Peter um eine Decke, und jedes Mal, wenn der Mann wieder erschien, bettelte Peter stürmischer. Er sei krank, sei bei der Explosion verletzt worden, verlange nach einem Arzt, werde sterben. Doch kam niemals eine Antwort. Peter lag auf dem Boden, zitterte und weinte, wand sich, redete irr, verlor auf kurze Zeit das Bewußtsein, wußte schließlich nicht, ob er wache oder schlafe, lebe oder gestorben sei. Fieberträume suchten ihn heim, was sich mit ihm ereignete, die Menschen, die ihn gequält hatten und noch quälten, wurden für ihn zu Ungeheuern und Teufeln, die ihn weit fortschleppten, ihn in Abgründe der Angst und der Folterqualen stürzten.

Und dennoch, wie auch immer seltsam und fremdartig die Phantome waren, die Peters kranke Phantasie heraufbeschwor, keines von ihnen war derart furchtbar, wie es die Wirklichkeit war, die zu jener Zeit das Leben von American-City beherrschte und die über das Schicksal eines armseligen kleinen Mannes namens Peter Gudge beschloß. In American-City lebte eine Gruppe Männer, die sich der Industrien der Stadt bemächtigt hatte und das Leben der Bevölkerung beherrschte. Diese Gruppe, machtgefestigt in der Industrie sowie in der Stadtverwaltung, stand der Opposition einer neuen, rasch aufblühenden Macht gegenüber, nämlich der des organisierten Proletariats, das entschlossen war, die Gewalt der Oligarchie zu brechen und deren Macht zu übernehmen. Der Kampf zwischen diesen beiden Gruppen nahte seinem Höhepunkt.

Sie glichen zwei gewaltigen Ringkämpfern, im Todeskampf verstrickt, zwei kämpfenden Riesen, die Bäume mit den Wurzeln ausreißen, Felsen von den Gebirgen abbrechen, um einander die Schädel einzuschlagen. Und was war der arme Peter? Eine Ameise, die über das Feld dahinkroch, auf dem die Kämpfer zusammenprallten. Die Erde erbebte unter ihren Füßen, der Schmutz flog aufgewirbelt nach allen Seiten, die unselige Ameise wurde hierhin und dorthin gestoßen, fiel, ward unter Trümmern begraben; und jählings trat ein Riesenfuß auf die Stelle, wo sie keuchend und ringend lag!

6.

Peter war vielleicht drei Tage, vielleicht auch eine Woche im „Loch" — er wußte nicht, wie lange, und auch später sagte es ihm niemand — da ward plötzlich die Tür abermals geöffnet und er vernahm zum ersten Mal wieder eine Stimme: „Kommen Sie heraus."

Peter hatte sich danach gesehnt, eine Stimme zu hören, nun jedoch verkroch er sich entsetzt in eine Ecke. Es war Guffeys Stimme, und Peter wußte, was dies bedeute. Seine Zähne schlugen gegen einander, er jammerte auf: „Ich weiß nichts. Ich kann nichts sagen!"

Eine Hand griff in die Zelle, packte ihn beim Kragen. Einen Augenblick später schritt er vor Guffey den Korridor entlang. „Halten Sie das Maul!" war die einzige Antwort auf Peters Winseln und Klagen. Der Mann schob ihn in ein Zimmer, warf ihn auf einen Stuhl, als ob er ein Bündel Bettzeug wäre, zog einen zweiten Stuhl heran und setzte sich ihm gegenüber.

„Hören Sie mich an," sagte der Mann. „Ich möchte mit Ihnen ins Einverständnis kommen. Wollen Sie in jenes „Loch" zurückgehen?"

„Nein," jammerte Peter.

„Gut, ich möchte Ihnen bloß mitteilen, daß Sie den Rest ihres Lebens in diesem Loche verbringen werden, ausgenommen die Zeiten, da ich mit Ihnen spreche. Und wenn ich mit Ihnen spreche, so werde ich Ihnen den Arm auskugeln, Ihnen Splitter zwischen die Fingernägel treiben, Ihnen die Haut mit Streichhölzern verbrennen — bis Sie mir sagen, was ich wissen will. Niemand wird Ihnen helfen, niemand wird irgendetwas von der ganzen Angelegenheit wissen. Sie werden in meiner Gewalt bleiben, bis Sie in ein besseres Jenseits übersiedeln."

Peter vermochte bloß zu schluchzen und zu stöhnen.

„Ich habe," fuhr Guffey fort, „über Sie alles erfahren, kenne Ihre Lebensgeschichte von Ihrer Geburt an; geben Sie sich keine Mühe, mir etwas zu verheimlichen. Ich kenne Ihren Anteil an dem Bombenattentat und kann Sie ohne die geringste Mühe an den Galgen bringen. Doch gibt es etliche Einzelheiten, die ich den anderen Kerlen nicht nachzuweisen vermag. Und diese anderen sind die Rädelsführer, die wahren Teufel; auf diese mache ich Jagd. Sie haben also die Möglichkeit, sich zu retten und sollten dafür dankbar sein."

Peter schluchzte und stöhnte noch immer.

„Halten Sie das Maul!" schrie der Mann. Doch dann hielt er Peters erschreckten Blick mit seinem eigenen fest und sprach: „Verstehen Sie recht, Sie haben die Möglichkeit, sich selbst zu retten. Brauchen

bloß alles zu erzählen, was Sie wissen. Dann werden Sie freigelassen und sollen keine Unannehmlichkeiten mehr haben. Wir werden für Sie sorgen, alles wird Ihnen leicht gemacht werden."

Peter stierte ihn an, wie ein verzaubertes Kaninchen. Eine unendliche Sehnsucht stieg in seiner Seele auf — frei sein, von allen Unannehmlichkeiten erlöst, versorgt! Hätte er doch etwas zu berichten gehabt, wüßte er doch, wie er einen Bericht erfinden könnte!

7.

Jählings schossen des Mannes Arme vor, er packte Peters Hand. Wieder drehte er ihm das Handgelenk um, das wunde Handgelenk, das noch immer von der ersten Folter schmerzte. „Werden Sie aussagen?"

„Ich täte es, könnte ich es," schrie Peter. Aber mein Gott, wie kann ichs?"

„Lügen Sie nicht!" zischte ihn der Mann an. „Ich weiß alles über Sie, mich können Sie nicht narren. Sie kennen Jim Goober."

„Ich habe nie von ihm gehört," wimmerte Peter.

„Sie lügen!" erklärte der andere und drehte abermals Peters Gelenk.

„Ja, ja, ich kenne ihn!" schrie Peter.

„Ah, das klingt schon besser. Natürlich kennen Sie ihn. Wie sieht er aus?"

„Ich . . . ich weiß nicht. Ein großer Mann."

„Sie lügen, er ist ein mittelgroßer Mann."

„Er ist ein mittelgroßer Mann."

„Ein dunkelhaariger Mann?"

„Ja, ein dunkelhaariger Mann."

„Kennen Sie auch Frau Goober, die Musiklehrerin?"

„Ja, ich kenne sie."

„Haben Sie bei ihr im Hause verkehrt?"

„Ja, ich habe bei ihnen im Hause verkehrt."

„Wo ist das Haus?"

„Ich weiß . . . das heißt . . ."

„Liegt es in der Vierten Straße?"

„Ja, es liegt in der Vierten Straße."

„Und er hat Sie gemietet, damit Sie ihm die Reisetasche mit den Bomben tragen. Nicht wahr?"

„Ja, er hat mich gemietet."

„Und hat Ihnen gesagt, was die Reisetasche enthält, nicht wahr?"

„Er . . . er . . . Das . . . Ich weiß nicht."

„Sie wissen nicht, ob er es Ihnen gesagt hat?"

„Ja—a, er hat es mir gesagt."

„Sie wußten um die Verschwörung?"

„Ja—a, ich wußte darum."

„Kennen Sie den Juden Isaacs?"

„Ja, ich kenne ihn."

„Er war es, der den Karren fuhr, nicht wahr?"

„Ja, er fuhr den Karren."

„Wohin fuhr er damit?"

„Er . . . er fuhr . . . . überallhin damit."

„Er brachte auch die Reisetasche auf dem Karren, nicht wahr?"

„Ja, das tat er."

„Sie kennen auch Biddle, und wissen, was er getan hat?"

„Ja, ich weiß es."

„Und Sie sind bereit, mir alles zu sagen, was Sie wissen, nicht wahr?"

„Ja, ich werde es sagen, werde Ihnen alles berichten, was Sie . . ."

„Sie werden alles berichten, was Sie wissen?"

„Ja, Herr."

„Und Sie werden bei Ihrer Aussage bleiben, nicht versuchen, sie zurückzunehmen? Sie wollen doch nicht wieder ins „Loch" kommen?"

„Nein, Herr."

Plötzlich entnahm Guffey seiner Tasche ein gefaltetes Dokument, das aus einigen mit Maschinenschrift bedeckten Seiten bestand. „Peter Gudge," sagte er. „Ich habe über Sie Erkundigungen eingezogen, und weiß genau, wie weit Sie an dieser Angelegenheit beteiligt sind. Wenn Sie dies lesen, werden Sie sehen, wie gut ich unterrichtet bin. Sie werden keinen einzigen Irrtum entdecken können." Dies sollte ein Witz sein, doch war der arme Peter derart von Angst geschüttelt, daß er gar nicht mehr wußte, ob es auf der Welt noch ein Lächeln gebe.

„Dies ist Ihre Aussage. Sehen Sie? Nehmen Sie die Papiere und lesen Sie."

Peter nahm das Dokument in seine zitternde Hand — die andere war völlig gelähmt. Er versuchte zu lesen, doch bebte seine Hand dermaßen, daß er sie aufs Knie legen mußte und nun entdeckte er auch, daß sich seine Augen noch nicht wieder an das Licht gewöhnt hatten. Er vermochte die Schrift nicht zu entziffern. „Ich kann nicht," wimmerte er.

Der andere nahm ihm das Papier aus der Hand. „Ich werde es Ihnen vorlesen. Hören Sie zu und passen Sie gut auf, ob alles stimmt."

Und Guffey begann das lange Dokument zu lesen. „Ich Peter Gudge sage unter Eid aus, daß . . ." u. s. w. Es war eine lange und verwickelte Geschichte über einen Mann namens Jim Goober und dessen Frau,

sowie über drei andere Männer, ferner darüber, wie sie Peter dazu verwandt hatten, das Material für die Verfertigung der Bomben zu kaufen, wie Peter ihnen geholfen hatte in einem bestimmten Raum, in einem bestimmten Haus die Bomben zu verfertigen, wie sie die Bomben in eine Reisetasche verpackt hatten, dazu eine Uhr, damit die Bomben rechtzeitig explodieren, und wie Isaacs, der Karrenkutscher, diese Bomben bis an eine Ecke der Hauptstraße befördert hatte und wie sie dann die Reisetasche mit den Bomben auf der Straße gelassen hatten, durch die der Kriegsbereitschaftszug kommen sollte.

Alles war ganz klar und verständlich. Peter hätte am liebsten vor Freude aufgejauchzt, da er den Worten lauschte; nun wußte er, wie er es anfangen müsse, um aus seiner furchtbaren Lage zu entkommen. Nun wußte er, was er der Polizei zu Folge hätte wissen müssen. Weshalb hatte Guffey ihm alles nicht schon längst mitgeteilt, so daß er es hätte wissen können, ohne seine Finger ausgerenkt und sein Gelenk verletzt zu bekommen?

„Ist das Ihr Geständnis?" fragte Guffey.

„Ja," entgegnete Peter.

„Sie werden es aufrecht erhalten?"

„Ja, Herr."

„Wir können uns auf Sie verlassen? Sie werden keine Dummheiten mehr machen?"

„Ja, Herr."

„Sie schwören, daß alldies wahr sei?"

„Ich schwöre."

„Werden sich von niemandem überreden lassen, die Aussage zurückzunehmen? Was auch immer man Ihnen sagen mag?"

. . . ein Schlag, der ihn aufhob, als sei er eine Feder (S. 13)

„Nein, Herr."

„Gut," meinte Guffey, und aus seiner Stimme tönte die Erleichterung eines Geschäftsmannes, der soeben ein wichtiges Geschäft abgeschlossen hat. Er wurde schier menschlich, da er fortfuhr: „Peter, jetzt sind Sie unser Mann, und wir werden auf Sie zählen. Sie verstehen natürlich, daß wir Sie als Zeugen zurückhalten müssen, doch sind Sie kein Gefangener mehr, werden gut behandelt werden. Wir werden Sie ins Gefängnisspital schicken, dort bekommen Sie gut zu essen, brauchen nicht zu arbeiten. In einer Woche etwa werden Sie vor die Geschworenen kommen. Inzwischen — Sie verstehen, niemandem ein Wort. Vielleicht werden Leute versuchen, etwas aus Ihnen herauszuziehen, aber öffnen Sie den Mund in dieser Angelegenheit nur mir gegenüber. Ich bin Ihr Vorgesetzter und werde Ihnen sagen, was Sie zu tun haben. Ich werde Ihnen helfen. Verstanden?"

„Ja, Herr," erwiderte Peter.

8.

Eine Legende erzählt, es habe einmal einen Neger gegeben, der sich freiwillig die Zehe gegen einen harten Gegenstand stieß, weil es so angenehm war, wenn der Schmerz nachließ. Nach dem gleichen Prinzip verlebte Peter im Gefängnisspital glückliche Tage. Er hatte ein weiches Bett sowie genügende Nahrung und brauchte keine Arbeit zu verrichten. Allmählich heilten seine Finger und sein Gelenk, er nahm täglich fast ein halbes Pfund zu, und sein reger Geist schickte sich an, seine Umgebung zu studieren, zu erkunden, wie er es anfangen müsse, um auf unbestimmte Zeit diese angenehmen Verhältnisse genießen zu können

und noch andere kleine Behaglichkeiten zu erringen, die das Leben erst lebenswert machen.

Der Leiter des Spitals war ein alter Mann namens Doobman. Er hatte diesen Posten bekommen, weil er der Onkel eines Stadtrates war und füllte ihn seit sechs Jahren aus, in welcher Zeit er fast ebenso sehr zugenommen hatte, wie Peter es tat. Er befand sich nun bereits in einer Verfassung, da er es soviel wie möglich vermied, sich aus seinem Lehnstuhl zu rühren. Peter entdeckte dies und benützte es, um sich auf verschiedene Arten nützlich und beliebt zu machen. Herr Doobman huldigte einem geheimen Laster: er schnupfte und wollte um der Disziplin willen nicht, daß diese furchtbare Tatsache bekannt werde. Deshalb wartete er stets bis ihm alle den Rücken drehten und erst dann nahm er eine Prise. Peter bemerkte dies, und drehte dem alten Mann taktvoll in regelmäßigen Zeitabschnitten den Rücken.

Jedermann in diesem Spital huldigte einem geheimen Laster, und es war Herrn Doobmans Pflicht, die Laster der anderen im Zaum zu halten. Zu den Insassen des Spitals zählten auch viele Gefangene, die Geld hatten und sich die Annehmlichkeiten des Lebens leisten konnten. Sie verlangten nach Tabak, Whisky, Kokain, und etliche forderten sogar die Möglichkeit, allerhand schmutzige Dinge zu treiben. Sie waren gerne bereit, ihr ganzes Geld für die Befriedigung ihrer Lüste auszugeben. Die Angestellten des Spitals waren lauter politische Beamte, Schiffbrüchige, die sich in der kommerziellen Welt nicht über Wasser hatten halten können und gleich Peter eine leichte Beschäftigung gesucht hatten. Sie ließen sich alle bestechen und waren auch bereit,

Peter zu bestechen, damit er ihnen helfe, Herrn Doobman zu hintergehen. Herr Doobman seinerseits war geneigt, Peter mit vielen Vergünstigungen zu belohnen, falls dieser ihm geheime Informationen verschaffe. In einer derartigen Lage fiel es einem gewandten Menschen leicht, sich ein kleines Kapital anzuhäufen.

Meist blieb Peter Herrn Doobman treu, denn er hatte aus bitterer langer Erfahrung gelernt, es lohne sich, ehrlich zu sein. Doobman wurde von den anderen Angestellten „der Alte" genannt; in Peters Leben, seit dem Morgengrauen seiner Kindheit, hatte es stets solch einen „Alten" gegeben, den Quell der Autorität, den Spender körperlichen Behagens. Zuerst war es der „Alte" Drubb gewesen,der von frühem Morgen bis zum späten Abend grüne Brillen trug, und auf der Brust ein Schild: „Ich bin blind", und sich von einem müden kleinen Kind an der Hand durch die Straßen führen ließ. Nachts, wenn sie in ihre Dachkammer heimkehrten, nahm der „Alte" die grünen Brillen ab und war sehr wohl fähig, Peter genau zu sehen, und wenn Peter tagsüber auch nur den geringsten Fehler begangen hatte, so schlug er ihn blau und grün.

Da Drubb verhaftet wurde, kam Peter in ein Waisenheim; auch hier gab es einen „Alten", und die gleiche harte Lektion der Untertänigkeit mußte gelernt werden. Peter entfloh dem Waisenheim und nun kam er zu Pericles Priam und dessen prächtigem, schmerztötendem Mittel, und auch hier studierte Peter die Launen seines Herrn und diente dessen Interessen. Als Pericles eine reiche Witwe heiratete und Peter fortjagte, gelangte er in den Tempel des Jimjambo. Dort war der „Alte" Tuschbar Akrogas, der Majordomus, gewesen, furchtbar in seinem Zorn, doch ein

großmütiger Geber,wenn man es verstand, seiner Eitelkeit zu schmeicheln, seine Schwächen auszunützen, ihm den Weg seiner Lüste zu ebnen. Alle Jahre seines Lebens hatte Peter die Kniegelenke beugen müssen, bis ihm dies zum Instinkt geworden war — einem Instinkt, der zurückging weit bis hinter die zwanzig Jahre seines bewußten Lebens, zurückging zwanzigtausend Jahre, vielleicht sogar zehnmal zwanzigtausend Jahre, bis zu einer Zeit, da Peter an einer Höhlenöffnung einen Steinspeer geschnitzt und Markknochen für einen „Alten" der Sippe geröstet und gesehen hatte, wie aufrührerische junge Männer dem säbelzahnigen Tiger zur Beute hingeworfen worden waren.

9.

Peter entdeckte, daß er im Spital etwas wie eine Persönlichkeit sei. Er war der „Zeugenstar" im sensationellen Fall Goober, über den die ganze Stadt, ja das ganze Land sprach. Es war bekannt, daß er „Staatszeuge" geworden, wieviel er jedoch wußte und was er verraten habe, blieb ein dunkles Geheimnis, und Peter „hielt das Maul", blickte gewichtig drein und freute sich seiner Bedeutsamkeit.

Doch lag kein Grund vor, weshalb er nicht den Reden der anderen lauschen, kein Grund, weshalb er sich nicht über den ganzen Fall informieren sollte, auf daß er künftighin für sich selbst sorgen könne. Er hörte an, was der „Alte" Doobman zu sagen hatte, was Jan Christian, der schwedische Assistent, dazu meinte, und was Gerald Leslies, des Kohlenteufels, Ansichten waren. Alle diese Leute und auch noch andere Insassen des Spitals hatten draußen Freunde, die etwas „Genaues" wußten. Die einen berichteten das eine, die anderen

das gerade Gegenteil; Peter verglich, verband die Reden, benützte seinen scharfen Verstand und glaubte bald, nun wisse er die Wahrheit über den Fall.

Jim Goober war ein bekannter Arbeiterführer. Er hatte die Angestellten des Eisenbahntrusts organisiert, hatte einen gewaltigen Streik proklamiert und durchgeführt. Er hatte auch Bauarbeiterstreiks organisiert, etliche Leute behaupteten, er habe an halbfertigen Gebäuden Dynamit ausprobiert; dies hielten sie für einen gelungenen Witz. Jedenfalls wollten die Geschäftsleute der Stadt ihn irgendwo unterbringen, wo er sie nicht mehr belästigen konnte, und da ein unbekannter Wahnsinniger die Bombe gegen den Kriegsbereitschafts-Umzug geworfen hatte, glaubten die Großen der Stadt, nun sei die günstige Gelegenheit gekommen. Guffey, der Mann, der sich mit Peter abgegeben hatte, war das Haupt des Geheimdienstes des Eisenbahntrusts, und die Großen hatten ihm die ganze Angelegenheit übergeben. Sie verlangten, daß etwas geschehe, trauten der unfähigen, bestechlichen Stadtpolizei nicht. Goober befand sich mit seiner Frau und drei Freunden im Gefängnis, und die Zeitungen der Stadt betrieben eifrige Propaganda, um das Publikum auf die Hinrichtung aller fünf vorzubereiten

All dies war natürlich ganz in Ordnung: Jim Goober war bloß ein Name für Peter, weit weniger wichtig, als eine einzige von Peters Mahlzeiten. Peter begriff Guffeys Vorgehen, nahm ihm bloß übel, daß er ihm nicht gleich die Geschichte erzählt und ihm so die Schmerzen erspart habe Wahrscheinlich aber, dachte Peter, wollte Guffey ihm eine Lektion geben, um sich seiner zu vergewissern . Peter hatte die Lektion gelernt, nun galt es Guffey und Doobman dies zu beweisen.

„Halten Sie das Maul", hatte Guffey gesagt, und Peter sprach kein Wort über den Fall Goober. Aber er redete selbstverständlich über andere Dinge. Man konnte doch nicht den ganzen Tag über stumm wie eine Mumie umhergehen; außerdem gehörte es zu Peters Schwächen, daß er gerne von seinen Leistungen sprach, von den geschickten Kniffen, vermittels welcher er den letzten „Alten" überlistet hatte. So kam es, daß er Gerald Lesl e, dem Kohlenteufel, die Geschichte von Pericles Priam erzählte; berichtete, wie er geholfen habe, dem Publikum viele tausend Dollars zu entlocken und wie er und Pericles zweimal wegen Betrugs verhaftet worden waren. Auch sprach er vom Tempel des Jimjambo und von den seltsamen und unglaublichen Dingen, die sich dort zugetragen hatten. Paschtian el Kalandra, der sich den Hauptmagister des eleusinischen Exotismus nannte, behauptete seinen Anhängern gegenüber, achtzig Jahre zu zählen, tatsächlich aber war er noch unter vierzig. Er gab sich als persischer Prinz aus, doch war er in einer kleinen Stadt Indianas geboren und hatte seine Laufbahn als Austräger in einem Kolonialwarengeschäft begonnen. Es wurde erzählt, er lebe bloß von einer Handvoll Früchte, aber Peter mußte jeden Tag helfen, ein großes Beefsteak oder ein gebratenes Huhn zuzubereiten. Dies seien Opferspeisen, erklärte der Prophet seinen Jüngern; Peter erhielt die Ueberreste der Opferspeisen und verschlang sie andächtig hinter der Tür des Dienerzimmers. Dies war ein Teil seiner Privatbestechung gewesen, die ihm gewährt ward, weil er vor dem Propheten die Diebstähle des Majordomus Tuschbar Akrogas verheimlichte.

Dieser Tempel des Jimjambo war ein wundersamer Ort gewesen, es gab dort mystische Altäre, von

sieben Schleiern verhüllt, hinter denen der Prophet erschien, in ein langes, weißes, mit Gold und Purpur besetztes Gewand gekleidet, rosa gestickte Pantoffel an den Füßen, und mit einem symbolischen Hauptschmuck. Seine Vorträge und religiösen Riten wurden von Hunderten von Leuten besucht; hauptsächlich von reichen Damen der Gesellschaft, die in ihren Automobilen zum Tempel gefahren kamen. Zum Tempel hatte auch eine Schule gehört, in der Kinder in die Geheimnisse des Kultus eingeweiht wurden. Der Prophet führte diese K nder auch in seine Privatgemächer und schreckliche Gerüchte entstanden — die schließlich dazu führten, daß die Polizei auf den Tempel eine Razzia veranstaltete, der Prophet floh, mit ihm der Majordomus und auch Peter Gudge, Küchenjunge und Helfershelfer.

Es belustigte Peter, Gerald Leslie seine Abenteuer aus der „Apostolischen Kirche" zu erzählen, in deren Kirchengemeinschaft er zufällig geraten war, als er nach einer Beschäftigung suchte. Peter hatte sich der Sekte angesch ossen, hatte die Kunst: „in Zungen zu reden" erlernt, verstand gar bald, in verkrampfter Verzückung über d e himmlische Glorie von seinem Stuhl zu fallen. Es gelang ihm, das Vertrauen des hochwürdigen Gamaliel Lunk zu erwerben, der ihn im Geheimen dazu verwendete, Propaganda für seine Gehaltserhöhung zu treiben. Doch erfuhr Peter gewisse Dinge, die ihn veranlaßten, zu der Partei des Schusters Smither überzugehen, der der Gemeinde einzureden versuchte, er vermöge krampfhafter und stärker zu „rollen", als der hochwürdige Gamaliel. Peter hatte seinen Posten erst wenige Tage innegehabt, als man ihn hinauswarf wegen eines Pfannkuchens, den er gestohlen hatte.

All dieses und noch anderes berichtete Peter in dem Glauben, er sei jetzt, unter dem Schutze der Behörden, völlig sicher. Nach zwei im Spital verbrachten Monaten jedoch wurde er eines Tages ins Bureau gerufen, wo Guffey stand und ihn voll schwarzer Wut anstarrte. „Sie verdammter Esel!" waren Guffeys erste Worte.

Peters Knie knickten ein, seine Zähne schlugen gegen einander. „Wie?" rief er.

„Sagte ich Ihnen denn nicht, Sie sollten das Maul halten?" Guffey sah drein als wolle er abermals Peters Gelenk umdrehen.

„Herr Guffey, ich habe keiner Menschenseele ein Wort gesagt, habe über den Fall Goober kein einziges Wort gesprochen."

Sturzflutartig kamen Peters Proteste, aber Guffey fiel ihm ins Wort:

„Halten Sie das Maul, Sie Narr. Vielleicht haben Sie nicht über den Fall Goober geredet, jedenfalls aber haben Sie von sich selbst gesprochen. Haben Sie nicht jemandem erzählt, Sie hätten mit Kalandra gearbeitet?"

„Ja, Herr."

„Und Sie wußten, daß die Polizei ihn suche und auch Sie?"

„Ja, Herr."

„Außerdem haben Sie erzählt, daß Sie wegen des Verkaufes betrügerischer Medizinen verhaftet worden waren?"

„Ja, Herr."

„Allmächtiger Gott!“ rief Guffey. „Was glauben Sie denn, daß Sie jetzt noch als Zeuge wert sind?“

„Aber“, stöhnte Peter verzweifelt „Ich habe doch nichts gesagt, was irgenwie schaden könnte. Hab bloß....“

„Was wissen denn Sie, was zu schaden vermag“, brüllte der Detektiv und spritzte einen Sturm fürchterlicher Flüche heraus. „Die Goober-Leute haben uns Spione in den Nacken gesetzt, haben sogar hier im Gefängnis einen Spion. Jedenfalls wissen sie alles über Sie und Ihre Vergangenheit. Ihr blödes Geschwätz hat uns ruiniert.“

„Mein Gott“, flüsterte Peter mit ersterbender Stimme.

„Stellen Sie sich doch Ihre Person auf der Zeugenbank vor! Bedenken Sie, wie man Sie vor den Geschworenen bloßstellen würde! Als Schwindler mit gefälschten Medizinen durchs Land reisen, wegen Betrug eingesperrt werden! Helfershelfer des verdammten Schurken Kalandra.“ Und Guffey fügte noch etliche furchtbare Worte hinzu, die die abscheulichen Laster charakterisierten, deren der Prophet beschuldigt worden war. „Und Sie sind in all dies verwickelt!“

„Ich habe nie so etwas getan!“ rief Peter wild. „Wußte nicht einmal etwas Gewisses um diese Dinge.“

„Erzählen Sie das den Geschworenen,“ höhnte Guffey. „Die Leute sind sogar beim Schuster Smithers gewesen, werden seine Frau als Zeugin anführen, daß Sie ein gemeiner Dieb sind und von ihr fortge agt wurden. Alldies, weil Sie nicht imstande waren, mir zu gehorchen und das Maul zu halten.“

Peter brach in Tränen aus. Er fiel auf die Knie, schwor, er habe nichts Unrechtes tun wollen, habe

nicht gewußt, daß er nicht über sein vergangenes Leben reden dürfe, habe nicht geahnt, was es bedeute, ein Zeuge zu sein, wie sich ein Zeuge zu verhalten habe. Man habe ihm bloß befohlen, nicht über den Fall Goober zu sprechen und diesen Befehl habe er getreulich befolgt. Aber Peters Tränen und Flehen waren vergeblich. Guffey schickte ihn ins Loch zurück, erklärte, er werde beweisen, Peter habe die Bombe geworfen, Peter und nicht Jim Goober sei das Haupt der Verschwörung gewesen. Hatte denn Peter nicht ein Bekenntnis unterschrieben, in dem er erklärte, er habe geholfen die Bombe zu verfertigen?

11.

Und abermals wußte Peter nicht, wie lange er schaudernd in dem schwarzen Verließ lag, wußte bloß, daß er dreimal Wasser und Brot erhielt, bevor Guffey erschien und ihn herausrief. Peter saß bebend, zusammengekauert auf einem Stuhl, verkrampfte die zitternden Hände, während der erste Detektiv des Eisenbahntrusts ihm sein neues Programm erklärte. Als Zeuge war Peter völlig untauglich geworden. Die proletarischen Organisationen hatten für die Verteidigung ungeheure Summen aufgebracht, die Arbeiterorganisationen der Stadt, ja fast des ganzen Landes standen hinter ihnen, sie dangen überall Spione, versuchten über den Prozeß zu erfahren, was zu erfahren war, erforschten das Vorleben der Zeugen, das wahrscheinliche Vorgehen des Staatsanwaltes. Guffey verschwieg, daß er nicht gewagt hatte, Peter fortzujagen, aus Angst, Peter könne zu der Goober-Partei übergehen und alles, was er wußte, berichten; doch erriet Peter dies dennoch und er fühlte freude-

bebend, daß er nun endlich den Fuß auf die erste Sprosse des Wohlstandes gesetzt habe. Nicht vergeblich waren ihm beinahe die Finger gebrochen und das Gelenk verrenkt worden!

„Meine neue Idee," sagte Guffey, „ist folgende. Als Zeuge sind Sie nichts mehr wert, doch könnten Sie gut als Spitzel dienen. Alle wissen, daß Sie geschwätzt haben, daß ich dies erfuhr und Sie ins Loch werfen ließ. Jetzt gilt es, aus Ihnen einen Märtyrer zu machen. Verstehen Sie?'

Peter nickte; ja, er verstand, es war eine seiner Eigenheiten, derartige Dinge sofort zu erfassen.

„Sie sind ein ehrlicher Zeuge, verstehen Sie? Ich wollte Sie zur Lüge verführen, doch gelang mir dies nicht. Sie gehen jetzt zur anderen Partei über, werden dort mit offenen Armen aufgenommen. Sie erkunden, so viel Sie können, von Zeit zu Zeit treffen Sie mit einem meiner Leute zusammen und berichten, was Sie erfahren haben. Verstanden?"

„Ja," entgegnete Peter eifrig. Worte hätten seine Erleichterung nicht zu schildern vermocht. Nun hat er eine Beschäftigung. Wird Spitzel sein, wie Guffey.

„Zuerst," fuhr dieser fort, „will ich wissen, wer hier im Gefängnis spioniert. Wir können nichts tun, ohne daß die anderen es erfahren. Ich habe Zeugen, die ich gerne verbergen möchte, doch wage ich nicht, sie hierher zu bringen, fürchte die Goober-Leute Ich muß wissen, wer die Verräter sind. Ich muß überhaupt vieles erfahren. Ich werde Ihnen näheres bei Gelegenheit mitteilen. Sie sollen sich mit den Roten anfreunden, ihre Sprache reden lernen. Glauben Sie, Sie werden dazu fähig sein?"

„Gewiß," erwiderte Peter. Er konnte ein Lächeln nicht unterdrücken; er war doch selbst beschuldigt worden, ein Roter zu sein, Anteil an der Verschwörung zu haben. Doch hatte Guffey diesen Schwindel nun aufgegeben, ihn vielleicht sogar vergessen!

Die Aufgabe, die Peter gestellt wurde, war eine leichte. Er mußte nicht einmal vorgeben, etwas anderes zu sein, als er wirklich war, brauchte sich bloß ein Opfer der Verhältnisse zu nennen, ehrliche Empörung gegen jene bezeigen, die ihn als falschen Zeugen wider Jim Goober hatten verwenden wollen. Alles andere würde von selbst kommen. Er wird das Vertrauen der Arbeiterführer erringen, und Guffey wird ihm stets sagen, was er als nächstes zu tun habe.

„Wir werden Sie in eine der Zellen stecken," sagte der Detektiv, „und vorgeben, Sie würden den Fragen des „dritten Grades" unterworfen. Brüllen Sie, machen Sie Geschichten, schreien Sie so laut Sie können, daß Sie nichts verraten werden. Schließlich werden wir es aufgeben und Sie fortjagen. Dann brauchen Sie bloß in den Straßen in der Nähe des Gefängnisses umherzulungern. Wenn ich mich nicht ganz irre, werden Ihnen die richtigen Leute schon nachkommen."

Derart wurde die kleine Komödie durchgeführt. Guffey packte Peter beim Kragen, schleppte ihn in den Mitteltrakt des Gefängnisses und schloß ihn in eine Zelle ein. Er griff nach Peters Handgelenk, tat, als drehe er es um. Peter protestierte heftig. Er brauchte gar keine Einbildungskraft, kannte er doch den Schmerz, wußte genau, wie er sich dabei benommen hatte, und handelte nun auch diesmal so. Er schluchzte und brüllte, erklärte kreischend immer wieder, daß er die Wahrheit gesagt habe, nichts anderes wisse

und daß nichts auf der Welt ihn veranlassen werde, etwas anderes auszusagen. Guffey ließ ihn bis spät am Nachmittag in der Zelle, kehrte dann wieder, packte ihn beim Kragen, führte ihn zum Tor des Gefängnisses und warf ihn mit einem Abschiedsfußtritt hinaus.

Peter war frei. Welch herrliches Gefühl — Freiheit! Gab es auf der Welt noch etwas Herrlicheres? Peter hätte am liebsten vor Glück geschrien und geweint. Doch schwankte er bloß die Straße entlang, sank schluchzend auf einen Prellstein, verbarg den Kopf in den Händen und wartete. Er wartete nicht vergeblich. Nach etwa einer Stunde berührte eine Hand leise seine Schulter. „Genosse," sagte eine weiche Stimme. Peter blickte zwischen den Fingern hervor und sah eine Frauengestalt. Ein gefaltetes Stück Papier wurde ihm in die Hand gesteckt, die weiche Stimme sagte: „Kommen Sie zu der angegebenen Adresse." Das Mädchen schritt weiter, und Peters Herz sprang hoch vor Erregung. Nun war er ein Spitzel!

12.

Peter wartete, bis die Dunkelheit kam, dies schmeichelte seinem Sinn für Romantik — auch erfreute er seine Eitelkeit, indem er sich vorsichtig nach allen Seiten umschaute, da er die Straße entlang schritt. Er wußte nicht recht, wer ihn eigentlich beobachten sollte, da er jedoch ein Spitzel war, wollte er sich auch spitzelhaft benehmen.

Außerdem quälte ihn echte Sorge. Er hatte die Wahrheit gesprochen, da er Guffey erklärte, er wisse nicht, was ein Roter sei; seitdem jedoch hatte er

darüber Erkundigungen eingezogen und wußte es nun. Ein Roter war ein Mensch, der mit Organisationen und Streiks sympathisierte, der die Reichen ermorden und ihren Besitz aufteilen wollte, und Dynamit, als das raschest wirkende Mittel, für das geeignetste hierzu hielt. Alle Roten verfertigen Bomben, tragen verborgene Waffen bei sich, vielleicht auch Gifte — wer kann es wissen? Und jetzt geht Peter unter sie, soll einer der ihren werden. Es war fast zu interessant für einen Menschen, der vor allem die Bequemlichkeit liebte. Etwas in ihm flüsterte: „Weshalb nicht entfliehen, die Stadt verlassen, der ganzen Sache ein Ende machen?" Dann jedoch dachte er an die Belohnungen und Würden, die ihm Guffey versprochen hatte. Uebrigens empfand er auch echte Neugierde. Fliehen konnte er immer, doch wollte er zuerst das Leben eines Spitzels auskosten.

Er erreichte die Nummer, die ihm angegeben worden war, ein winziges Haus in einem ärmlichen Viertel, und läutete an der Tür. Ein Mädchen öffnete, und Peter erkannte sogleich, es sei das Mädchen, das ihn am Nachmittag angesprochen hatte. Sie wartete kein Wort von ihm ab, rief impulsiv: „Oh, Herr Gudge! Ich bin so froh, daß Sie gekommen sind!" Dann fügte sie leiser „Genosse" hinzu, als ob Peter ein bewährter Freund wäre, fragte aber auch schier im gleichen Atemzug: „Sie sind doch ein Genosse?"

„Wie meinen Sie das?" fragte Peter.

„Sind Sie nicht Sozialist? Wir werden Sie schon dazu machen. Sie führte ihn in ein Zimmer, rückte einen Stuhl zurecht und sagte: „Ich weiß, was man Ihnen angetan hat und wie Sie alles erduldet haben. Sie waren wundervoll, — wundervoll!"

Peter suchte vergeblich nach Worten. Des Mädchens Stimme klang nicht nur bewundernd, sondern auch zärtlich, und Peter hatte in seinem harten Leben wenig mit derartigen Gefühlen zu tun gehabt. Wohl hatte er das Kosen und Zieren kokettierender Mädchen beobachtet, aber dieses Mädchen kokettierte nicht. Ihre Stimme war weich, schier etwas zu ernst für ein junges Ding, ihre tiefliegenden wehmütigen grauen Augen ruhten auf Peter mit der liebenden Sorge einer Mutter, deren Kind eben einer Gefahr entronnen ist.

Sie rief: „Sadie, Herr Gudge ist gekommen." Und ein zweites Mädchen, älter, höher gewachsen, doch ebenso mager und blaß wie die Schwester, betrat das Zimmer. Die Mädchen hießen Jennie und Sadie Todd, die ältere war Stenographin, erhielt die Familie. Beide Mädchen schienen äußerst erregt. Sie begannen Peter nach seinen Erlebnissen zu befragen, doch hatten sie kaum etliche Minuten gesprochen, als die ältere schon ans Telephon eilte. Einige Personen, gewichtige Personen, mußten sofort mit Peter sprechen, hatten gebeten, gleich von seiner Ankunft verständigt zu werden. Das Mädchen verbrachte geraume Zeit am Telephon, und die Leute, mit denen sie sprach, mußten ihrerseits auch noch Leute antelephoniert haben, denn während der nächsten Stunden flutete unentwegt ein Menschenstrom ins Zimmer, und Peter mußte seine Geschichte immer wieder und wieder erzählen.

Als erster erschien ein riesenhafter Mann mit hartem Mund und einer so gewaltigen Stimme, daß Peter erschrak. Es wunderte ihn keineswegs, da er erfuhr, dieser Mann sei der Führer der radikalsten Gewerkschaft der Stadt — der der Matrosen. Ja, das war der richtige Rote, er entsprach völlig Peters

Vorstellung — ein grimmiger, gefährlicher Mensch, den man ordentlich in der Rolle des Samson sah, wie er die Säulen der Gesellschaft erfaßt und niederreißt. „Man hat Ihnen Angst eingejagt, mein Junge," sagte er, als er bemerkte, wie zögernd und stockend Peter auf seine Fragen antworte. „Nun, mir jagen sie seit fünfundvierzig Jahren Angst ein, ich lasse es mir bloß nicht anmerken." Um Peter zu erheitern und seine Nerven zu beruhigen, erzählte er ihm, wie er, als desertierender Matrose, durch die Wälder von Florida mit Bluthunden gehetzt und schließlich an einen Baum gebunden und halb tot geschlagen worden war.

Dann kam David Andrews, von dem Peter wußte, daß er einer der Advokaten im Prozeß Goober sei, ein hochgewachsener, vornehm aussehender Mann mit scharfen, klugen Zügen. Was tat dieser Mensch hier unter den Ausgestoßenen? Peter glaubte, der Advokat gehöre wohl zu den Geriebenen, die durch Aufhetzung zur Unzufriedenheit Geld machen. Nach ihm erschien ein junges Mädchen, zart, empfindsam und etwas verkrüppelt. Da sie das Zimmer durchschritt, um Peter die Hand zu reichen, rollten ihr Tränen über die Wangen, und Peter verharrte etwas verlegen, fragte sich, ob sie wohl gerade einen nahen Anverwandten verloren habe und ob er ihr sein Beileid aussprechen müsse. Doch erfuhr er zu seiner größten Bestürzung aus ihren ersten Worten, daß sie von der Geschichte seiner Leiden bis zu Tränen gerührt worden sei.

Diese Ada Ruth war eine Dichterin, und für Peter ein neuer Typus. Nachdem er sich über sie den Kopf zerbrochen hatte, kam er zu der Folgerung, sie sei eine der Betrogenen der Bewegung — ein armes,

sentimentales, kleines Kind, das nicht ahnt, in welch verbrecherischer Umgebung es sich befinde. Mit ihr kam ein junger Quäker mit blassem, asketischem Gesicht und schwarzen in die Augen hängenden Locken; er trug eine Windsorkrawatte und einen schwarzen Filzhut, und sah auch sonst exzentrisch genug aus. Aus seinen Reden entnahm Peter, der junge Quäker sei bereit, im Interesse des Pazifismus alle Regierungen der Welt in die Luft zu sprengen. Das Gleiche galt auch von Mc Cormick, einem der IWW-Führer (Industrie-Arbeiter der Welt), der eben sechzig Tage im Zuchthaus gesessen hatte, einem schweigsamen jungen Irländer, mit zusammengekniffenen Lippen und ruhelos schwarzen Augen, der Peter Unbehagen verursachte, indem er ihn stumm und forschend betrachtete.

13.

Und immer noch kamen Leute, einzeln und in Gruppen, alte und junge Frauen, alte und junge Männer, Fanatiker und Träumer, Agitatoren, die nicht den Mund zu öffnen vermochten, ohne daß ihnen weißglühende Worte entströmten, lodernde Leidenschaft verratend. Peter fühlte sich immer unbehaglicher, da er erkannte, er befinde sich unter den allergefährlichsten Roten von American-City. Dies waren die Menschen, die von den ordnungsliebenden Bürgern gefürchtet wurden, die der Polizei mehr Sorge verursachten, als alle gewöhnlichen Einbrecher und Banditen zusammen. Peter erkannte nun auch die Ursache derartiger Gefühle. Er hatte nicht geahnt, daß es auf der Welt so zorn- und haßgequälte Leute gebe. Derartige Menschen waren zu allem fähig! Peter saß

steif auf seinem Stuhl, seine Blicke wanderten ruhelos von einem zum anderen. Welcher von diesen Menschen hatte die Bombe geworfen? Würden sie heute Abend damit prahlen?

Peter erwartete dies eigentlich, doch fühlte er sich dessen dennoch nicht sicher. Es waren seltsame Verbrecher. Sie nannten ihn „Genosse", sprachen mit derselben Liebe zu ihm, die ihn schon bei der kleinen Jennie in Erstaunen versetzt hatte. War dies eine List, um sich in sein Vertrauen einzuschleichen, oder vermeinten diese Leute, ihn wirklich gern zu haben — ihn, Peter Gudge, den Fremden und geheimen Feind? Peter verachtete sie, während er ihren Reden lauschte, sagte er zu sich selbst: „Arme Narren!"

Sie waren alle gekommen, um seine Geschichte zu hören, bestürmten ihn mit Fragen, ließen ihn alle Einzelheiten immer wieder und wieder erzählen. Peter hatte natürlich sorgfältige Instruktionen erhalten; er durfte nichts von dem Geständnis, das er unterschrieben hatte, verlautbaren, dies gäbe den Feinden des Gesetzes und der Ordnung eine allzu gefährliche Waffe in die Hand. Er mußte die Geschichte so kurz wie möglich erzählen, wie er sich am Ort der Katastrophe befunden habe und wie die Polizei versucht hatte, ihn zu dem Geständnis zu zwingen, daß er etwas über das Bombenattentat wisse. Alldies berichtete Peter, doch war er nicht auf das peinliche Ausfragen vorbereitet, dem er von Andrews, dem Advokaten, und dem alten John Durand, dem Führer der Matrosen, unterzogen wurde. Sie wollten genau wissen, was ihm geschehen war, wer ihn gefoltert hatte, wo, wie, wann und weshalb? Peter hatte Sinn für das Dramatische und genoß es, der Mittelpunkt des Inter-

esses zu sein, sogar wenn dies bei den verbrecherischen Roten war. Er schilderte bildhaft, wie Guffey ihn in ein Verließ geworfen, ihm das Handgelenk fast ausgerenkt hatte; die Erinnerung an den Schmerz war noch frisch und verhalf seinen Worten zu einem Realismus, der kaltherzigere Menschen gerührt hätte.

Die Frauen begannen denn auch bald zu weinen und zu schluchzen, die kleine Ada Ruth wurde inspiriert und begann ein Gedicht zu deklamieren — oder verfaßte sie es am Ende gar, während sie sprach? Sie schien außer sich vor Empörung. Im Gedicht war die Rede vom Aufstand des Proletariats — vom Aufschrei der Masse.

Peter hörte zu und dachte bei sich: „arme Narren!" Und dann erhob er sich. Donald Gorden, der junge Quäker, schüttelte die schwarzen Locken zurück und begann eine Rede zu halten. Und Peter lauschte und dachte abermals bei sich: „armer Narr!" Ein anderer Mann, Redakteur an einer sozialistischen Zeitung, gestand, daß er eben einen Leitartikel verfasse; er kenne Guffey und werde Guffeys Bild veröffentlichen, ihn als „Inquisitor" brandmarken. Er verlangte auch Peters Bild und Peter versprach, sich photographieren zu lassen; unter Peters Bild sollten die Worte kommen: „Das Opfer des Inquisitors." Peter hatte keine Ahnung, was dieses lange Wort bedeutet, doch willigte er in alles ein, dachte nur immer: „arme Narren." Sie waren alle Narren, regten sich über die Leiden anderer auf.

Doch empfand Peter auch eine gewisse Angst; er konnte nicht umhin, sich seines plötzlichen Heldentums zu freuen, der Gedanke behagte ihm, daß sein Name und sein Ruhm durch das ganze Land verbreitet

werden würden, damit das organisierte Proletariat erfahre, welche Methoden der Eisenbahntrust von American-City anwendet, um einen bekannten Arbeiterführer an den Galgen zu bringen! Das Ganze schien vor Peters erschrockenen Augen ins Ungeheuerliche anzuwachsen. Peter, die Ameise, fühlte, wie die Erde zittert, ahnte jählings die Bergesgröße der mächtigen Riesen, die kämpfend über seinem Haupt dahinstampfen. Peter fragte sich, ob Guffey erkannt habe, welches Aufsehen seine Geschichte erregen würde, welch mächtige Waffe er mit ihr in die Hände der Feinde gebe? Was erwartete Guffey von Peter als Entschädigung für diese Gefährdung der eigenen Sache? Den stürmischen Reden in der kleinen Stube lauschend, verspürte Peter ein immer heftiger werdendes Verlangen, fortzulaufen. Noch nie hatte er Menschen gesehen, die sich derartig in Wut hineintrieben, noch nie Aehnliches gehört, wie die furchtbaren Dinge, die sie aussprachen, die Anklagen, die sie nicht nur wider die Polizei von American-City, sondern auch wider die Gerichte, die Presse, die Kirche und die Hochschulen schleuderten, wider alles, was gesetzliebenden Bürgern wie Peter Gudge achtenswert und heilig war.

Peters Angst begann offensichtlich zu werden, doch schien dies allen ganz erklärlich. Andrews, der Advokat, schlug vor, ihn mitzunehmen und zu verbergen, damit die Gegner ihn nicht aus dem Weg räumen. Peter werde im Prozeß Goober ein wertvoller Zeuge sein, dürfe sich keiner Gefahr aussetzen. Doch erlangte Peter seine Selbstbeherrschung wieder und spielte die edle Rolle. Nein, er werde gleich den anderen alles wagen, fürchte sich nicht allzusehr.

Sadie Todd, die Stenographin, belohnte seinen Heldenmut. In ihrem kleinen Heim gab es ein leeres Schlafzimmer, wenn Peter bei ihnen bleiben wolle, so würden sie ihr möglichstes tun, um gut für ihn zu sorgen. Peter nahm die Einladung an, und zu später Nachtstunde zerstreute sich die Gesellschaft. Die verschiedenen Gruppen der Roten gingen ihre eigenen Wege, mit geballten Fäusten und entschlossenen Gesichtern, die verrieten, sie würden Peters Geschichte benützen, um das unzufriedene Proletariat in neue Aufregung zu peitschen. Die Männer drückten beim Abschied herzlich Peters Hand, die Frauen blickten ihn liebevoll an, flüsterten ihre Bewunderung für sein tapferes Verhalten, ihre Hoffnung, ja Ueberzeugung, er werde bis zum Ende der Wahrheit treu bleiben, ihre Ideen studieren und sich der Bewegung anschließen. Und Peter dachte, sie beobachtend, bei sich: „arme Narren!"

14.

Natürlich vergeudeten die achtbaren Zeitungen von American-City nicht ihren Raum mit Widerlegung der phantastischen Anschuldigungen, die von den Roten ausgingen und die den Polizeiautoritäten vorwarfen, Zeugen zu foltern. Doch gab es in American-Cithy auch ein sozialistisches Wochenblatt, und diese Zeitung brachte einen langen Bericht über Peters Erlebnisse zusammen mit seinem Bild. Drei weitere sozialistische Zeitungen nahmen sich der Angelegenheit an, und das Goober-Verteidigungs-Komitee ließ ein Zirkular drucken, das in Tausenden von Exemplaren im ganzen Land verschickt wurde. Dieses Zirkular entwarf Donald Gordon, der junge Quäker.

Er brachte Peter den Bürstenabzug, um sich zu vergewissern, ob alle Einzelheiten stimmten; Peter las den Abzug und fühlte tief erschüttert, daß er ja doch eigentlich ein Held sei. Peter hatte nichts von seinem früheren Leben erzählt, und die Leute vom Verteidigungs-Komitee, die etwas davon wußten, schwiegen darüber. Peter lächelte, da er dies bedachte; fuchsschlau waren diese Leute, nützten ihre Karten aus — und Peter empfand eine gewisse Bewunderung für sie. In Donald Gordons Zirkular wurde Peter als armer Arbeiter hingestellt; Peter grinste. Er kannte wohl das Wort arbeiten, aber wenn er davon sprach, andere Leute zu „bearbeiten", so meinte er damit etwas anderes, als die Sozialisten.

Die Geschichte ward allgemein bekannt, allerlei Leute wünschten, Peter kennen zu lernen und suchten das Heim der Todds auf. Peter versuchte soviel wie möglich über diese Besucher zu erfahren, ihre Namen und Beschäftigung, ihre Beziehungen zu der radikalen Bewegung. Guffey hatte ihm geraten, keine Notizen zu machen, da dabei immer die Gefahr der Entdeckung drohe, doch vermochte Peter nicht alles im Gedächtnis zu behalten, schrieb sich einige Daten auf winzige Papierfetzen, die er, erschaudernd vor seiner geheimnisvollen Bedeutung, in sein Rockfutter einnähte.

Bis auf das Notizenmachen war Peters Spitzelarbeit eine leichte, denn all diese Leute waren gerne bereit, über ihre Taten zu reden; bisweilen erschreckte dies Peter, sie waren so aufrichtig und herausfordernd. Nicht nur, daß sie ihre Ansichten einander gegenseitig und ihm gegenüber aussprachen, nein, sie verliehen ihnen öffentlich, auf Rednertribünen, in Flugschriften und Zeitungen Ausdruck. Peter hatte nicht

geahnt, daß die Bewegung so weit ausgebreitet und so mächtig sei. Er hatte erwartet, eine geheime Verschwörung, vielleicht noch ein oder zwei Bomben zu entdecken, und nun war er anscheinend auf einen Vulkan gestoßen!

Doch tat Peter sein möglichstes. Er erfuhr Namen und Einzelheiten von etwa vierzig oder fünfzig Leuten der verschiedensten Stände: unbekannte Arbeiter und Arbeiterinnen, jüdische Schneider, russische und italienische Zigarettenarbeiter, auch etliche „Salonrote", elegante schimmernde Damen, die in großen glänzenden Automobilen vorfuhren und den Chauffeur stundenlang warten ließen, während sie Peters Erzählungen von der Folter „dritten Grades" lauschten. Eine wohlgesinnte Dame von einem grauen Schleier umwallt, süß duftend, meinte, Peter sei vielleicht bedürftig und drückte ihm einen Zwanzigdollarschein in die Hand. Peter, erschüttert und verwirrt durch die wundersamen Möglichkeiten, die die Bewegung in sich barg, beschloß, er werde vielleicht, falls einmal die Sache mit Guffey erledigt sei, für eine Zeit im Ernst ein Roter werden.

Inzwischen ließ er es sich bei den Schwestern Todd gut gehen. Sadie ging jeden Morgen bereits vor Acht in die Arbeit, und um diese Zeit lag Peter noch zu Bett. Jennie hingegen blieb daheim, bereitete das Frühstück für ihn, öffnete seinen Besuchern die Tür und spielte die Hausfrau. Sie war kränklich, mußte zweimal in der Woche zum Arzt gehen, der ihr Rückgrat behandelte, und sollte die übrige Zeit rasten, doch sah Peter sie nie müssig. Sie adressierte unentwegt Zirkulare, schrieb Briefe im Interesse der Bewegung, verkaufte Flugblätter, sammelte bei Meetings.

War sie nicht derartig beschäftigt, so verbrachte sie ihre Zeit mit Diskussionen — oft mit Peter — und versuchte, ihn zu ihren Ansichten zu bekehren.

Das arme Kind, dachte Peter häufig. Sie ist halb verrückt über die eingebildeten Leiden des Proletariats. Sie gönnte sich Tag und Nacht keine Ruhe, und dies war für Peter, der die Ruhe über alles schätzte, recht unangenehm. Drüben in Europa waren Millionen Männer zu Heeren organisiert, mordeten einander. Dies war freilich äußerst bedauerlich, aber was nützte es, daran zu denken? Man konnte dem Krieg doch kein Ende machen, und jedenfalls trug Peter nicht die Schuld daran. Dieses arme, irregeführte Kind jedoch handelte, als sei es für die europäische Katastrophe verantwortlich und müsse dem Krieg ein Ende bereiten. So oft sie darüber sprach — und Peter schien es, als ob sie den ganzen Tag von nichts anderem sprach — füllten sich die tiefliegenden grauen Augen mit Tränen, und das weiche Kinn zitterte schmerzlich. Sie war der Meinung, dem Krieg müsse durch den Aufstand des europäischen Proletariats ein Ende gemacht werden. Auch glaubte sie, dieser Aufstand käme früher, wenn sich das Proletariat von American City erhöbe und das Beispiel gäbe.

15.

Jennie redete ganz offen über diesen Plan; sie trug ein rotes Band im Haar, ein rotes Abzeichen an der Brust, ging auf Versammlungen und verkaufte, rotbroschierte Flugblätter. Daher war es Peters Pflicht, sie dem Leiter der Geheimpolizei des Eisenbahntrusts anzuzeigen. Er bedauerte dies, schämte sich auch ein wenig, sie war ein liebes, kleines Mädchen, außerdem

hübsch, wäre sie weniger hysterisch gewesen, man hätte sich mit ihr gut unterhalten können. Er beobachtete sie häufig, wenn sie an ihrer Schreibmaschine saß. Sie hatte seidiges, helles Haar, regelmäßige weiße Zähne, zarte Röte kam und verschwand auf ihren Wangen — ja, sie wäre recht hübsch gewesen, hätte sie sich gerader gehalten, mehr auf ihre Kleidung und ihr Aeußeres gegeben, wie das andere Mädchen tun. Aber nein, stets waren bei ihr die Nerven zum Zerreißen gespannt und das ärgste daran war, daß sie beschlossen hatte, Peter in die gleiche Geistesverfassung zu bringen. Sie beharrte darauf, Peter müsse sich über das dem Proletariat angetane Unrecht empören, glaubte bestimmt, er werde es tun, sobald er aufgeklärt sei. Sie erzählte ihm die erschütterndsten Begebenheiten, und er mußte sich erschüttert zeigen, mußte unentwegt eine empfindsame Rolle spielen. Sie gab ihm Broschüren zu lesen, fragte ihn dann aus, um zu sehen, ob er sie auch wirklich gelesen habe. Er konnte lesen — Pericles Priam hatte dafür gesorgt, weil er Peter dazu brauchte, das Drucken der Zirkulare und Annoncen in den Provinzzeitungen zu überwachen. So kam es, daß Peter in einer Ecke hocken und seine ganze Aufmerksamkeit auf das „Abc des Sozialismus", „Kapital oder Proletariat" und „Der Weg zur Macht" konzentrieren mußte.

Peter sagte sich, sein Geschäft fordere, daß er sich mit derartigem bekannt mache. Er würde ein Roter werden, mußte ihre Sprache reden können; doch fand er das Studium äußerst langweilig, voller technischer Ausdrücke, die er niemals gehö t hatte. Weshalb konnten die Leute denn nicht Amerikanisch reden? Er hatte gewußt, es gebe Sozialisten und

„Anarchisten", wie er sie nannte, und hatte gemeint, dies sei das gleiche. Jetzt aber hörte er nicht bloß von Sozialisten und Anarchisten, sondern von Staatssozialisten, von Kommunisten-Anarchisten, von Kommunisten-Syndikalisten, Anarcho-Syndikalisten, Reformisten, Guild-Sozialisten, von Einheitssteuerleuten, Liberalen, Fortschrittlichen und anderen Abarten gar nicht zu reden. Mit all diesen Leuten mußte er zusammenkommen, sie klassifizieren, ihnen andächtig und ehrfurchtsvoll lauschen. Jede Gruppe betonte das, was sie von den anderen unterschied und jede behauptete, bei ihr allein sei die Wahrheit. Peter langweilte das Gerede maßlos — es war doch viel einfacher, sie alle in Bausch und Bogen die „Roten" zu nennen, wie dies Guffey und Mc. Givney taten.

Eines hatte Peter immer gewußt: die Roten wollten den Besitz der Reichen aufteilen. Diese Antwort hatte er stets erhalten, wenn von ihnen die Rede war, nun jedoch erfuhr er, die Sache sei nicht so einfach. Die einen verlangten, der Staat solle sich der ganzen Industrie bemächtigen oder die Gewerkschaften oder überhaupt die Werktätigen. Sie wiesen auf die Post, das Heer und die Marine hin, zeigten an diesen Beispielen, daß der Staat zu verwalten verstehe. Stimme dies etwa nicht?, fragte Jennie. Und Peter sagte, ja, es stimme, doch flüsterte etwas in seiner Seele, daß es auf dasselbe herauskäme. Jede Minute wurde ein Hilfloser geboren, und wie auch immer man die Welt einrichtete, stets wird es Leute geben, die es verstehen, auf Kosten der anderen zu leben. Dieses arme Kind hier zum Beispiel, immer bereit, sich für eine wahnsinnige Idee zu opfern, oder für den Erstbesten, der mit einer Elendsgeschichte daherkam — konnte es

eine Gesellschaft geben, in der sie nicht einem Menschen mit normalem Appetit als Leckerbissen dienen würde?

Sie war den ganzen Tag allein mit Peter; je näher er sie kennen lernte, desto hübscher erschien sie ihm. Auch war offensichtlich, daß ihr Peter, je besser er seine Rolle spielte, immer lieber wurde. Peter bezeigte große Sympathie, ließ sich rasch bekehren, sah alles mit Jennies Augen, war entsetzt über die erschütternden Tatsachen, die sie berichtete, bereit, ihr zu helfen, dem europäischen Krieg ein Ende zu machen, indem er einen Aufstand des Proletariats von American-City organisieren half. Er erzählte ihr auch von sich, erweckte ihre Teilnahme für sein freudloses Leben, für die zwanzig Jahre Entbehrung und Knechtschaft, und als sie darüber weinte, behagte ihm dies sehr. Es tat wohl, zu wissen, daß sie für ihn Mitleid fühle, entschädigte ihn für die Langweile, die ihr Mitleid mit dem Proletariat bei ihm hervorrief.

Peter wußte nicht, ob Jennie von seiner dunklen Vergangenheit gehört habe; er wollte nichts riskieren, erzählte ihr alles, und entfernte derart den Stachel der Tatsachen. Ja, er war auf schlechten Wegen gewandelt, doch war es nicht seine Schuld gewesen, er hatte es nicht anders gekannt, war das arme Opfer der Verhältnisse. Er berichtete, wie ihn der alte Drubb gehetzt, geprügelt hatte, ihn fast verhungern hatte lassen und Tränen glitzerten in Jennies grauen Augen und rollten ihr über die Wangen. Er erzählte von der Traurigkeit, dem Heimweh und dem Elend, das ihn im Waisenhaus gefoltert hatte. Wie konnte er, ein armer Junge, wissen, daß es unrecht war, Pericles Priam beim Verkauf seines prächtigen schmerztötenden Mittels zu helfen? Er hatte nicht gewußt, ob die Medizin gut sei

oder schlecht — wußte es auch heute noch nicht. Was den Tempel des Jimjambo anbelangte, so hatte er dort bloß Schüsseln und Teller gewaschen, war ein Küchensklave gewesen, wie er dies in jedem anderen Hotel oder Restaurant hätte sein können.

Die ganze Geschichte ließ sich leicht beschönigen, umsomehr da Jennies erster Glaubenssatz lautete: die wirtschaftlichen Verhältnisse tragen die Schuld an allen menschlichen Schwächen. Dies öffnete jedem Betrug die Tür und machte das Mädchen zu einem geeigneten Objekt jedes Schwindels. Bisweilen hätte sich Peter schier geschämt, doch stand sie ihm auf dem Pfad nach höheren Zielen im Weg — außerdem war sie jung, mit zärtlichen grauen Augen und verlockenden süßen Lippen, und sie waren den ganzen Tag allein im Haus.

16.

Peters Liebesabenteuer hatten bisher seinem ganzen übrigen Leben entsprochen: es hatte Hoffnungen und wundersame Träume, aber wenig Verwirklichungen gegeben. Peter wußte viel über derartige Dinge; im Waisenhaus hatte er allerlei schmutzige Angelegenheiten gesehen, war mit lasterhaften Phantasien vertraut geworden. Pericles Priam war wie der traditionelle Matrose, der in jeder Hafenstadt ein Mädchen hat. Meist mußte Peter dorthin gehen, wohin Pericles Priam ging und wurde derart zum Zeugen der Liebeleien seines Herrn und zu dessen Vertrauten in Liebesachen. Doch hatten die Mädchen und Frauen Peter niemals beachtet. Peter war bloß ein „Bengel", und als er heranwuchs und kein „Bengel" mehr war, sondern ein Jüngling, gepeinigt von scharfen Begierden, beachteten

sie ihn noch immer nicht. Weshalb auch hätten sie es getan? Peter war nichts, hatte weder Stellung, noch Geld, noch Reize; er war klein, verkümmert, seine Zähne standen krumm, seine eine Schulter war höher als die andere. Was außer Hohn und Zurückweisung hätte er von den Frauen erwarten können?

Dann zog Peter in den Tempel des Jimjambo ein und hier betraf ihn ein verheerendes Erlebnis — er verliebte sich, Hals über Kopf, mit schmerzlicher Leidenschaft. Im Tempel gab es ein Stubenmädchen, ein wundervolles Geschöpf von der grünen Insel mit Haar wie ein Sonnenaufgang und Wangen wie ein Apfel und einem Lachen, das die Schüsseln in der Küche zum Zittern brachte. Sie verlachte Peter und verlachte den Majordomus, sie verlachte alle Männer, die es versuchten, ihre Taille zu umschlingen. Ein oder zweimal im Monat gestattete sie ihnen dies, um ihr Interesse nicht abflauen zu lassen, und um selbst nicht aus der Uebung zu kommen.

Ihr einziger Günstling war der Mann, der die Wäsche brachte, und Peter erkannte auch gar bald die Ursache. Dieser Wäscher durfte am Sonntag ein Automobil benutzen und Nell kleidete sich prächtig an und fuhr mit ihm vornehm von dannen. Um sie zu unterhalten, gab der Wäscher am Strand seinen ganzen Wochenlohn aus; Peter wußte dies, weil Nell am Montag Morgen dem ganzen Haushalt darüber berichtete. „Ach wie herrlich habe ich mich unterhalten!" Sie erzählte von dem Sahneneis, das sie gegessen hatte, sprach von den Ringelspielen, den Luftschaukeln, den Schießbuden, den tätowierten Männern, dem fünfbeinigen Kalb, der Frau, die ein halber Mann war. Während der ganzen Erzählung lachte sie, daß die Schüsseln zitterten.

Ja, sie war ein wundersames Geschöpf; Peter erkannte, es sei sein Hauptstreben, einmal eine „elegante Damenfreundin" wie Nell zu haben. Er erkannte auch, es gebe dafür eine Grundbedingung: Geld. Ein derartiges Mädchen schaut einen nicht an, wenn man kein Geld hat. Nell war ein einziges Mal mit ihm ausgegangen, dies hatte Peter die Ersparnisse von sechs Monaten gekostet und er hatte nicht das Widerstreben zu verhehlen vermocht, mit dem er das Geld ausgab. Seither hielt sie ihn für einen Geizhals, und er kam bei ihr nicht weiter.

Als die Polizei die Razzia auf den Tempel veranstaltete, verschwand auch Nell. Peter wußte nicht, was aus ihr geworden war. Bisweilen erfaßte ihn die alte Sehnsucht und er gab sich allerlei Phantasieen hin. — Wie, wenn sie im Gefängnis wäre, und er könnte sie, dank seiner neuen Verbindungen, befreien? Sie fortführen, vor dem Wäscher verbergen?

Dies waren Träume, hier aber war Wirklichkeit, war eine neue Welt. Peter lebte nun im Hause der Schwestern Todd; — wie standen diese den furchtbaren Geheimnissen der Liebe gegenüber? Peter hätte es gerne gewußt und er brauchte nicht lange zu warten, bis ihm Gewißheit wurde.

17.

Guffey hatte mit Peter vereinbart, er solle am Ende der Woche mit einem seiner Vertrauensleute zusammenkommen. Peter sagte den Mädchen, er habe es satt, wie ein Gefangener im Hause zu leben und müsse etwas an die frische Luft.

„O, Herr Gudge, bitte, setzen Sie sich nicht einer solchen Gefahr aus!" rief Sadie. Ihr mageres sorgen-

volles Gesicht wurde plötzlich noch magerer und sorgenvoller. „Wissen Sie denn nicht, daß das Haus bewacht wird? Man hofft, Sie einmal allein zu treffen. Es wäre Ihr Tod."

„So wichtig bin ich denn doch nicht", entgegnete Peter, aber sie beharrte darauf, daß dem so sei und trotz allem Verdrusse freute sich Peter, da er sie so seine Wichtigkeit betonen hörte. „Oh!" rief sie, „wissen Sie denn nicht, wie wichtig Sie als Entlastungszeuge im Goober-Prozeß sind? Und dieser Prozeß bekümmert Millionen von Menschen in der ganzen Welt, ist ein Prüfstein dafür, Herr Gudge, ob es den Herren gestattet werden wird, die Führer des Proletariats ungehindert zu morden. Jetzt gilt es, zu beweisen, daß es eine mächtige Bewegung, ein allgemeines Erwachen der Werktätigen, ein Ringen der Lohnsklaven gibt."

Peter hatte genug von ihrer Beredsamkeit. „Schon recht", unterbrach er plötzlich Sadies Redefluß. „Es ist wohl meine Pflicht hier zu bleiben, auch wenn ich dabei an der Schwindsucht sterbe, weil ich von der frischen Luft abgeschlossen bin." Er wird auch weiterhin den Märtyrer spielen, dies fällt ihm leicht, ist er denn etwa nicht einer? Jedenfalls sah er mit seiner hageren kleinen Gestalt und den schäbigen Kleidern wie ein Märtyrer aus. Sadie und Jennie betrachteten ihn bewundernd und seufzten erleichtert. Später kam Peter eine Idee. Er werde nachts ausgehen, erklärte er Sadie, durch die Hintertür das Haus verlassen, nur in schlecht erleuchteten Straßen spazieren; derart wird man ihn nicht erkennen. Er müsse einen Bekannten aufsuchen, der ihm Geld schuldet; der Mann wohnt im entgegengesetzten Teil der Stadt — ein weiter Weg, deshalb könne Jennie nicht mitkommen.

An diesem Abend kletterte Peter über den Zaun in des Nachbars Hühnerhof und schlich von dort auf die Straße. Er schlängelte sich vorsichtig durch die Menschenmengen, darauf bedacht, daß ihn niemand, zu seinem geheimen Stelldichein folge — kein Roter der etwa seinem „Genossentum" mißtraue. Peter war in das „American House", ein billiges Hotel, bestellt worden. Hier sollte er ohne zu fragen mit dem Fahrstuhl in den vierten Stock fahren und drei Mal an die Tür, Nummer 427, klopfen. Peter tat dies, die Tür öffnete sich, er huschte ins Zimmer und fand dort Jerry Mc Givney, den Rattengesichtigen, vor.

„Was haben Sie zu berichten?", fragte Mc. Givney, und Peter setzte sich und begann seine Erlebnisse zu erzählen. Mit zitternden Fingern trennte er das Futter seines Rockes los, zog die Notizen mit den Namen und Beschreibungen seiner verschiedenen Besucher hervor.

Mc. Givney las hastig die Notizen. „Jesus!", brummte er, „was soll uns das nützen?"

„Das sind lauter Rote!", erklärte Peter.

„Das weiß ich. Aber was soll mir das? Wir können diese Leute jeden Abend auf Versammlungen schwätzen hören. Besitzen die Listen der verschiedenen Organisationen. Was ist mit dem Fall Goober?"

„Sie agitieren ununterbrochen; haben meine Erzählung gedruckt."

„Das wissen wir", meinte Mc. Givney. „Sie haben Ihnen eine schöne Geschichte aufgebunden, müssen es genossen haben, sich selbst reden zu hören. Aber all dies nützt uns nichts."

„Was wollen Sie denn eigentlich wissen?", fragte Peter bestürzt.

Mc. Givney nahm das Geld vom Tisch (S. 79)

„Die geheimen Pläne dieser Bande. Ob sie sich an unsere Zeugen heranmachen. Wir wollen erfahren, wer uns verrät, wer im Gefängnis der Spion ist. Das haben Sie nicht erkundet?"

„Nein", entgegnete Peter. „Darüber wurde kein Wort gesprochen."

„Lieber Gott!", rief der Detektiv, „erwarten Sie denn, daß man Ihnen alles auf einem silbernen Präsentierteller bringt?" Er wandte sich abermals Peters Notizen zu, warf sie schließlich verdrießlich aufs Bett. Dann begann er Peter auszufragen, und Peters Bestürzung verwandelte sich in Verzweiflung. Er hatte keine einzige Sache erfahren, die Mc. Givney zu wissen verlangte. Die ganze Woche Spitzelarbeit war vergeblich gewesen.

Der Detektiv nahm kein Blatt vor den Mund. „Es ist ganz klar, daß Sie ein Idiot sind", sagte er. „Doch müssen wir versuchen, Sie dennoch zu benützen. Passen Sie jetzt auf und merken Sie sich, was ich Ihnen sage: wir kennen die Roten, wissen, was sie lehren; dies genügt nicht, um sie ins Gefängnis zu werfen. Wir wollen den Namen ihres Spions erfahren, außerdem wissen, wer im Goober-Prozeß die Entlastungszeugen sind und was diese aussagen werden.

„Wie kann ich derartige Dinge herausfinden?"

„Sie müssen mit Ihrem Verstand arbeiten. Aber ich will Ihnen einen Tip geben. Zu allererst müssen Sie eine Freundin haben."

„Eine Freundin?" rief Peter verwundert.

„Ja, wir arbeiten immer auf diese Art. Guffey behauptet, es gibt drei Gelegenheiten, bei denen die Leute die Wahrheit sprechen: erstens, wenn sie betrunken sind, zweitens, wenn sie verliebt sind —"

Mc. Givney stockte, Peter, der seine Bildung vervollkommnen wollte, fragte: „Und drittens?"

„Wenn sie zugleich betrunken und verliebt sind." Peter schwieg bewundernd. Der Spitzelberuf deuchte ihm immer komplizierter und anziehender.

„Gefällt Ihnen keines der Mädchen, die Sie getroffen haben?", fragte der andere.

„Ja, vielleicht", erwiderte Peter befangen.

„Es müßte doch garnicht schwer sein. Die Roten sind alle für freie Liebe."

„Freie Liebe!", rief Peter. „Was wollen Sie damit sagen?"

„Das wissen Sie nicht?", lachte der Detektiv.

Peter starrte ihn an. Alle Frauen, die Peter gekannt, oder von denen er gehört hatte, nahmen Geld für ihre Liebe, entweder in bar oder in Form von Automobilfahrten, Blumen, Bonbons, Theaterbillets. Konnte es sein, daß es Frauen gab, die in keiner Form Geld nahmen, deren Liebe wirklich frei war?

Der Detektiv versicherte ihm, dies sei tatsächlich der Fall. „Sie prahlen damit", erklärte er. „Glauben, es sei recht." Und dies deuchte Peter das allerempörendste, was er bisher über die Roten gehört hatte.

Wenn er es recht überlegte, sah er zwar ein, daß es auch seine guten Seiten habe; vom Standpunkt des Mannes aus war es entschieden vorteilhaft, bedeutet viel erspartes Geld. Wenn die Frauen so töricht sein wollen — und plötzlich dachte er an die kleine Jennie Todd. Ja, die würde so dumm sein, das war ganz klar. Sie gab alles fort, was sie hatte, würde bestimmt eine „Freiliebende" sein.

Peter verließ Mc. Givney, den Kopf voller neuer, aufregender Gedanken. Nichts hätte ihn veranlassen

können, seine Beschäftigung aufzugeben. Ein herrlicher Beruf!

Peter kehrte spät heim, die beiden Mädchen waren noch auf und zeigten sich sichtlich erleichtert, da er das Zimmer betrat. Er bemerkte, daß Jennies Gesicht größere Freude ausdrückte, als das ihrer Schwester, und dies erregte in ihm eine neue Empfindung. Er fühlte sich zu ihr hingezogen, empfand den selbstlosen Wunsch, sie zu beruhigen. Doch unterdrückte er instinktiv diese Regung, wandte sich der älteren Schwester zu und erklärte, niemand sei ihm gefolgt. Er erzählte eine lange Geschichte, die er auf dem Weg ausgedacht hatte; er habe für einen Mann Holz gehackt — harte Arbeit — und dann habe der Mann versucht, ihn um den Lohn zu betrügen. Peter habe ihn heute Abend daheim angetroffen, fünf Dollars aus ihm herausgepreßt und das Versprechen, jede Woche etliche Dollars zu erhalten. Dies sollte der Vorwand für weitere Besuche bei Mc. Givney sein.

18.

Peter lag lange wach, dachte an seine neue Aufgabe — daß er sich eine Freundin verschaffen müsse. Er bemerkte seit einiger Zeit, daß er im Begriff sei, sich in die kleine Jennie zu verlieben, doch galt es, nüchtern und praktisch sein, mit dem Verstand ein Mädchen erwählen. Sein Hauptzweck mußte das Einholen von Informationen sein. Wer vermochte ihm die meisten zu geben? Er dachte an Fräulein Nebbins, die Sekretärin Andrews, des Advokaten; sicherlich wußte sie mehr Geheimnisse, als alle anderen, aber Fräulein Nebbins war eine alte Jungfer, trug eine Brille und breite Stiefel und kam für die Liebe nicht

in Betracht. Dann fiel ihm Fräulein Standish ein, eine schlanke blonde Schönheit, die in einer Versicherungsagentur arbeitete und der sozialistischen Partei angehörte. Sie war äußerst elegant, und Peter hätte sich mit ihr gerne Mc. Givney und Mc. Givneys Leuten gezeigt, doch glaubte er nicht, Fräulein Standish' Gunst erringen zu können. Es gab auch ein Fräulein Jankovitsch, eine echte Rote, die bei den I. W. Ws. arbeitete, doch war sie eine Jüdin mit scharfen schwarzen Augen, die ein heftiges Temperament verrieten und Peter erschreckten. Auch glaubte er, sie interessiere sich für Mc. Cormick — freilich wußte man derlei bei Leuten, die der freien Liebe huldigten, niemals genau.

Bloß eines Mädchens war Peter ganz sicher — der kleinen Jennie. Er wußte nicht, ob Jennie viele Geheimnisse kenne, jedenfalls aber konnte sie etliche herauskriegen. Sobald sie ihm gehörte, konnte er sie dazu verwenden, andere auszufragen. Peter malte sich aus, was eine Liebelei mit Jennie bedeuten könne. Sie war keineswegs „elegant", dennoch eignete ihr etwas, das ihn glauben machte, er werde sich ihrer nie schämen müssen. Gut angezogen würde sie hübsch sein, hatte auch gute Manieren, zeigte nie Befangenheit den vornehmen Damen gegenüber, die in ihren Automobilen kamen, wußte auch für ein Mädchen recht viel — selbst wenn sie das meiste falsch wußte.

Peter machte sich sogleich an seine neue Aufgabe. Am folgenden Morgen brachten die Zeitungen die gewohnten Berichte aus Flandern: Tausende von Menschen stündlich in Stücke zerrissen, Millionen Menschen in einem wahnwitzigen Ringen verknäult, das bereits seit Wochen währte und noch Monate

lang währen konnte. Die sentimentale kleine Jennie sprach mit überfließenden Augen davon, während Peter Grütze aß und Milch trank. Und auch Peter redete darüber, wie verbrecherisch es sei, und daß er und Jennie dem Ganzen ein Ende machen müßten. Er sei nun ihrer Ansicht, erklärte er, nannte sie „Genossin", und behauptete, sie habe ihn bekehrt. Ihre Augen leuchteten vor Freude, als habe sie wirklich etwas getan, um dem Krieg ein Ende zu bereiten.

Sie waren allein im Haus, saßen auf dem Sofa und blickten zusammen in die Zeitung. Peter schaute auf, sagte äußerst verlegen: „Genossin Jennie . . ."

„Ja," Sie blickte mit ihren ehrlichen grauen Augen zu ihm auf. Peter war wirklich befangen, auch ein wenig ängstlich, dieser Teil des Detektivberufs war ihm noch fremd.

„Genossin Jennie, ich . . . ich fürchte, ich habe mich verliebt."

Jennie zog ihre Hand aus der seinen, und Peter hörte wie sie heftig atmete. „Oh, Herr Gudge!" rief sie.

„Ich . . . ich weiß nicht recht . . ." stammelte Peter. „Hoffentlich sind Sie mir nicht böse?"

„Wir waren so glücklich, Herr Gudge, ich glaubte, wir würden zusammen für die Sache arbeiten."

„Das soll uns nicht hindern . . ."

„Nein, nein" rief sie. „Wir wollen nicht . ."

„Weshalb nicht, Genossin Jennie? Ich glaube, ich kann gar nicht anders. Es soll uns nicht hindern . ." wiederholte er.

„Doch, es macht unglücklich . . ."

„Sie haben mich also gar nicht lieb, Genossin Jennie?" Peters Stimme zitterte.

Sie zögerte einen Augenblick. „Ich weiß nicht. Habe nie gedacht . . ."

Peters Herz sprang hoch; es war das erste Mal, daß ein Mädchen gezögert hatte, da es ihm diese Frage beantwortete. Etwas trieb ihn an — als hätte er sein Leben lang diese Art Spitzelarbeit geübt. — Er griff sanft nach ihrer Hand. „Sie haben mich doch ein wenig lieb?" flüsterte er.

„Oh, Genosse Gudge" erwiderte sie, und er sagte: „Nennen Sie mich Peter, bitte."

„Genosse Peter" sprach sie und ihre Stimme war nicht ganz fest. Peter blickte sie an und sah, daß sie die Augen gesenkt halte.

„Ich weiß, daß es an mir nichts zu lieben gibt" fuhr er fort. „Ich bin arm und unbedeutend, häßlich . ."

„Das ist es nicht!" rief sie. „Nein, nein. Weshalb sollte ich an so etwas denken, Sie sind doch ein Genosse."

Peter hatte selbstverständlich gewußt, was sie auf seine Worte antworten würde. „Mich hat noch niemand geliebt" meinte er. „Wenn man arm ist und nichts zu geben hat, liebt einen niemand."

„Das ist es wirklich nicht" beharrte sie. „Bitte, glauben Sie das nicht. Sie sind ein Held, haben sich für die Sache geopfert, werden noch Führer werden."

„Ich hoffe es" erwiderte Peter bescheiden. „Aber was ist es denn, Genossin, Jennie? Weshalb wollen Sie mich nicht lieb haben?"

Sie blickte ihn an, ihre Augen begegneten einander, aufschluchzend meinte sie: „Ich bin kränklich, Genosse Peter, bin ein wertloses Geschöpf, darf nicht heiraten."

Irgendwo in Peters Innerem, wo sein wirkliches Selbst verborgen kauerte, war ihm, als habe er eine eiskalte Dusche bekommen. „Heiraten!" Wer hatte

denn von Heiraten gesprochen? Peter empfand wie die Heldin einer humoristischen Zeitschrift: „Dies ist so unerwartet!"

Doch war er viel zu klug, um sich seine Bestürzung anmerken zu lassen. Er begütigte die kleine Jennie, sagend: „Wir müssen ja nicht gleich heiraten. Wüßte ich, daß Sie mich lieb haben, ich wartete gerne. Eines Tages, wenn Sie gesund sind . . ."

Sie schüttelte betrübt den Kopf. „Ich werde nie wirklich gesund sein. Außerdem haben wir beide kein Geld, Genosse Peter."

„Ich könnte Arbeit finden" entgegnete Peter wie jeder andere konventionelle Freier.

„Aber Sie könnten nicht genug für uns beide verdienen" protestierte das Mädchen. Dann sprang sie jählings auf. „Genosse Peter, wir wollen uns nicht in einander verlieben, uns nicht gegenseitig unglücklich machen, wollen lieber für die Sache arbeiten. Versprechen Sie es mir."

Peter versprach es, doch hatte er selbstverständlich nicht den Vorsatz, sein Versprechen zu halten. Er war nicht bloß Detektiv, war auch ein Mann und in beiden Eigenschaften verlangte er nach der Genossin Jennie. Während er mit ihr Umschläge adressierte, warf er ihr hin und wieder zärtliche Blicke zu, und Jennie wußte, was diese Blicke bedeuten, leichte Röte stahl sich ihr in die Wangen und über den Nacken. Sie war wirklich sehr hübsch, und Peter fand seine neue Aufgabe äußerst angenehm. Er beobachtete das Mädchen scharf, um keinen Fehler zu begehen, und noch bevor Sadie zum Abendessen heimkehrte, hatte er die Genossin Jennie in den Armen gehalten und ihren schlanken weißen Hals geküßt, während

sie leise schluchzte und ihre wehrenden Worte immer leiser und unverständlicher wurden.

19.

Nun blieb noch ein Problem: Sadie. Bisweilen lag ein strenger Zug um Sadies Lippen, der Peter ahnen ließ, Genossin Sadie habe nicht viel Verständnis für die freie Liebe und wenig Sympathie für irgend welche Liebe, außer für jene, die sie zu Jennie hegte. Seit Jahren pflegte sie die kleine Schwester, sorgte für sie, nahm sich das Brot fort, um es Jennie zu geben — und Jennie wiederum gab es dem erstbesten Wanderagitator, der ins Haus kam. Peter wollte nicht, daß Sadie wisse, was sich in ihrer Abwesenheit ereignet hatte, doch wagte er nicht, Jennie zu überreden, die Schwester zu betrügen.

Er fing es äußerst taktvoll an. Da Jennie abermals bittend sagte: „Wir dürfen dies nicht tun, Genosse Peter," stimmte er ihr bei und meinte, sie dürften wirklich nicht und würden es auch nicht mehr tun. Jennie glättete ihr Haar, zog sich die Bluse zurecht und Peter bemerkte, daß sie es Sadie nicht erzählen werde.

Am folgenden Tag küßten sie einander abermals und sagten von neuem, sie dürften es nicht mehr tun, und auch diesmal verriet Jennie der Schwester nichts. Bald gelang es Peter, ihr einzureden, ihre Liebe gehe nur sie beide etwas an, sie dürften augenblicklich niemand davon erzählen, würden das köstliche Geheimnis für sich bewahren, dies könne niemandem schaden. Jennie hatte einmal von einer Dichterin namens Mrs. Browning gelesen, die ihr Leben lang gekränkelt hatte und durch eine große wundersame Liebe geheilt worden war. Eine solche Liebe war nun

auch ihr geschenkt worden, aber Sadie würde dies vielleicht nicht begreifen, würde glauben, sie kennten einander noch nicht gut genug und sollten noch warten. Sie jedoch wußten, daß sie einander genau kannten, daß kein Grund zu Angst noch Sorge vorliege. Peter flößte Jennie all diese Gedanken ein, als wären es ihre eigenen.

Er umwarb sie den ganzen Tag, während er ihr Umschläge adressieren und Zirkulare für das Goober-Verteidigungs-Komitee versenden half. Er arbeitete tatsächlich fleißig, hatte nichts gegen Arbeit, nun, da Jennie neben ihm saß, er ihre Hand ergreifen, ihr leidenschaftliche Worte zuflüstern konnte. Köstliche Freude und Erregung erfüllten ihn, seine Hoffnungen stiegen, wie die Flut — doch ebbten sie stets wieder ab. Immer von neuem stieß er gegen eine Steinmauer, kam nicht weiter.

Peter sah ein, daß Mc. Givneys Geschwätz von der freien Liebe auf einem bösen Irrtum beruhe. Die kleine Jennie glich allen anderen Frauen — ihre Liebe war keineswegs frei. Die kleine Jennie wollte einen Gatten haben, jedesmal, wenn Peter sie küßte, begann sie vom Heiraten zu reden, und er wagte nicht, andere Andeutungen zu machen, aus Angst, alles zu verderben. Derart mußte Peter nach Methoden vorgehen, die älter waren, als alle Lehren der Roten. Er umwarb die kleine Jennie nicht nach Art eines Menschen, der an die freie Liebe glaubt, sondern wie ein Mann, der ganze Tage lang allein mit einem siebzehnjährigen Mädchen ist und es verführen will. Er schwor, er liebe sie mit einer ewigen, unsterblichen Liebe, schwor, er werde Arbeit finden und für sie sorgen. Dann ließ er sie entdecken, er leide Folterqualen, könne ohne

sie nicht leben. Er nützte ihre Güte, ihre Unschuld, ihre klägliche, schwache Sentimentalität aus, die sie dazu veranlaßte, an Pazifismus, Altruismus, Sozialismus und alle möglichen anderen „Ismen" zu glauben.

In wenigen Wochen war es Peter gelungen, die kleine Jennie im Sturm zu erobern. Wie glücklich er war! Peter, der nun seinen ersten Schatz hatte, sah ein, daß er zum Detektiv geboren war. Peter wußte, nun sei er ein echter Detektiv, der die wahre Methode kenne und allen Geheimnissen des Goober-Falles auf der Spur war.

Und wirklich, es gelang ihm gar bald, Geheimnisse zu erfahren. Jennie war verliebt, Jennie war gleichermaßen vor Liebe trunken, erfüllte auf diese Art die von Guffey festgelegten Bedingungen. Und Jennie sprach die Wahrheit. Auf Peters Knien sitzend, von den glücklichen Tagen der Kindheit erzählend, da Vater und Mutter noch nicht in einer Fabrik umgekommen waren, erwähnte sie einen jungen Mann, namens Ibetts.

„Ibetts?" fragte Peter. Es war ein merkwürdiger Name und deuchte ihm bekannt.

„Ein Vetter", sagte Jennie.

„Kenne ich ihn?" fragte Peter, sein Gedächtnis durchforschend.

„Nein, er ist nicht hier gewesen."

„Ibetts?" wiederholte er, noch immer nach Erinnerungen tastend, und jählings fiel ihm etwas ein. „Heißt er nicht Jack?"

Jennie schwieg einen Augenblick. Sie blickte Peter an und er bemerkte, daß sie erschrocken war. „O, Peter," flüsterte sie. „Ich hätte es nicht sagen dürfen, ich hätte es keinem Menschen sagen dürfen."

Etwas in Peter jauchzte vor Freude. Um seine Erregung zu verbergen, vergrub er den Kopf an des Mädchens Brust. „Liebste," murmelte er. „Geliebte."

„O, Peter, du wußtest es, nicht wahr?"

„Natürlich," lachte er. „Werde es niemandem sagen. Du kannst mir vertrauen."

„Aber Herr Andrews beharrte auf dem Geheimnis", meinte sie. „Ließ Sadie und mich schwören, daß wir es keinem Menschen verraten."

„Du hast es mir nicht verraten, ich erfuhr es zufällig. Sprich nicht darüber, dann wird es kein Mensch wissen. Sollte es dennoch jemand erfahren, so kann man dir keinen Vorwurf machen, wird glauben, ich habe Jack Ibbets im Gefängnis kennen gelernt."

Jennie vergaß ihre Sorgen, Peter küßte und liebkoste sie, um seinen Triumph zu verbergen. Er hatte die von Guffey gestellte Aufgabe gelöst, hatte das erste große Geheimnis des Goober-Falles entdeckt. Der Spion im Gefängnis vom American-City, der das Verteidigungskomitee mit Nachrichten versorgte, war Jack Ibetts, einer der Gefängniswärter, der Vetter der Schwestern Todd!

20.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß Peter noch an diesem Tag mit Mc. Givney zusammentreffen sollte; er hätte das wundervolle Geheimnis nicht eine ganze Nacht bei sich zu behalten vermocht. Er entschuldigte sich bei den Mädchen, kroch durch den Hühnerhof und strebte dem American House zu. Während er dahin schritt, arbeitete sein Geist emsig. Nun hatte er tatsächlich eine Handhabe an der Leiter des Erfolgs, durfte nicht locker lassen.

Mc. Givney las Peter vom Gesicht ab, daß sich etwas ereignet habe. „Nun?" fragte er.

„Ich habs!" rief Peter.

„Was?"

„Den Namen des Spions aus dem Gefängnis."

„Christus! Ist das Ihr Ernst?"

„Ja."

‚Wer ist es?"

Peter ballte die Hände zur Faust und nahm alle Energie zusammen. „Zuerst," sagte er, „müssen wir eine Vereinbarung treffen. Herr Guffey sagte, ich würde bezahlt werden, doch sagte er nicht, wie hoch, und wann."

„Teufel," erwiderte Mc. Givney. „Wenn Sie wirklich den Namen des Spions erfahren haben, so braucht das Ihre geringste Sorge sein."

„Schon recht," meinte Peter. „Aber ich wüßte dennoch gerne, wieviel ich bekommen werde, und auf welche Art."

„Wieviel wollen Sie?" fragte der Mann mit dem Rattengesicht. Rattenhaft schien er sich gleichsam in eine Ecke zu verkriechen, seine scharfen, schwarzen Augen beobachteten den Feind. „Wieviel?" wiederholte er.

Peter tat sein möglichstes, um die Gelegenheit auszunützen. Arbeitete er denn nicht für die größte und reichste Gesellschaft von American-City, den Eisenbahntrust? Dieser war Hunderte von Millionen wert — er ahnte nicht genau, wieviel Hunderte, jedenfalls aber konnte der Trust das Geheimnis gut bezahlen.

„Ich glaube, das Geheimnis ist gut zweihundert Dollars wert", entgegnete er.

„Freilich," sprach Mc. Givney. „Sie sollen auch so viel erhalten."

Peters Herz krampfte sich zusammen. Weshalb hatte er nicht den Mut gehabt fünfhundert Dollars zu fordern? Ja, er hätte sogar tausend verlangen und sich für sein Leben lang unabhängig machen können!

„Nun," fragte Mc. Givney, „wer ist der Spion?"

Peter nahm alle Kräfte zusammen und rief noch mehr Nerven zu Hilfe. „Zuerst will ich wissen, wann ich das Geld bekomme."

„Guter Gott," stöhnte Mc. Givney. „Nennen Sie uns den Namen, Ihr Geld werden Sie dann schon erhalten. Glauben Sie denn, daß wir Betrüger sind?"

„Das ist alles ganz schön," widersprach Peter. „Aber Herr Guffey gab mir keine Ursache zu glauben, daß er mich liebt. Ich kann meine Hand noch immer nicht recht gebrauchen."

„Er wollte bloß von Ihnen eine Information erhalten," bestätigte Mc. Givney. „Hielt Sie für einen Bombenwerfer — Sie können es ihm nicht verargen. Nennen Sie mir den Spion, und ich werde dafür sorgen, daß Sie das Geld erhalten."

Doch wollte Peter noch immer nicht nachgeben. Zwar fürchtete er den rattengesichtigen Mc. Givney, und sein Herz pochte heftig, dennoch beharrte er auf seiner Forderung. „Erst müßte ich das Geld sehen," meinte er verstockt. „Wofür zum Teufel halten Sie mich denn?" fragte der andere. „Glauben Sie, ich werde Ihnen das Geld geben, dann womöglich einen falschen Namen hören und Sie durchgehen lassen?"

„Das täte ich nicht."

„Wie kann ich das wissen?"

„Ich möchte auch weiterhin für Sie arbeiten."

„Ja, und wir wollen Sie ja auch behalten. Dies ist nicht das letzte Geheimnis, das wir durch Sie erfahren werden. Sie werden sehen, daß wir unseren Leuten gegenüber großmütig sind — könnten sonst nichts erreichen. Es ist eine Million ausgesetzt worden, um die Goober-Leute an den Galgen zu bringen, wenn Sie Ihre Arbeit leisten, werden auch Sie Ihr Teil erhalten, zur rechten Zeit bekommen."

Er sprach überzeugend, und Peter begann zu schwanken. Doch hatte Peter sein Leben lang beobachtet, wie andere Leute mit einander schacherten, wie Gauner einander zu überlisten trachteten — und wenn es sich um Geld handelte, so glich Peter einer Bulldogge, die sich in die Schnauze eines anderen Hundes verbissen hat; die Gefühle des Hundes berühren sie keineswegs, es ist ihr einerlei, ob der Hund sie bewundert oder nicht.

„Zur rechten Zeit?" fragte Peter. „Was verstehen Sie darunter?"

„Mein Gott!" rief Mc. Givney angeekelt.

„Ich möchte es wissen. Bekomme ich das Geld sofort nachdem ich den Namen genannt habe oder erst wenn Sie sich vergewissert haben, daß der Betreffende wirklich ein Spion ist?"

Derart rauften die beiden zornigen Bulldoggen knurrend und schnappend mit einander, aber es war Peter, der sich zuerst eingebissen hatte, und Peter ließ nicht los. Einmal deutete Mc. Givney sogar an, der große Trust habe Peter zweimal ins Loch zu werfen vermocht und könne dies auch ein drittes Mal tun. Peters Herz zitterte vor Entsetzen, dennoch ließ er Mc. Givneys Schnauze nicht los.

„Gut," sagte schließlich der rattengesichtige Mann. Er sprach mit erschöpfter Verachtung, aber dies kümmerte Peter nicht. „Gut, ich will es wagen." Er steckte die Hand in die Tasche, holte eine Anzahl Banknoten hervor, lauter Zwanzigdollarscheine, und zählte davon zehn auf den Tisch. Peter sah, daß noch viele Scheine übrig blieben und erkannte, er habe zu wenig Geld verlangt; dies kränkte ihn sehr. Trotzdem aber jauchzte sein Herz vor Freude — derart seltsam ist das Menschenherz.

21.

Mc. Givney nahm das Geld vom Tisch und legte es auf das Bett. „Da ist es," sagte er. „Sobald Sie mir den Namen genannt haben, können Sie es nehmen. Aber folgen Sie meinem Rat und geben Sie es nicht gleich aus, denn wenn Ihre Information falsch ist, wird Ihnen Guffey die Arme ausdrehen."

Darüber machte sich Peter keine Sorgen. „Ich weiß bestimmt, daß mein Mann der Spion ist."

„Und wer ist es?"

„Jack Ibbets."

„Was zum Teufel!" rief Mc. Givney verblüfft.

„Jack Ibbets, einer der Nachtwärter des Gefängnisses."

„Ich kenne ihn. Wie kommen Sie zu dieser Annahme?"

„Er ist ein Vetter der Schwestern Todd?"

„Wer sind die Schwestern Todd?"

„Jennie Todd ist mein Schatz," sagte Peter.

„Schatz?" wiederholte der andere. Er starrte Peter an und grinste.

„Binnen zwei Wochen haben Sie schon einen Schatz gefunden? Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut."

Dies war ein zweifelhaftes Kompliment, doch grinste auch Peter übers ganze Gesicht, zeigte seine schiefen Zähne. „Sie liebt mich sehr," meinte er. „Schwätzte sofort aus, daß Jack Ibbets ihr Vetter ist. Dann freilich erschrak sie, weil Andrews, der Advokat, ihr und der Schwester verboten hatte, den Namen zu erwähnen. Ibbets ist der Spion — daran kann nicht gezweifelt werden."

„Guter Gott!" rief Mc. Givney, und ehrliche Bestürzung klang aus seiner Stimme. „Ibbets ist ein anständiger Kerl — daß der ein Roter, ein Verräter sein soll! Das macht es ja so schwer, mit den Roten fertig zu werden — man weiß nie, wen sie für sich gewonnen haben, weiß nie, wem man trauen darf. Wie die Leute das wohl anfangen?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Peter. „Jeden Augenblick wird ein Hilfloser geboren."

„Nun, Sie gehören jedenfalls nicht zu den Hilflosen," bemerkte der rattengesichtige Mann, beobachtend, wie Peter die Banknoten vom Bett aufnahm und in die Tasche stopfte.

22.

Der rattengesichtige Mann warnte Peter noch einmal, er solle das Geld nicht gleich ausgeben, wüßte man, daß er Geld habe, so würde leicht Verdacht auf ihn fallen. Er mußte beweisen können, daß er ehrlich, zu seinem Gelde gekommen sei. Peter versprach das Geld in einem sicheren Versteck zu lassen, bis er seine Aufgabe erfüllt habe.

Dann aber warnte er seinerseits Mc. Givney. Würde Ibbets sofort entlassen, so könnte dies Gerede verursachen und den Verdacht auf Peter lenken. Mc. Givney entgegnete lächelnd, er sei nicht gestern auf die Welt gekommen. Sie werden Jack Ibbets „befördern", ihm eine Stelle geben, wo er nichts vom Goober-Fall hören kann. Nach einer geraumen Zeit werden sie etwas an seinem Verhalten auszusetzen haben, ihm eine Falle stellen und sich so seiner entledigen.

Bei dieser Zusammenkunft und bei den folgenden Zusammenkünften besprachen Peter und der rattengesichtige Mann alle Einzelheiten des Goober-Falles, der immer komplizierter und bedeutsamer wurde. Neue Leute wurden hineinverwickelt, neue Probleme aufgeworfen, es war aufregender als eine Partie Schach. Mc. Givney hatte die Wahrheit gesprochen, da er sagte, der große Trust habe eine Million Dollars ausgesetzt, um Goober und seine Anhänger an den Galgen zu bringen. Am ersten Tag bereits waren für Informationen siebzehntausend Dollars versprochen worden und natürlich fanden sich viele, die das Geld verdienen wollten. Unglückseligerweise war das Vorleben der meisten derart, daß es das Mißtrauen der Geschworenen erweckt hätte: die Frauen waren fast ausschließlich Prostituierte, die Männer einstige Zuchthäusler, Fälscher, Spieler. Mitunter verheimlichten diese Zeugen ihre Vergangenheit, bis die Gegenpartei sie aufspürte, dann mußten Dokumente gefälscht werden und es ergab sich die Notwendigkeit, im ganzen Staat an verborgenen Fäden zu ziehen.

Bisher waren ein Dutzend derartiger Zeugen im Goober-Prozeß aufgetreten. Sie hatten vor den

Geschworenen ihre Aussagen gemacht, unzählige Widersprüche und Lücken waren entdeckt worden, die Guffey und seinen Gehilfen viel Aerger und Arbeit verursachten. Das Unglück wollte es, daß Jim Goober und dessen Frau den Umzug von einem Dach aus angesehen hatten, genau zu der Stunde, in der sie der Anklage nach die Bombe geworfen haben sollten. Jemand hatte von dem betreffenden Dach aus den Zug photographiert, auf das Bild war auch eine große Uhr gekommen, die sich außen an einem Juwelierladen befand, und genau die Minute angab, da Goober und die Seinen auf dem Dach waren. Glücklicherweise hatte sich die Staatsanwaltschaft der Photographie bemächtigen können; nun hatte aber auch die Gegenpartei von deren Existenz gehört und verlangte sie zu sehen. Die Staatsanwaltschaft wagte nicht, das Bild, dessen Existenz bewiesen werden konnte, zu zerstören, doch ließ sie die Photographie so lange abphotographieren und retouchieren, bis die Zeiger der Uhr nicht mehr recht zu unterscheiden waren. Die Gegenpartei suchte nun mit allen Mitteln die Fälschung nachzuweisen: all dies bedeutete endlose Spionage und Gegenspionage.

Auch die Entlastungszeugen waren der Staatsanwaltschaft äußerst unangenehm. Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß etwa ein halbes Dutzend Leute gesehen hatte, daß die Bombe vom Dach des Guggenheimer Warenhauses geschleudert worden war, und dies widersprach völlig der Theorie der Reisetasche, auf der die Anklage basiert war. Nun galt es, an die Entlastungszeugen „heranzukommen". Der eine hatte vielleicht eine Hypothek auf seinem Haus, die angekauft und gekündigt werden konnte, des anderen

Frau wollte sich vielleicht von ihm scheiden lassen und wäre bereit, ihm einen bösen Streich zu spielen, ein dritter mochte in eine Intrigue mit der Frau eines anderen verwickelt sein, oder man konnte ihn durch eine Frau in eine Intrigue verwickeln.

Auch war erwiesen worden, daß Guffeys Leute sofort nach der Explosion das Trottoir und die Mauer des Hauses, wo die Explosion stattgefunden hatte, aufgerissen und zerschmettert hatten. Dies geschah, um die Theorie der Reisetasche wahrscheinlicher zu gestalten, und der angerichtete Schaden war in unzähligen Photographien festgehalten worden. Jetzt aber stellte es sich heraus, daß jemand die Explosionsstelle photographiert hatte, b e v o r dieser weitere Schaden angerichtet worden war, und daß sich die Gegenpartei im Besitz dieser Photographie befand. Wer hatte diese Aufnahme gemacht, wie konnte man an ihn „herankommen"? Wenn Peter in diesen verschiedenen Angelegenheiten zu nützen verstünde, konnte er ein reicher Mann werden.

Peter verließ Mc. Givney, den Kopf voller Visionen und verwendete alle seine Fähigkeiten auf das Sammeln von Informationen. Er sprach mit Jennie und Sadie unentwegt über den Fall, und Jennie und Sadie berichteten alles, was sie erfahren hatten. Andere kamen ins Haus, der junge Mc. Cormick, Miriam Jankowitsch, und Fräulein Nebbins, Andrews Sekretärin. Auch diese berichteten, was sie erfahren hatten, was sie glaubten und hofften. Sie hatten den Vetter des Mannes entdeckt, der die Photographie vom Dach aus aufgenommen hatte, dieser Vetter sollte nun versuchen, den Photographen zu überreden, er möge die Wahrheit sagen.

Einmal erschien auch Donald Gordon äußerst niedergeschlagen, einer der wichtigsten Entlastungszeugen, ein Kolonialwarenhändler, hatte sich schuldig bekennen müssen, einmal verdorbenen Käse verkauft zu haben. Allabendlich, bevor er sich zur Ruhe begab, machte Peter Notizen, nähte die Zettel in seinen Rock ein. Ein bis zweimal die Woche traf er mit Mc. Givney zusammen, und die beiden besprachen die Wichtigkeit von Peters Mitteilungen.

23.

Das ganze kam Peter wie ein aufregendes Spiel vor, und er wäre dessen nie überdrüssig geworden, hätte er nicht den ganzen Tag allein mit Jennie verbringen müssen. Etliche Tage Flitterwochen sind ja ganz schön, aber kein Mann vermag sie auf die Dauer auszuhalten. Die kleine Jennie wurde des Küssens nie müde und wollte immer wieder hören, daß Peter sie liebe. Ein Mann wird bald mit seinen Liebesbeteuerungen fertig, eine Frau jedoch vermag anscheinend diese Thema nie fallen zu lassen, denkt immer entweder an die Vergangenheit oder an die Zukunft, malt sich Folgen und Verantwortlichkeit aus, denkt an ihren Ruf, ihre Pflichten und dergleichen mehr. Und dies wirkt auf die Dauer langweilig.

Jennie fühlte sich unglücklich, weil sie Sadie hintergehe, sie wollte ihr alles beichten, doch fiel es irgendwie leichter, Dinge zu verbergen, als zu gestehen, daß man sie verborgen habe. Peter sah nicht ein, weshalb Sadie etwas erfahren solle. Weshalb konnten die Dinge nicht so bleiben wie sie waren, weshalb konnte er und Jennie nicht fröhlich und vergnügt

sein, anstatt sich ewig sentimental über den Klassenkampf, vom Weltkrieg nicht zu reden, aufzuregen?

Alldies bedeutet keineswegs, daß Peter hart und gefühllos war. Im Gegenteil, wenn Peter die kleine Jennie in den Armen hielt, fühlte er sich tief bewegt, erkannte den Wert dieser sanften kleinen Seele. Er hätte ihr gerne geholfen, — aber was sollte er tun? In seiner Lage vermochte er nicht mit ihr zu disputieren, sie in anderer Richtung zu beeinflussen; er vermochte bloß allen ihren törichten Ansichten beizustimmen. Die kleine Jennie wurde von ihrer Schwäche zum Verderben verdammt, was nützte es ihm, stürzte er mit ihr zusammen in den Abgrund?

Peter erkannte, es gebe auf der Welt zwei Typen: jene, die essen, und jene, die gegessen werden, er aber wollte immer zu den ersteren gehören. In den zwanzig Jahren seines Lebens war sich Peter über den Wert der „Ideen", „Religionen" und „Bewegungen" klar geworden. Sie waren Köder, um Grünschnäbel zu fangen. Zwischen den Grünschnäbeln, die selbstverständlich nicht gefangen werden wollen und den klugen Leuten, die es auf ihren Fang abgesehen haben, herrscht ein ewiger Kampf und deshalb erfinden die Klugen immer neue, lockendere Köder. Peter hatte nun bereits, genügend über die „Genossen" erfahren, um zu wissen ihr Köder sei besonders wirkungsvoll. Die arme kleine Jennie hing fest an der Angel, — was konnte da Peter tun?

Doch war sie Peters erste glückliche Liebe. Oft, wenn er sich tief bewegt fühlte, begriff er Guffeys Worte, daß ein verliebter Mensch die Wahrheit zu sprechen wünscht, und mußte die Regung unterdrücken, dem Mädchen zu sagen: „Hör doch mit dem Predigen auf, raste ein wenig. Wir wollen das Leben genießen."

Manchmal sprach er diese Worte fast aus — obgleich er wußte, sie würden alles verderben. Einmal erschien die kleine Jennie in einem neuen Seidenkleid, das ihr eine der reichen Damen geschenkt hatte. Das Gewand war aus weicher grauer Seide, billiger Seide, aber frisch und neu; Peter hatte noch nie etwas so Elegantes in den Armen gehalten. Das Kleid paßte gut zu Jennies grauen Augen und ließ ihre Wangen rosiger erscheinen. Oder war es Peters Bewunderung, die ihr das Blut in die Wangen trieb? Peter wäre gerne mit ihr ausgegangen, hätte sie auf der Straße gezeigt. Er drückte das Gesicht gegen den weichen Stoff, flüsterte: „Höre, Kindchen, eines Tages werden wir beide diese ganze Elendsgeschichte für eine Zeitlang aufgeben."

Er fühlte, wie sich die kleine Jennie steif machte und von ihm zurückwich. Hastig versuchte er, seinen Fehler gut zu machen. „Ich will, daß du gesund wirst," bat er. „Du bist zu allen Menschen so gut — behandelst alle gut, außer dich selbst."

Mehr der Ton seiner Stimme, als seine Worte erschreckten das Mädchen.

„Oh Peter!" rief sie. „Was bedeute ich oder irgend ein Einzelner, solange Millionen junger Menschen in Stücke zerrissen werden und Millionen Frauen und Kinder verhungern?"

So waren sie wieder beim Krieg angelangt; Peter mußte von neuem die Bürde aufnehmen, ein Held, ein Märtyrer, ein Roter sein. Am gleichen Nachmittag erschienen drei I. W. Ws — wie überdrüssig war doch schon Peter dieser Wanderagitatoren und ihres unerträglichen „Schimpfens"! Es verlangte ihn

auszurufen: „Hört doch auf mit Eurem Geschwätz! Was Ihr die Bewegung nennt, ist ja bloß Euer Plan, mit der Zunge anstatt mit Hacke und Axt zu arbeiten!" Er malte sich im Geist einen Streit mit diesen Leuten aus. Der eine fragte: „Wieviel haben denn Sie mit Hacke und Axt gearbeitet?" Und der zweite fügte hinzu: „Mir scheint, Sie haben überall eine leichte Beschäftigung zu finden gewußt." Daß dies auf Wahrheit beruht, machte Peter nur noch zorniger, erschwerte es ihm, mit Genossen Smith und Bruder Jonas und Arbeitskameraden Brown, der eben aus dem Gefängnis kam, zusammenzutreffen, ihren Elendsgeschichten zu lauschen, zu sehen, wie sie vom Tisch Peters Essen verzehrten und — dies war das bitterste, sie glauben zu machen, daß er sich von ihrem Geschwätz narren lasse.

Es kam eine Zeit, da Peter alldies nicht mehr zu ertragen vermochte. Den ganzen Tag über im Hause eingeschlossen, wurde er böse wie ein Kettenhund. Gelang es ihm nicht, fortzukommen, so würde er sich sicherlich verraten. Er erklärte, der Arzt habe ihm gesagt, er müsse viel in der frischen Luft sein. Derart konnte er allein das Haus verlassen, und nun ward alles leichter. Er konnte auch etwas Geld ausgeben, schlich sich in die ruhigste Ecke eines Restaurants, bestellte ein Beefsteak, aß nach Herzenslust, ohne von den vorwurfsvollen Blicken der Genossen gestört zu werden. Peter war im Gefängnis und in einem Waisenheim, sowie im Hause des Schusters Smithers gewesen, nirgends jedoch hatte er so schlecht gelebt, wie bei den Schwestern Todd, die ihr ganzes Geld dem Goober-Verteidigungs-Komitee und der „Trompete", der sozialistischen Zeitung von American-City, gaben.

Peter suchte Andrews, den Advokaten, auf, erklärte ihm, er suche nach einer Beschäftigung, wolle bei der Verteidigung mitarbeiten. So kam er in das Bureau des Verteidigungs-Komitees. Hier wurde den ganzen Tag über den Fall gesprochen, und er konnte allerlei Wichtiges in Erfahrung bringen. Er machte sich beliebt, erwarb sich Freunde, nach kurzer Zeit war er bekannt mit dem wertvollsten Entlastungszeugen und entdeckte, der Mann sei einmal in eine Scheidungsaffaire verwickelt gewesen. Peter erfuhr auch den Namen der Frau und Guffey arbeitete darauf hin, sie nach American-City zu bringen. Die Angelegenheit wurde gewandt erledigt, ohne daß die Frau etwas davon merkte. Sie würde eine kleine Erholungsreise machen, die alte Liebe vielleicht wieder aufflammen, und der beste Entlastungszeuge war erledigt. „Es gibt immer etwas, bei dem man die Leute packen kann," sagte Mc. Givney und zahlte Peter bereitwillig fünfhundert Dollars für die Information.

Peter hätte unsäglich glücklich sein können, doch befiel ihn gerade jetzt furchtbares Unheil. Jennie hatte in der letzten Zeit immer öfter vom Heiraten gesprochen, und nun gestand sie ihm einen Grund, der eine Heirat unbedingt notwendig machte. Sie gestand ihm mit gesenkten Augen, errötend, zitternd, und Peter war dermaßen bestürzt, daß er nicht die Rolle zu spielen vermochte, in der Jennie ihn zu sehen erwartete. Bisher hatte er bei jeder Aeußerung des Liebesschmerzes Jennie in die Arme genommen und getröstet, jetzt jedoch ließ er einen Augenblick seine wahren Gefühle sehen.

Jennie wurde sofort hysterisch. Was sei mit ihm geschehen? Wollte er sie denn nicht heiraten, wie er es unzählige Mal versprochen habe? Er müsse doch einsehen, daß sie nicht mehr länger warten durften. Peter, der noch nie mit einer hysterischen Frau zu tun gehabt hatte, verlor völlig den Kopf, wußte nichts anderes zu tun, als seinen Hut zu nehmen, aus dem Hause zu laufen, hinter sich dröhnend die Tür zuschlagend.

Je mehr er die Sache überdachte, desto genauer sah er, daß er sich in einer äußerst peinlichen Lage befand. Als Angestellter des Trusts hatte er vermeint, vor jeder Verantwortung sicher zu sein, hier jedoch war eine Angelegenheit, bei der ihn die Mächtigen der Stadt kaum zu schützen vermögen würden. Oder konnten sie die Sache so regeln, daß er jetzt das Mädchen heiratet und sich dann später einfach aus dem Staub macht?

Peter war derart bekümmert, daß er Guffeys Bureau antelephonieren und nach Mc. Givney fragen mußte. Dies war äußerst gefährlich, denn die Telephongespräche wurden überwacht, es war möglich, daß das Verteidigungskomitee dies auch seinerseits tat. Doch mußte Peter es wagen, bat Mc. Givney, ihn an der gewohnten Stelle zu treffen. Da sie zusammenkamen, besprachen sie die Angelegenheit, und Peters ärgste Aengste wurden bestätigt. Mc. Givney, der Rattengesichtige, lachte ihm ins Gesicht, fand die ganze Sache derart drollig, daß er erst zu lachen aufhörte, als er bemerkte, sein Spion werde wütend.

„Was ist dabei komisch?" fragte Peter. „Wenn ich ruiniert bin, wer wird Ihnen Informationen verschaffen?"

„Aber, du lieber Gott, weshalb haben Sie sich denn so ein Mädchen ausgesucht?"

„Ich mußte nehmen, was ich fand. Außerdem sind alle Mädchen gleich, es gibt mit ihnen stets ein Unglück, dagegen läßt sich nichts machen."

„Natürlich läßt sich etwas dagegen tun. Weshalb sind Sie nicht schon längst zu mir gekommen? Wenn Sie ihr die Ehe versprochen haben, so ist das Ihre eigene Angelegenheit, geht mich gar nichts an."

Sie redeten hin und her. Der rattengesichtige Mann erklärte, es sei für Peter unmöglich, Jennie auf eine Art zu heiraten, daß die Ehe ungültig sei. Auf diese Art würde er nur Unannehmlichkeiten haben, und als Spion unbrauchbar werden. Er müsse dem Mädchen Geld geben, sie zu einem Arzt schicken, Mc. Givney werde ihm die Adresse verschaffen.

„Ja, aber was soll ich ihr denn sagen?" rief Peter. „Welchen Grund angeben, daß ich sie nicht heiraten will?"

„Erfinden Sie etwas. Sie könnten doch schon eine Frau haben." Und als Peter ihn verblüfft anstarrte: „Das ist das einfachste. Ich kann Ihnen sogar eine Frau verschaffen. Aber dies wird gar nicht nötig sein. Erzählen Sie dem Mädchen irgend eine traurige Geschichte: Sie haben eine Frau, glaubten, sich ihrer entledigen zu können, doch geht dies jetzt nicht. Ihre Frau hat erfahren, was sich zugetragen hat, versucht es mit Erpressungen. Machen Sie die Sache so, daß das Mädchen wegen des Goober-Falles schweigen muß. Ist sie ehrlich überzeugt, so wird sie Sie nicht kompromittieren wollen, wird die Sache sogar vor ihrer Schwester verheimlichen."

Peter widerte dieser Plan an; er sah im Geist die kleine Jennie weinend auf dem Sofa liegen und fürchtete die lange gefühlvolle Szene, die ihm bevorstand. Doch konnte er ihr nicht entgehen, mußte sich sogar beeilen, die Angelegenheit zu erledigen, bevor Sadie aus der Arbeit kam, sonst konnte es zu spät sein.

25.

Peter eilte ins Heim der Todds zurück und fand die kleine Jennie blaß und schluchzend auf dem Bett liegen. Man hätte glauben können, sie müßte ihre Gefühle bereits verbraucht haben, — doch hat eine Frau stets noch Gefühle übrig. Als Peter mit dem demütigenden Bekenntnis, er habe bereits eine Frau, herausrückte, sprang die kleine Jennie mit einem Schrei vom Bett und starrte ihn an, wie ein verrückter Geist. Peter versuchte zu erklären, es sei nicht seine Schuld, er habe geglaubt, er werde jeden Tag frei werden können. Aber Jennie rang die Hände und schrie: „Du hast mich betrogen! Du hast mich betrogen." Es war wie eine Szene im Kino.

Peter wollte ihre Hand ergreifen, ihr alles erklären, sie jedoch riß sich los, lief ans entgegengesetzte Ende des Zimmers, stierte ihn an, wie ein wildes Tier, das er gestellt hatte und nun zu töten gedachte. Sie machte so viel Lärm, daß er fürchtete, die Nachbarn würden kommen. Er erklärte ihr, wenn die Sache allgemein bekannt würde, so wäre er als Zeuge im Prozeß völlig entwertet und sie könnte die Schuld tragen, wenn Jim Goober an den Galgen käme.

Daraufhin schwieg Jennie, und Peter vermochte zu sprechen. Er erzählte ihr die Intriguen der anderen Seite: man habe ihm zehntausend Dollars angeboten,

wenn er Goober verraten wolle. Da er dies empört zurückgewiesen habe, versuche man nun, mit Hilfe seiner Frau Erpressungen. Irgendwie hatten die Feinde entdeckt, er sei in eine Liebelei verstrickt und wollten dies nun gegen ihn ausnützen.

Jennie gestattete Peter nicht, sie anzurühren, doch setzte sie sich und hörte ihn an. Auf keinen Fall, meinte sie, dürfe der Goober-Sache geschadet werden. Peter habe ihr ein großes Unrecht angetan, aber sie sei bereit, dafür zu leiden, würde ihn nie öffentlich beschämen.

Peter sagte, vielleicht sei das ganze gar nicht so ernst. Er habe sich alles überlegt, wisse, wo Pericles Priam, sein einstiger Herr wohne, glaube bestimmt, dieser würde ihm zweihundert Dollars leihen und dann könne Jennie zu einem Arzt gehen, der ihr — der ihr aus der schweren Lage helfen würde . . .

Die kleine Jennie unterbrach ihn; trotz ihrer Kindlichkeit war sie dennoch in gewisser Beziehung eine reife Frau. Sie hatte bestimmte Ansichten, stieß man gegen diese, so war es, als stoße man gegen eine Steinmauer. Sie wollte von Peters Plan nichts wissen, dies wäre Mord, meinte sie.

„Unsinn!" rief Peter, Mc. Givney nachsprechend. „Das ist gar nichts, alle tun es." Aber Jennie hörte ihm gar nicht zu. Sie saß mit wilden entsetzten Augen vor sich hinstarrend, zupfte ruhelos an ihrem Kleid. Peter beobachtete ihre Finger, die stete Bewegung ging ihm auf die Nerven.

„Wenn du es nur nicht gar so ernst nehmen wolltest", bat er. „Es ist ein unglückseliger Zufall, wir müssen uns zu helfen versuchen. Eines Tages werde ich frei sein und dich heiraten."

„Schweig, Peter.“ flüsterte das Mädchen mit gepreßter Stimme. „Wenn du mir sonst nichts zu sagen hast, so will ich dich nicht anhören. Ich weiß nicht einmal, ob ich dich noch heiraten möchte, jetzt, da ich weiß, wie du mich betrügen konntest, mich monatelang, Tag für Tag betrügen konntest.“

Peter fürchtete, sie werde abermals hysterisch werden. Er versuchte, sie zu beruhigen. Plötzlich schnellte sie auf. „Geh jetzt und laß mich allein. Ich werde alles überlegen, einen Entschluß fassen. Auf keinen Fall werde ich dich kompromittieren; aber geh, laß mich allein, geh gleich.“

26.

Sie trieb ihn aus dem Haus, und Peter begab sich, von Sorgen gequält, auf die Straße. Er wanderte ziellos umher, wußte nicht, was tun, folterte sich mit dem schrecklichsten aller Gedanken: wie anders wäre mein Leben, hätte ich dies getan, jenes unterlassen. Dann ging er in ein Restaurant und leistete sich ein gutes Mahl. Aber selbst dies vermochte ihn nicht zu trösten. Er malte sich aus, wie Sadie eben heimkommt, wird Jennie es ihr sagen oder nicht?

An diesem Abend fand eine große Versammlung des Goober-Verteidigungs-Komitees statt. Peter ging hin, und er hätte nichts ärgeres tun können. Er war nicht in der Verfassung, die wilden Leidenschaften der Menge zu ertragen. Ihm war, er müsse jeden Augenblick enthüllt, angeklagt werden, — was dann geschehen würde, wußte er nicht. Tausende von Arbeitern umgaben ihn, harthändige Schmiede, riesenhafte Hafenarbeiter mit ungeheuren Schultern, Eisenbahner mit Fäusten wie Mauerbrecher, lang-

haarige Radikale in hundertfachen gefährlichen Abarten, Frauen, die kreischten und rote Taschentücher schwenkten.

Wilde Wut war durch den Goober-Prozeß aufgepeitscht worden, und Peter wußte genau, daß er für diese Leute ein Verräter, ein Giftwurm, eine Schlange war. Entdeckten sie, was er getan, — und konnte sich nicht jeden Augenblick einer erheben und ihn enthüllen? — so würden sie ihn in Stücke zerreißen. Vielleicht bekennt Jennie in diesem Augenblick Sadie alles, und Sadie teilte es Andrews mit, der vielleicht Verdacht schöpft und Peter Spione nachhetzt! Vielleicht beobachten ihn jetzt schon Spione, haben sein Zusammentreffen mit Mc. Givney belauscht!

Von solchen Aengsten verzehrt, mußte Peter langen Reden lauschen, mußte hören, wie Guffeys Kniffe enthüllt, wie der Staatsanwalt als Meineidiger, seine Agenten als Fälscher und Erpresser hingestellt wurden. Peter begriff nicht, wie derartige Reden gestattet werden konnten, weshalb diese Leute nicht alle ins Gefängnis kamen. Und nun mußte er zuhören, Beifall klatschen. Und auch alle anderen anwesenden Geheimagenten des Trusts mußten zuhören und Beifall klatschen. Peter traf Miriam Jankowitsch; sie setzte sich neben ihn und sagte: „Schauen Sie, dort drüben sind zwei Spitzel, schauen Sie sich die Gesichter an."

„Welche?" fragte Peter.

„Der eine Kerl, der wie ein Boxer aussieht, und der andere neben ihm mit dem Rattengesicht." Peter blickte auf und erkannte Mc. Givney; dieser schaute Peter an, verriet aber nicht, daß er ihn kenne.

Die Versammlung währte bis Mitternacht. Es wurden etliche tausend Dollars zusammengebracht

und Resolutionen gefaßt, die an jede Gewerkschaft im Lande gesandt werden sollten. Peter verließ den Saal früher als die anderen; er ertrug die Angst und Spannung nicht länger. Während er sich durch die Menge drängte, stieß er mit Pat. Mc. Cormick, dem Führer der I. W. Ws. zusammen. Des jungen Mannes grimmiges Gesicht zeigte große Erregung. Peter schrieb dies den Reden zu, doch trat der andere an ihn heran, fragte:

„Haben Sie es schon gehört?"

„Was denn?"

„Die kleine Jennie Todd hat sich umgebracht."

„Mein Gott!" rief Peter, verstört um sich blickend.

„Ada Ruth hat es mir mitgeteilt. Sadie fand, da sie heimkehrte, einen Brief. Jennie war fortgegangen — um sich zu ertränken."

„Aber warum, weshalb?" fragte Peter entsetzt.

„Sie war unheilbar krank, litt sehr, bat Sadie, nicht nach der Leiche suchen zu lassen, kein Aufsehen zu machen — man würde sie nie finden."

Trotz allem Entsetzen, das Peter durchbebte, empfand er dennoch in seinem Innern ein Gefühl der Erleichterung. Die kleine Jennie hat ihr Versprechen gehalten. Peter war gerettet!

27.

Ja, Peter war gerettet, doch war die Gefahr groß gewesen, und auch jetzt harrten seiner noch peinliche Szenen. Er mußte in das Heim der Todds zurückkehren, mußte mit der verzweifelten Sadie zusammentreffen, mit den anderen weinen und erschüttert sein. Hätte er dies nicht getan, es würde Verdacht erregen, und die Genossen würden es ihm

nie verziehen haben. Zu seinem Schrecken bemerkte er gar bald, daß Sadie den Grund von Jennies Selbstmord ahne. Sie klagte Peter an, forschte ihn aus. Der arme Peter bezeugte heftig seine Unschuld, wünschte, die Erde möchte sich auftun und ihn verschlingen.

Während er sich rechtfertigte, kam ihm ein guter Gedanke. Er senkte die Stimme, als schäme er sich, berichtete dann, ein Mann, ein junger Mann pflegte Jennie zu besuchen und Jennie habe ihn gebeten, nichts davon zu sagen. Peter schwieg einen Augenblick, dann kam der Meisterzug. „Jennie erklärte mir, sie glaube an die freie Liebe, sei selbst eine „Frei-Liebende". Ich bin dagegen, aber Sie wissen ja, Sadie, wenn Jennie einmal an etwas glaubte, so war sie davon nicht abzubringen. Ich wußte, es würde nichts nützen, wenn ich ihr abzureden trachte."

Sadie schien schier den Verstand zu verlieren. Wütend starrte sie Peter an. „Verleumder! Teufel! Wer war der Mann?"

„Er hieß Ned," entgegnete Peter. „Wenigstens nannte Jennie ihn so. Ich hatte doch kein Recht, mich in ihre Angelegenheiten zu mischen."

„War es nicht Ihre Pflicht, sich um ein unschuldiges Kind zu kümmern?"

„Jennie selbst sagte, sie sei kein unschuldiges Kind, wisse genau, was sie tue, — alle Sozialisten handelten so." Er fügte hinzu, er habe es nicht für anständig gehalten, als Gast des Hauses die Bewohner auszuspionieren. Als Sadie noch immer an seinen Worten zweifelte und ihn beschimpfte, wählte er den einfachsten Ausweg, wurde zornig und stürzte aus dem Haus.

Bisher hatte er bei jeder Äußerung des Liebesschmerzes Jennie in die Arme genommen und getröstet, jetzt jedoch ließ er einen Augenblick seine wahren Gefühle sehen. (S. 88)

Die ganze Sache war äußerst peinlich, doch hoffte Peter, bald aus der schwierigen Lage gerettet zu sein. Sadie würde die Geschichte verschweigen, denn diese konnte ihr und der Schwester bloß Schande bringen; vielleicht wird sie auch allmählich an Peters Erzählung glauben, vielleicht ist auch sie für die freie Liebe. Mc. Givney hatte gesagt, alle Sozialisten huldigten der freien Liebe, und der verstand sich auf Sozialisten. Jedenfalls wird Sadie vor allem an den Goober-Prozeß denken, wie es ja auch die kleine Jennie getan hat. Dies war ein großer Vorteil für Peter, und als er es erkannte, fühlte er, er könne großmütig sein, telephonierte Sadie an und versicherte ihr: „Ich werde über alles schweigen, wird die Angelegenheit bekannt, so wird dies bloß durch Ihre eigene Schuld geschehen."

Dennoch mußte es Sadie etwa einem halben Dutzend Leuten erzählt haben. Fräulein Nebbins war eiskalt gegen Peter, da er in Andrews Bureau erschien, Miriam Jankowitsch' vertraute Freundlichkeit war verschwunden, und auch etliche andere Frauen behandelten Peter mit unterstrichener Zurückhaltung. Der einzige jedoch, der offen mit Peter über die Angelegenheit sprach, war Pat Mc. Cormick, der junge I. W. W.-Führer, der Peter die Nachricht von Jennies Selbstmord überbracht hatte. Vielleicht hatte sich Peter bei dieser Gelegenheit nicht richtig verhalten, vielleicht hatte der junge Mann früher etwas bemerkt, zärtliche Blicke zwischen Jennie und Peter erspäht; jedenfalls fühlte sich Peter unbehaglich in der Nähe des jungen Irländers, dessen dunkle Augen im Zimmer forschend von einem zum anderen zu schweifen pflegten. Und nun verwirklichte sich Peters geheime Furcht; Mc. Cormick zog ihn in eine Ecke,

hielt ihm die Faust unter die Nase, sagte, Peter sei ein gemeiner Hund, und er, Mc. Cormick, würde ihn töten, müßte er nicht auf den Ausgang des Goober-Prozesses Rücksicht nehmen.

Peter wagte nicht, den Mund zu öffnen; das Gesicht des Irländers war so grimmig, daß er für sein Leben fürchtete. Mein Gott, welch widerliche Bande doch diese Roten waren! Und nun hat Peter den ärgsten von ihnen allen zum Feind! Von nun ab bedroht dieser verrückte Irländer sein Leben! Peter haßte ihn, haßte ihn so sehr, daß er nur mehr an ihn und gar nicht an die kleine Jennie dachte, und sich selbst wie ein Opfer vorkam.

Trotzdem kamen mitternächtige Stunden, da Jennies sanftes kleines Gesicht ihm erschien, und sein Gewissen ihn peinigte. Peter überblickte das verworrene Gewebe der Begebenheiten, erkannte klar, wie unvermeidlich diese Tragödie gewesen, wie naturgemäß sie sich schier ohne sein Zutun entwickelt hatte. Der furchtbare Klassenkampf in American-City war wahrlich nicht Peters Schuld, eben so wenig wie es seine Schuld war, daß er hineingezogen worden war, zuerst als unfreiwilliger Zeuge, dann als Geheimagent. Peter las jeden Morgen die „American-City-Times" und wußte daher genau, daß Goobers Sache die Sache der Anarchie und des Aufstandes, die Sache des Staatsanwalts aber und Guffeys Geheimdienst die des Gesetzes und der Ordnung sei. Peter leistete für die gute Sache, was er konnte, er befolgte die Vorschriften seiner Vorgesetzten, — wer konnte ihm Vorwürfe machen, weil ein armes, schwaches Mädchen unter den Karren des Gesetzes geraten war?

Peter wußte, es sei nicht seine Schuld, dennoch nagten Kummer und Angst an ihm. Er vermißte die kleine Jennie, vermißte sie bei Tag und Nacht. Ihre sanfte Stimme, ihr seidiges Haar, ihr schlanker Körper gingen seinen leeren Armen ab. Sie war seine erste Liebe gewesen, und es ist eine menschliche Schwäche, die Dinge erst zu schätzen, wenn man sie verloren hat.

Peter strebte an, ein starker Mann, ein männlicher Mann zu sein, er versuchte sich in diese Rolle hineinzufinden, wollte nicht über den unglückseligen Zufall winseln — aber Jennies Gesicht verließ ihn nicht, war bald wild und verzweifelt, wie er es zum letzten Mal gesehen, bald sanft und vorwurfsvoll. Er erinnerte sich, wie gut sie gewesen war, wie zärtlich, wie sie stets jede seiner Liebesbezeugungen erwidert hatte. Wo wird er ein ähnliches Mädchen finden?

Noch etwas quälte ihn — etwas Seltsames, Unerklärliches, für das er keine Worte fand, daß ihn aber trotzdem viel beschäftigte. Dieses schwache kleine Ding hatte freiwillig sein Leben für seine Ueberzeugung geopfert, war gestorben, damit er als Zeuge für den Goober-Prozeß gerettet werde. Natürlich hatte Peter stets gewußt, daß die kleine Jennie zu einem derartigen Schicksal verdammt war; nichts hätte sie retten können. Aber es ist immer erschreckend, selbst für ein mutiges Herz, wenn Leute fanatisch genug sind, um ihr Leben für eine Sache zu opfern. Peter betrachtete die Roten von einem neuen Gesichtspunkt aus; bisher waren sie ihm bloß wie Narren vorgekommen, nun erschienen sie als etwas Ungeheuerliches, das Werk eines Teufels oder eines wahnsinnigen Gottes.

Es gab bloß einen Menschen, dem Peter sich anvertrauen konnte; das war Mc. Givney. Peter vermochte vor Mc. Givney nicht zu verbergen, daß er über den Verlust der kleinen Jennie trauere, und Mc. Givney hielt ihm lange Predigten. Es war eine gefährliche Arbeit, gegen die Roten zu kämpfen, ihre Lehren klangen so einschmeichelnd, sie verstanden es so gut, auf Leute einzuwirken. Mc. Givney hatte mehr als einen gesehen, der mit ihren Ideen spielte und schließlich einer der Ihren wurde. Peter müsse sich vor dieser Gefahr hüten.

„Das ist es nicht," meinte Peter. „Ihre Ideen machen mir keinen Eindruck, ich hatte bloß das Mädchen gerne."

„Das kommt auf dasselbe heraus. Sie werden lernen, die Leute zu bedauern, und ehe Sie sichs versehen, werden Sie ihren Lehren lauschen. Peter, Sie sind einer meiner besten Leute — und das will etwas heißen, denn ich habe bloß für diesen Fall siebzehn unter mir." Der Rattengesichtige beobachtete Peter und sah, wie dieser freudig errötete. Ja, fuhr er fort, Peter habe eine große Zukunft vor sich, werde reich werden, eine gute Stellung, Ehren erringen. Doch würde er alldies verlieren, ließe er sich mit den Roten ein. Er solle auch nicht glauben, daß er Mc. Givney betrügen könne, denn Mc. Givney habe auch ihm einen Spion auf den Nacken gesetzt!

Peter ballte die Fäuste und nahm sich zusammen. Er ist ein männlicher Mann, wird sich nichts vergeben. „Das Mädchen geht mir ab," erklärte er, und der andere erwiderte: „Das ist ganz begreiflich; Sie sollten sich ein anderes suchen."

Peter arbeitete noch immer im Bureau des Verteidigungs-Komitees. Der Prozeß sollte beginnen, der Kampf zwischen den beiden Riesen hatte seinen Höhepunkt erreicht. Der Staatsanwalt, der durch den Prozeß Gouverneur des Staates zu werden hoffte, wurde von einem halben Dutzend der geriebensten Rechtsanwälte der Stadt unterstützt; alle Auslagen wurden von den großen Geschäftsleuten getragen. Ein Heer von Detektiven war an der Arbeit, im Gerichtshof wimmelte es von Spionen und Agenten. Jeder der eventuellen Geschworenen war katalogisiert worden, seine Schwächen und Vorurteile notiert, sein Charakter, seine und die finanzielle Lage seiner Verwandten und Freunde studiert worden. Peter erschien es, ganz American-City sei gedungen, um Jim Goober an den Galgen zu bringen.

Peter erhielt jetzt wöchentlich fünfzig Dollars, alle Ausgaben bezahlt und eine Extraentlöhnung für besondere Informationen. Fast täglich erfuhr er neue wichtige Dinge und übermittelte sie Abends Mc. Givney. Die Staatsanwaltschaft hatte ein Geheimbureau, in dem sich ein Telephon befand, Kuriere eilten hin und her, damit kein Telephongespräch belauscht werden könne. Peter begab sich in ein Hotel, nannte die geheime Nummer, dann seine eigene: sechs, zweiundvierzig. Alle Angestellten waren mit Nummern benannt, desgleichen die wichtigsten Entlastungs- und Belastungszeugen; der Name Goober wurde niemals telephonisch erwähnt.

Sobald der Prozeß begann, wollte niemand mehr im Verteidigungs-Komiteebureau arbeiten, jeden verlangte es, im Gerichtshof zu sein. Alle fünf Minuten erschien jemand und brachte die neuesten Nachrichten.

Die Staatsanwaltschaft hatte den Polizeireport für ungültig erklärt, weil ihr Hauptentlastungszeuge einst ein Negerbordell besessen hatte. Etliche Gegenstände wurden vorgewiesen, die nach dem Attentat angeblich auf der Straße gefunden worden waren, so eine Schraube, von der behauptet wurde, sie habe zu der Bombe gehört, doch stellte es sich heraus, daß sie ein Bestandteil eines Telephons war. Auch Teile einer Uhr spielten eine Rolle, doch hatte hier Uebereifer geschadet, und die Teile z w e i e r Uhren zusammengesetzt! Derartiges ereignete sich täglich.

29.

Peter wurde in Andrews Bureau belehrt, wie er sich als Zeuge zu verhalten habe; er sollte in zwei oder drei Tagen an die Reihe kommen. Doch hatte Peter keineswegs die Absicht, als Zeuge aufzutreten, hatte dies bloß vorgegeben, um die Gunst des Bureaus nicht zu verlieren. Aber er wußte noch nicht, wie er sich aus der Schlinge ziehen solle. Er aß gerade zu Mittag, als ihm ein Ausweg einfiel. Aufgeregt verschluckte er sich an einem Bissen, sprang von seinem Stuhl auf und hastete ins Freie. Dies war sein erster genialer Einfall; bisher hatte Mc. Givney alle Pläne entworfen, nun aber würde Peter der Herr sein. Weshalb mußte er stets Vorschriften befolgen, hatte er doch selbst einen Verstand! Er teilte Mc. Givney seinen Plan mit. Dieser nahm ihn mit derartiger Begeisterung auf, daß Peter sofort eine Lohnerhöhung verlangte, und auch erhielt.

Der Plan hatte den doppelten Vorteil, daß er nicht nur Peters Ruf bei den Roten rettete, sondern auch Mc. Cormick, einen der gefährlichsten Roten und

Arbeiter des Verteidigungs-Komitees und überdies Peters persönlichen Feind, ins Verderben stürzte. Mc. Givney zog an seinen geheimen Schnüren und die „Times" erwähnte ein Gerücht, demzufolge einer der Entlastungszeugen behauptete, er sei im Gefängnis gefoltert worden, damit er wider Goober falsch aussage. Die Staatsanwaltschaft habe das Vorleben dieses Zeugen erforscht und entdeckt, er habe kürzlich ein junges Mädchen verführt, das sich getötet habe, weil er sich weigerte, es zu heiraten. Peter brachte ein Exemplar der „Times" in Andrews Bureau und erklärte, nun könne er nicht mehr als Zeuge auftreten. „Es ist eine schmutzige feige Lüge," behauptete er: „Und der Mann, der sie verbreitet hat, ist Mc. Cormick."

Der arme Andrews tat sein möglichstes, um die Sache wieder gut zu machen, redete Peter zu: war die Geschichte erlogen, so müsse Peter froh sein, ihre Unwahrheit beweisen zu können. Sadie Todd würde die Anklage widerlegen.

„Aber Sadie verdächtigt mich," meinte Peter.

„Ja," entgegnete Andrews. „Doch sagte sie mir unlängst, sie sei ihrer Sache nicht gewiß."

„Das nützt mir wenig," warf Peter ein. „Man wird mich fragen, ob jemand mich dieser Tat beschuldigt hat, und ich werde Mc. Cormick nennen müssen. Wird er auf der Zeugenbank leugnen, daß er es war?"

Peter tobte wider Mc. Cormick; ein schöner Radikaler, gibt vor, der Sache völlig ergeben zu sein und hat nichts besseres zu tun, als grausame Verleumdungen gegen einen Genossen zu verbreiten! Seit sechs Monaten arbeite Peter für die Sache, lebe unter Entbehrungen,

und nun solle er vor der ganzen Welt als Schurke bloßgestellt werden. „Nein," sagte Peter. „Ich bin mit dieser Angelegenheit fertig. Schickt Mc. Cormick als Entlastungszeugen, möge er Goobers Leben retten; mich könnt Ihr nicht benützen, ich bin als Zeuge erledigt." Er verschloß seine Ohren den Bitten des Advokaten, eilte aus dem Bureau und führte im Verteidigungs-Komitee die gleiche Komödie auf.

30.

Derart wurde Peter vom Goober-Prozeß frei, was ihn hoch erfreute. Er war der ewigen Spannung überdrüssig, sehnte sich nach Ruhe und etwas Vergnügen. Seine Taschen waren voller Geld, in der Bank besaß er ein hübsches Konto; zum ersten Mal in seinem einsamen, schweren Leben konnte er es sich gut gehen lassen.

Dies tat er denn auch. Er hatte Mc. Givneys Rat befolgt und sich ein anderes Mädchen gesucht. Es war dies eine weltliche, angenehme, kleine Idylle. Um sie recht zu verstehen, muß man wissen, daß es in American-City auch weibliche Geschworene gab. Die vielbeschäftigten Geschäftsleute wollten nicht allzu viel Zeit im Gericht verlieren, waren auch dagegen, daß ihre Angestellten dies taten und so entwickelte sich allmählich eine Klasse Menschen, die als Geschworene ihr Leben verdienten. Sie umlungerten das Gerichtsgebäude, erhielten sechs Dollars täglich und konnten mit ein wenig Geschicklichkeit zu allerlei Nebeneinnahmen gelangen.

Zum Goober-Prozeß drängte sich eine große Menge dieser Leute, hier gab es viel Geld und auch

Ruhm zu verdienen. Peter befand sich im Gerichtssaal, als eben eine schön gekleidete, reizende kleine Brünette befragt wurde. Sie schien eifrig bestrebt, es sich mit keiner der beiden Parteien zu verderben. Sie wußte nichts von dem Fall, hatte nichts darüber gelesen, kümmerte sich nicht um soziale Probleme; auf Grund dieser Tatsachen wurden sie von der Staatsanwaltschaft angenommen. Dann jedoch legte sich die Verteidigung ins Mittel und es stellte sich heraus, sie habe einmal erklärt, alle Arbeiterführer müssen an die Wand gestellt werden. Sie wurde von der Verteidigung abgelehnt und setzte sich betrübt neben Peter. Er sah, daß in ihren Augen Tränen schimmerten und wagte es, ein Wort der Teilnahme zu sprechen. Sie freundeten sich rasch an und gingen zusammen Mittagessen.

Frau James war eine Strohwitwe, flink und munter, mit glänzenden weißen Zähnen und rosigen Wangen; die Rosenfarbe stammte aus einer kleinen Flasche, aber Peter bemerkte dies nicht. Peter hatte sich elegante Kleider anfertigen lassen und gab beim Mittagessen ziemlich viel Geld aus. Da Frau James und er mit dem Goober-Prozeß nichts mehr zu tun hatten und beide nach etwas Zerstreuung verlangten, schlug Peter errötend einen Aufenthalt am Strand vor. Frau James ging sofort darauf ein.

Peter war nun schon so weit gewitzigt, daß er wußte, was ein Spitzel tun und was er nicht tun dürfe. Er reiste nicht mit seiner Strohwitwe zusammen, zahlte auch nicht für ihr Billet, kurzum tat nichts, das sie zu seiner „weißen Sklavin" gemacht hätte. Er mietete am Strand eine behagliche Wohnung und begegnete am folgenden Tag auf der Promenade „zufällig" seiner Strohwitwe.

Zwei Monate lebten die beiden zusammen. Für Peter war dies ein wunderbares Erlebnis, denn Frau James war eine sogenannte „Dame"; sie hatte reiche Verwandte und erzählte Peter, sie habe stets im Luxus gelebt, bis zu dem Tag, da ihr Gatte mit einer Seiltänzerin nach Paris durchging. Sie lehrte Peter alle weltlichen Künste, die man in einem Waisenheim und bei einem Verkäufer von Patentmedizinen nicht lernt. Taktvoll, ohne ihn zu verletzen, brachte sie ihm bei, wie man Messer und Gabel hält und was für Krawatten man trägt. Auch lehrte sie ihn, sich als den Begünstigten aller Sterblichen zu fühlen, jeder ihrer Küsse erfüllte ihn mit Dankbarkeit. Freilich konnte er eine derartige Gunst des Schicksals nicht umsonst bekommen; nun wußte er bereits, daß es keine „freie Liebe" gebe. So zahlte er denn, zahlte nicht nur alle Ausgaben der ungesetzlichen Flitterwochen, sondern kaufte auch viele kostspielige Geschenke. Die Dame war stets besonders lebhaft und zärtlich, wenn Peter ihr etwas geschenkt hatte. Peter lebte wie im Traum, das Geld schien aus seinen Taschen zu fließen, ohne daß er es anrührte.

Inzwischen ereigneten sich große Dinge, um die sich Peter und seine Strohwitwe keineswegs kümmerten. Jim Goober war zum Tod verurteilt worden, sein Freund Biddle hatte lebenslängliches Zuchthaus erhalten. Amerika war in den Krieg eingetreten, patriotische Erregung flutete wie ein Präriefeuer über das Land.

Letzteres erfuhr Peter und eine Seite der Angelegenheit interessierte auch ihn: es hieß, der Kongreß werde die Dienstpflicht einführen. Und Peter befand sich im dienstpflichtigen Alter, würde sicherlich eingezogen werden!

Keine Angst, die er je im Leben empfunden hatte, glich dieser Furcht. Er versuchte, das schauerliche Bild einer Schlacht mit Maschinengewehren, Handgranaten, Torpedos und Giftgasen, das die kleine Jennie ihm ausgemalt hatte, zu vergessen, aber jetzt, da es ihn selbst anging, wollte das Grauen nicht aus seinen Gedanken weichen. Von da ab verloren die Flitterwochen ihren Reiz. Peter und seine Strohwitwe glichen Ausflüglern, die weit von jeder menschlichen Behausung entfernt jählings schwarze Gewitterwolken am Himmel erblicken.

Außerdem ging sein Geld zur Neige. Peter litt Qualen der Befangenheit, verschob es immer wieder, Frau James diese betrübende Tatsache mitzuteilen, bis er schließlich nicht mehr wußte, ob er in der Bank genug Geld habe, um die letzte Wochenrechnung zu bezahlen. Dann bekannte er es der Dame.

Er staunte darüber, auf welche reizende Art eine wohlerzogene Strohwitwe schlechte Nachrichten aufnimmt. Anscheinend war dies nicht Frau James erster Besuch am Strand. Sie lächelte freundlich, meinte, nun werde sie es wieder mit dem Gericht versuchen. Auch gab sie Peter ihre Visitenkarte, sagte, es würde sie freuen, ihn wiederzusehen, wenn sich seine Lage gebessert habe. Sie packte ihren Koffer voll mit Peters Geschenken und reiste nach American-City — lächelnd, liebenswürdig und geschmackvoll.

31.

So stand Peter wieder einmal völlig mittellos da; doch war ihm das Schicksal gnädig. Am gleichen Tag erhielt er einen Brief, mit 2, 43 unterschrieben; — dies bedeutete Mc. Givney — der ihm mitteilte, er

habe wichtige Arbeit für Peter, dieser solle ihn sofort aufsuchen. Peter versetzte sein letztes Schmuckstück, nahm mit dem Geld ein Billett und traf Mc. Givney am gewohnten Ort.

Der Zweck des Zusammentreffens war rasch erklärt. Amerika war in den Krieg eingetreten, die Zeit gekommen, da man den Roten endgültig das Maul stopfen konnte. In Kriegszeiten durfte man sich Dinge erlauben, die in Friedenszeiten nicht angingen, zu diesen Dingen gehörte es auch, der Agitation gegen den Besitz ein Ende zu machen. Peter leckte sich die Lippen, stets hatte er Mc. Givney erklärt, dies müsse endlich getan werden. Besonders Mc. Cormick müsse aus dem Wege geräumt werden. Die Roten seien eine gefährliche Bande, und Mc. Cormick ist der ärgste von allen. Es sei jedes Mannes Pflicht, dabei zu helfen, und Peter wolle sich dieser Pflicht nicht entziehen.

Mc. Givney berichtete, daß die Autoritäten eine Liste aller sozialistischen Organisationen zusammenstellen und sich auf die Verhaftung der Mitglieder vorbereiten. Guffey leitete die Arbeit; es war wie im Fall Goober, die großen Geschäftsleute handelten, während die Regierung sich noch den Schlaf aus den Augen wischte. Ob Peter geneigt wäre, die Roten in American-City auszuspionieren?

„Ich kann es nicht," erwiderte Peter. „Sie haben mir mein Verhalten im Goober-Prozeß übel genommen."

„Das ist leicht wieder gut zu machen," meinte der Rattengesichtige. „Wird Ihnen freilich ein wenig lästig sein. Sie werden für einige Tage ins Gefängnis wandern müssen."

„Ins Gefängnis," rief Peter verstört.

„Ja, Sie müssen verhaftet, zum Märtyrer gemacht werden. Dann werden die Leute an Ihre Ehrlichkeit glauben, sie wieder aufnehmen und willkommen heißen."

Peter behagte der Gedanke, ins Gefängnis zu kommen, nicht im geringsten. Aber Mc. Givney erklärte, jetzt dürfe man nicht persönliche Gefühle berücksichtigen, das Land sei in Gefahr, die öffentliche Sicherheit müsse gewahrt werden, jeder sei verpflichtet, patriotische Opfer zu bringen. Alle Reichen zeichneten Freiheits-Anleihen, die Armen würden ihr Leben geben, was wolle Peter Gudge geben?

„Vielleicht werde ich einberufen," entgegnete Peter.

„Nein; nicht, wenn Sie diese Arbeit übernehmen. Das läßt sich machen. Ein Mann, wie Sie, der besondere Fähigkeiten hat, muß uns erhalten bleiben."

Auf diese Worte hin beschloß Peter, sofort die Arbeit anzunehmen. Es war vernünftiger, etliche Tage im Gefängnis, als einige Jahre im Schützengraben und vielleicht die Ewigkeit unter der französischen Erde zu verbringen.

Die Angelegenheit wurde rasch geregelt; Peter entledigte sich seiner eleganten Kleider, zog sich an, wie sich dies für einen Arbeiter ziemt, und begab sich in das Gasthaus, wo Donald Gordon, der junge Quäker, zu speisen pflegte. Peter glaubte bestimmt, Donald werde einer der Hauptagitatoren gegen die Dienstpflicht sein und er hatte sich nicht geirrt.

Donald begrüßte Peter äußerst steif; ohne ein Wort zu sagen, zeigte ihm der junge Quäker, daß er ihn für einen Renegaten, einen Feigling halte, der Goober im Stich gelassen habe. Peter jedoch war geduldig und taktvoll, er versuchte nicht, sich zu ver-

teidigen, fragte auch nicht nach Donalds Plänen und Absichten. Er erklärte bloß, er habe die Frage des Militarismus studiert und sei zu einem Schluß gekommen. Er sei Sozialist und Internationalist, halte Amerikas Eintritt in den Krieg für ein Verbrechen und wolle dagegen agitieren. Er werde Dienstverweigerer aus Gewissensgründen sein, mögen sie ihn einsperren oder erschießen, niemals werde er eine Uniform anlegen.

Es war Donald Gordon unmöglich, einem Menschen, der derart redete, zu widerstehen, einem Menschen, der ihm offen in die Augen blickte und seine Ueberzeugung so ehrlich und schlicht aussprach. Am gleichen Abend ging Peter zur Versammlung der sozialistischen Partei und erneuerte seine Bekanntschaft mit den Genossen. Er hielt keine Rede, benahm sich nicht auffällig, stimmte bloß allem zu. Am folgenden Tage gelang es ihm, mit etlichen Parteimitgliedern zusammenzukommen, denen er seine Ueberzeugungen klarlegte. Bevor eine Woche vergangen war, wurde Peter allgemein geduldet, keiner dachte mehr daran, ihn einen Verräter zu nennen, oder ihn aus seinem Zimmer zu werfen.

Bei der nächsten Wochenversammlung der Partei wagte Peter es, einige Worte zu sprechen. Es war eine lodernd wilde Versammlung, auf der der Krieg und die Dienstpflicht besprochen wurden. In der Partei gab es etliche Deutsche, Irländer und zwei Inder, die natürlich begeisterte Pazifisten waren. Der inke Flügel der Partei forderte radikale Maßnahmen, Massenaktion, Generalstreik, Aufrufe an das Proletariat, es möge sich erheben und seine Ketten zerbrechen. Dies waren die Tage der großen Gescheh-

nisse, die russische Revolution hatte die Welt elektrisiert, die Genossen des linken Flügels erhoben sich auf Fittichen der Hoffnung.

Peter sprach als einer, der die Straßen gewandert ist, der Reihe und Glied kennt. Was hat es für einen Sinn, hier im Saal Resolutionen zu fassen, hier, wo bloß Parteimitglieder zugegen sind. Draußen, auf den Straßen, muß man die Stimme erheben, das Volk aufrütteln, ehe es zu spät ist. Hat jemand von den Anwesenden den Mut, eine Straßenversammlung einzuberufen?

Etliche konnten dieser Herausforderung nicht widerstehen, in wenigen Minuten hatten sich einige junge Hitzköpfe, darunter Donald Gordon, Peter angeschlossen. Am folgenden Abend wollten diese freiwilligen Märtyrer in der Hauptstraße sprechen. Erfahrenere warnten sie, sie würden bloß von der Polizei verprügelt werden. Doch lag die Antwort allzu nahe: besser von der Polizei verprügelt werden, als sich von der deutschen Artillerie in Stücke zerreißen zu lassen.

32.

Peter teilte Mc. Givney mit, was geplant worden war, und Mc. Givney versprach, die Polizei werde an Ort und Stelle sein. Peter legte ihm noch ans Herz, die Polizisten sollten nicht allzu roh vorgehen. Mc. Givney grinste und versprach, es seinen Leuten einzuschärfen.

Das Ganze war äußerst einfach, währte bloß zehn Minuten. Ein Karren hielt in der Hauptstraße, ein junger Redner trat vor und erklärte seinen Mitbürgern, die Zeit sei gekommen, da das Proletariat

seine Ansicht über die Dienstpflicht aussprechen müsse. Nie werden freie Amerikaner gestatten, daß man sie in Heere treibt, über den Ozean verschifft, zum Nutzen internationaler Bankiers hinschlachtet. Ein Polizist trat auf den Redner zu und gebot ihm, zu schweigen. Als sich dieser weigerte, dies zu tun, klopfte der Polizist mit seinem Stock auf das Trottoir, und zehn andere Polizisten bogen um die Straßenecke und teilten dem Redner mit, er sei verhaftet. Ein zweiter Redner sprang vor, sprach etliche Worte und wurde ebenfalls verhaftet, dies ereignete sich sechs Mal, bis alle, unter ihnen auch Peter, festgenommen waren.

Die Menge hatte gar nicht die Zeit, sich aufzuregen. Die Verhafteten wurden in einen Polizeiwagen gestoßen und am folgenden Morgen zu fünfzehn Tagen Gefängnis verurteilt. Da sie sechs Monate erwartet hatten, waren sie alle äußerst beglückt.

Sie wurden noch glücklicher, als sie sahen, wie sie im Gefängnis behandelt wurden. Meist war es die Gewohnheit der Polizei, die Roten zu quälen und zu demütigen. Man steckte sie in einen Drehtank, einen ungeheueren stählernen Bau mit vielen Zellen, der vermittels einer Kurbel gedreht wurde. Um zu einer Zelle zu gelangen, mußte das Ganze gedreht werden, dies bedeutete, daß niemand in diesen Zellen jemals Ruhe und Schlaf finden konnte. Unsere sechs Antimilitaristen jedoch wurden zu ihrem Erstaunen in einer geräumigen Zelle untergebracht, durften Bücher haben und für ihr Essen zahlen. Unter derartigen Umständen wurde das Martyrium zum gelungenen Scherz und die kleine Gesellschaft freute sich ihres Lebens. Sie glaubte, die gute Behandlung ihren „schönen Augen" zu verdanken.

Unter den Sechsen befand sich Donald Gordon, der Sohn eines wohlhabenden Geschäftsmannes war und an der Universität studiert hatte, bis er relegiert ward, weil er die Lehren des Christentums allzu buchstäblich auffaßte und sie den Studenten verkündete. Das gleiche Los hatte auch Jim Henderson getroffen, einen großen, kräftigen Holzfäller aus dem Norden, der furchtbare Geschichten aus dem harten Leben der Holzfäller zu erzählen wußte. Der dritte war ein schwedischer Matrose namens Gud, der alle Häfen der Welt kannte, der vierte ein junger jüdischer Zigarrenarbeiter, der niemals Amerika verlassen hatte und dennoch im Geist noch weiter gereist war als der Matrose. Der sechste war für Peter der seltsamste von allen, ein schüchterner, verträumter Bursche, dessen Gesicht so traurig war, daß sein Anblick schmerzte. Er hieß Duggan und trug den Spitznamen der Vagabunden-Dichter. Er schrieb Gedichte, unzählige Gedichte über die Ausgestoßenen der Gesellschaft. Saß meist mit Papier und Bleistift in einer Ecke, während die anderen im Flüsterton sprachen, um ihn nicht zu stören. Peter meinte, Duggan schreibe auch, wenn die anderen schlafen. Er schrieb Gedichte über seine Zellengenossen, über die Kerkermeister, über die anderen Mitgefangenen. Bisweilen improvisierte er Verse, versank dann wieder in Stimmungen der Verzweiflung, sagend, das Leben sei eine Hölle und Verseschmieden etwas Kindisches.

Tom Duggan hatte alle Teile Amerikas bereist, kannte alle Tragödien des Lebens der Ausgestoßenen. Er war derart von ihnen durchtränkt, daß er an nichts anderes denken konnte. Manchmal erzählte er von Leuten, die in der Wüste verdurstet waren, von Berg-

leuten, die wochenlang verschüttet geschmachtet hatten, von Streichholzarbeitern, denen das Gift die Zähne, die Fingernägel und die Augen ausgefressen hatte. Peter begriff nicht, wie man bei den schrecklichen Seiten des Lebens so lange verweilen könne. Duggan zerstörte ihm seine ganze Zufriedenheit, war noch ärger als die kleine Jennie, wenn sie vom Krieg gesprochen hatte.

33.

Eines von Duggans Gedichten handelte von einem armen Teufel namens Slim, der ein „Schneefresser", das heißt ein Opfer des Kokaingenusses war. Slim durchwanderte zur Winterszeit obdachlos die Straßen New Yorks, verkroch sich in eine Bedürfnisanstalt, um dort die Nacht zu verbringen. Wenn er sich niederlegte, wurde er entdeckt und verjagt, er mußte aufrecht sitzen, schlief er aber ein, so fiel er auf die Erde — deshalb trug er stets einen Strick bei sich und band sich in sitzender Stellung fest.

Wozu eine derartige Geschichte? Peter wollte nichts von solchen Leuten wissen. Er hätte gerne seinem Ekel Ausdruck verliehen, doch wußte er, daß dies nicht anginge. Lachend rief er: „Großer Gott, können Sie uns nichts fröhlicheres erzählen? Der Sozialismus ist doch keine Kur gegen Narkotika. Der Mißbrauch dieser Medizinen wird doch nicht von Profitsystem verursacht".

Duggan lächelte bitter. „Ich möchte ein Elend sehen, das nicht durch das kapitalistische System verursacht wird. Glauben Sie, Morphium und Kokain verkaufen sich selbst? Würfen sie keinen Profit ab,

derartige Narkotika würden bloß an Aerzte abgegeben werden. Woher haben Sie denn Ihren Sozialismus?"

Peter zog sich hastig zurück. „Freilich weiß ich alles. Aber wir sind im Gefängnis, weil wir die Dinge ändern wollen; haben wir nicht das Recht, ein wenig auszurasten?"

Der Dichter schaute ihn an, feierlich ernst — wie eine Eule. „Nein," entgegnete er. „Weil wir es im Gefängnis gut und behaglich haben, dürfen wir nicht das Elend der draußen Lebenden vergessen."

Die anderen lachten, doch hatte Duggan seine Worte nicht scherzhaft gemeint. Er erhob sich, sprach mit ausgebreiteten Armen, als ob er sich zum Opfer anbiete:

„Solange es eine untere Klasse gibt, gehöre ich ihr an. Solange es verbrecherische Elemente gibt, gehöre ich zu ihnen. Solange eine Seele gefangen ist, bin ich nicht frei."

Dann setzte er sich und vergrub das Gesicht in den Händen. Die rauhen Burschen verharrten schweigend. Dann sagte Gud, der schwedische Matrose, schüchtern, als finde er, Duggan sei zu hart gegen Peter gewesen: „Genosse Gudge ist zum zweiten Mal im Gefängnis."

Der Dichter blickte auf, streckte Peter die Hand hin. „Ich weiß es. Will Ihnen auch gerne eine fröhlichere Geschichte erzählen."

Duggan hatte einmal für ein Kino gearbeitet. Für das eine Stück waren Vagabunden, Ausgestoßene und Verbrecher erforderlich. Es sollte ein „Kriegsbereitschaftsfilm" werden, und ein Bild zeigte, wie Agitatoren und Plünderer den Palast eines Bankiers stürmen. Zweihundert Vagabunden wurden zum

Palast eines wirklichen Bankiers gebracht, und der Regisseur hielt vom Rasenplatz aus eine Rede, erklärte, wie sie sich zu benehmen hätten. „Vergeßt nicht," erklärte er, „daß der Kerl, der dieses Haus besitzt, derselbe Kerl ist, dem aller Reichtum gehört, den Ihr produziert habt. Ihr steckt im Elend und wißt, daß er Euch beraubt hat, deshalb haßt Ihr ihn, versammelt Euch auf diesem Rasenplatz und wollt seinen Palast stürmen. Könnt Ihr ihn erwischen, so werdet Ihr ihn in Stücke zerreißen." Derart sprach der Regisseur, bis ihn Duggan mit den Worten unterbrach: „Hören Sie einmal, Sie brauchen uns das wirklich nicht sagen, wir sind tatsächlich Ausgebeutete, und dieser Palast ist ein wirklicher Palast."

Die anderen fanden anscheinend die Geschichte drollig und lachten darüber; bei Peter jedoch verstärkte sie bloß den Haß gegen die Roten, sowie seine Ueberzeugung, sie seien alle wahnsinnig vor Neid. Sie haßten alle, die Erfolg gehabt hatten, bloß um des Erfolges willen. Freilich, s i e werden nie etwas erreichen, werden ewig murren und hetzen, die große Masse der amerikanischen Arbeiter jedoch steht dem Manne, der etwas leisten kann, mit normalen Gefühlen gegenüber, verlangt nicht, seinen Palast zu stürmen, folgt bereitwillig seiner Führung.

Es war, als hätte Henderson, der Holzfäller, Peters Gedanken erraten. „Mein Gott," seufzte er, „was ist es doch für eine Arbeit, den Proletarier klassenbewußt zu machen!" Er saß am Rande seiner Pritsche, die schweren Schultern vorgebeugt, die Stirne gerunzelt, grübelte über das Problem, wie man die Unzufriedenheit der Welt vergrößern könnte. Er erzählte von einem Lager, in dem er gearbeitet hatte;

die Arbeit war derart hart und gefährlich gewesen, daß in einem Winter sieben Leute ihr Leben gelassen hatten. Der Besitzer des Waldes hatte diesen durch den gemeinsten Schwindel erlangt, die Wohnungen der Holzfäller waren schmierig, voller Ungeziefer, die Nahrung war schlecht, der Lohn niedrig, die Behandlung schmählich. Im Frühling kam der Sohn des Arbeitgebers mit seiner jungen Frau in den Wald, um dort die Flitterwochen zu verleben. „Jesus," sagte Henderson, „Ihr hättet hören sollen, wie diese Idioten von Holzfällern dem jungen Paar zujubelten, es hochleben ließen. Und sie meinten es ehrlich, hatten diese zwei nutzlosen, faulen, jungen Menschenkinder wirklich gern."

Gud, der Matrose, mischte sich ins Gespräch. Sein breites gutmütiges Gesicht grinste, man sah, daß ihm drei Vorderzähne fehlten, die mit einem Belegnagel ausgeschlagen worden waren. Auch bei den Matrosen sei es das gleiche, erklärte er. Sie sahen niemals die Rheeder, kannten nicht einmal die Namen der Leute, die von ihrer Arbeit profitierten, hatten aber eine sinnlose Anhänglichkeit für das Schiff. Irgend ein alter Kasten wurde auf die hohe See gesandt, damit er untergehe und die Besitzer das Versicherungsgeld erhalten, die armen Matrosen jedoch liebten den verfaulten alten Kasten so sehr, daß sie mit ihm untergingen — oder ihn — zur geheimen Wut der Rheeder — retteten.

Stundenlang mußte Peter Erzählungen lauschen, die die Verbrechen der Reichen und das den Armen angetane Unrecht behandelten. Er war verurteilt worden, fünfzehn Tage und fünfzehn Nächte dem Geschwätz der Sozialisten zuzuhören. Jeder seiner

Zellengenossen hatte sein eigenes Weltverbesserungssystem, seine eigene Methode, wie das Ziel zu erreichen sei. Das Leben ist ein endloser Kampf zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen; das Problem, wie die Besitzlosen die Besitzenden besiegen sollen, wird Taktik genannt. Wenn man von der Taktik spricht, so verwendet man lange unverständliche Worte, die dem gewöhnlichen Sterblichen ein Geheimnis bleiben. Bis in seinen Schlaf verfolgte Peter ein Chor von „Proletariat", „Profit", „Mehrwert", „politische Aktion", „direkte Aktion", „Massenaktion", „Syndikalisten-Anarchisten", ‚Anarcho-Kommunisten', „Sozialisten-Kommunisten" und „Sozialisten-Syndikalisten".

34.

In einer derartigen Umgebung ward Peters Ausbildung als Detektiv gleichsam mit Gewalt vollendet. Er lauschte angestrengt, wagte zwar nicht, Notizen zu machen, bewahrte jedoch in seinem Geiste neue Wissensschätze. Als er aus dem Gefängnis entlassen wurde, vermochte er Mc. Givney ein gutes Bild der verschiedenen sozialistischen Organisationen in American-City und ihrer Verhältnisse zueinander zu geben.

Peter bemerkte gar bald, daß Mc. Givneys Plan ein glänzender gewesen war. Peter war nun ein Held und Märtyrer, seine Stellung im linken Flügel gesichert; hätte einer gewagt, ein Wort wider ihn zu sagen, er wäre streng gerügt worden. Doch verspürte auch keiner Lust, sich gegen Peter zu wenden; sein alter Feind Mc. Cormick befand sich auf einer Organisationstour unter den Petroleumarbeitern.

Duggan hatte sich mit Peter angefreundet, und vermittelte die Bekanntschaft mit etlichen Freunden,

die in einem leerstehenden Lagerhaus wohnten, das zufällig Oberlichtfenster hatte. Derart wurde jeder Raum darin zu einer Art Atelier. Einige Radikale hatten hier Zimmer gemietet und verbrachten hier ein Picknickleben, das, wie Peter erfuhr, „Bohêm" genannt wurde. Es waren fast ausschließlich junge Leute, mit Ausnahme von zwei oder drei alten Schiffbrüchigen. Sie trugen Flanellhemden, weiche Kragen oder gar keine Kragen, ihre Finger waren stets mit Oelfarbe beschmiert. Ihre Bedürfnisse waren einfach, sie verlangten vom Leben bloß Leinwand und Farben, Zigaretten, Sauerkraut und Bier. Den ganzen Tag saßen sie an der Staffelei, malten die unglaublichsten Bilder: rosa Himmel, grüngesichtige Frauen, purpurnes Gras und phantastische Farbenkleckse, die sie wahllos: „Frau mit Senftopf", oder „Akt, die Treppe herunterkommend" nannten. Andere schrieben gleich Duggan den ganzen Tag Gedichte, klapperten an der Schreibmaschine, wenn sie genügend Geld hatten, eine zu mieten. Einige sangen, einer spielte Flöte und brachte damit die anderen zur Verzweiflung. Unter ihnen lebte auch ein junger Bursch vom Lande, der dem Elternhaus entflohen war, weil die Familie den ganzen Sonntag Choräle sang — und immer falsch sang.

Von diesen Leuten hörte man die revolutionärsten Aussprüche, doch erkannte Peter bald, bei ihnen blieb alles bei den Worten. Sie besänftigten ihre Wut mit wilden Farbenklecksen oder tollen Tönen auf dem Klavier. Die wirklich gefährlichen Elemente waren nicht hier zu finden, versteckten sich in eigenen Bureaus und Höhlen, bereiteten Streiks vor, agitierten, verbreiteten aufrührerische Literatur unter dem Volk.

Diese letzteren traf man in der sozialistischen Lokalgruppe, im Hauptquartier der I. W. Ws., in verschiedenen Klubs und Vereinigungen, in denen Peter als Mitglied stets willkommen war. In der Lokalgruppe herrschte ein wilder Kampf über die Frage des Krieges. Wie sollte sich die Partei verhalten? Eine kleine Gruppe glaubte, es wäre im Interesse des Sozialismus, hülfe man den Alliierten den Kaiser zu schlagen. Eine andere, entschlossenere Gruppe meinte, der Krieg sei eine Verschwörung des verbündeten Kapitalismus, der seine Macht festigen wollte, und diese Gruppe forderte, die Partei solle gegen Amerikas Beteiligung am Kriege kämpfen. Die beiden Gruppen versuchten die Geister der Mitglieder zu beeinflussen, die verwirrt und verständnislos den gewaltigen Fragen gegenüberstanden. Peter war befohlen worden, sich den radikalsten Antimilitaristen anzuschließen: ihr Vertrauen mußte er gewinnen, sie waren die gefährlichen Elemente der Bewegung, und Mc. Givneys Streben ging dahin, soviel Zwischenfälle wie möglich zu verursachen.

Auch im Hauptquartier der I. W. W. tobte der Kampf. Sollte man streiken und die Hauptindustrie des Landes lahmlegen? Oder war es besser, einfach weiter zu organisieren und zu agitieren, bis das Proletariat von selbst des militärischen Abenteuers überdrüssig wurde? Etliche der I. W. Ws. gehörten ebenfalls der sozialistischen Partei an und betätigten sich bei deren Versammlungen, so zum Beispiel Henderson und Gud Linstrom, die seit den Gefängnistagen Peters vertrauteste Freunde waren.

Peter kam auch mit den Pazifisten zusammen, mit dem „Rat des Volkes", wie sie sich nannten. Viele derselben waren fromme Leute, darunter einige

Geistliche, Donald Gordon, der junge Quäker, und eine große Anzahl Frauen — sentimentale junge Mädchen, die von dem Gedanken des Blutvergießens zurückschreckten, und angstvolle Mütter mit tränenfeuchten Augen, die davor bebten, daß ihre Lieblinge einberufen würden. Peter erkannte sofort, die Mütter hätten keinerlei „Gewissensgründe". Jede Mutter dachte bloß an den eigenen Sohn und an niemand sonst. Dies ärgerte Peter und er achtete darauf, daß die Lieblinge dieser Mütter bei der Einberufung nicht vergessen wurden.

Er besuchte eine Pazifistenversammlung im Hause eines Schullehrers. Herzzerreißende Reden wurden gehalten, schließlich erhob sich die kleine Ada Ruth, die Dichterin, und fragte, würde alles wieder bei leeren Worten bleiben, oder wollten sie sich endlich organisieren und eine Aktion gegen die Dienstpflicht unternehmen? Wollten sie nicht wenigstens einen Protestzug veranstalten, ins Gefängnis kommen, wie dies der Genosse Peter Gudge so heldenhaft getan hat?

Der Genosse Peter wurde aufgefordert, einige Worte zu sprechen; er erklärte, er sei kein Redner, außerdem sprächen Taten lauter als Worte und er habe versucht, seine Ueberzeugung durch Taten zu beweisen. Die anderen schämten sich und beschlossen, zur Tat überzugehen. Ada Ruth wurde Präsidentin und Donald Gordon Sekretär der „Antidienstpflicht-Liga". Am gleichen Abend erhielt Mc. Givney eine Liste der Mitglieder.

35.

Das Land war in den Krieg eingetreten. Die ungeheure Militärmaschine setzte sich langsam in

Bewegung, die Wogen des öffentlichen Gefühls brandeten auf. Der Kongreß hatte eine riesenhafte Anleihe genehmigt, ein gewaltiger Propagandaapparat wurde aufgebaut, die Vier-Minuten-Redner ließen von Maine bis Kalifornia ihre Stimmen erschallen. Peter las allmorgendlich die „American-City-Times", verschlang die Reden der Staatsmänner und die Predigten der Geistlichen, betrachtete Karrikaturen, studierte Leitartikel, die vor Patriotismus brannten. Alldies nahm er in sich auf, und seine Seele verwandelte sich. Bisher hatte er bloß für sich selbst gelebt, doch kommt für jeden Denkenden einmal der Tag, da er einsieht, er sei nicht das einzig Wichtige im Weltall, der einzige Zweck alles Geschehens. Peters Gewissen hatte ihn häufig gequält, er hatte oft an seiner eigenen Rechtlichkeit gezweifelt. Peter bedurfte, wie jede andere lebende Seele, einer Religion, eines Ideals.

Die Roten hatten freilich eine Religion, doch gefiel diese Peter nicht. Sie erschien ihm niedrig, ihre Anhänger hatten keine Grazie, Stellung und Gewandtheit, die übrigens nur mit dem Machtbewußtsein kommen. Auch war ihre Begeisterung lärmend und gemahnte Peter an die Apostolische Kirche. Außerdem unterstrichen sie immer die dunklen, schmutzigen Seiten des Lebens. Bloß ein Narr lauscht gerne traurigen, tränenerpressenden Erzählungen, wenn er ebensogut die Pracht und Herrlichkeit der Welt genießen könnte.

Hier jedoch war eine Religion, die Peter entsprach. Geistliche in schneeweißen Linnengewändern predigten in Kirchen, wo goldene Altäre standen und bunte Fenster herrliche Farben spiegelten Staatsmänner, vom Heiligenschein des Ruhmes verklärt, wanderten

unter hochrufenden Massen umher, Industrieherren, deren Namen schon Zauberkraft besaßen, die imstande waren, durch einen einzigen Federzug Städte in der Wüste aufschießen, durch Granaten und Geschosse zerstören zu lassen, wandelten im Zug; mit ihnen die Redakteure und Karrikaturisten der „Times", witzig, gelehrt, klug. All diese Menschen lehrten Peter eine Religion, ein Ideal, das er verstehen konnte. Peter wird auch fürderhin tun, was er bisher getan hat, doch nicht mehr im Namen Peter Gudges, der Ameise, sondern im Namen einer mächtigen Nation von hundertzehn Millionen Menschen, mit ihren unschätzbaren Erinnerungen an die Vergangenheit, ihren unbegrenzten Hoffnungen auf die Zukunft; er wird handeln im geheiligten Namen des Patriotismus und dem noch geheiligteren der Demokratie. Außerdem — welch herrliche Verbindung von Zufällen, — haben die großen Geschäftsleute ein neues Geheimbureau mit Guffey als Leiter errichtet und werden Peter fünfzig Dollars die Woche zahlen, so lange er der heiligen Sache dient.

In jenen Tagen war es für Staatsmänner und Redner modern, sich in Patriotismus zu überbieten; Peter las ihre Worte, hegte sie in seinem Geist, bis sie ein Teil seiner selbst schienen, und ihm war, als habe er sie erfunden. Er wurde immer gieriger nach dieser Seelennahrung, und fand auch stets neue; schließlich ward seine Seele fett und aufgeblasen wie ein Blasebalg. Peter wurde ein Patriot der Patrioten, ein „Ueberpatriot". Peter ward ein rotblütiger Amerikaner, war ein männlicher Amerikaner, ein hundertprozentiger Amerikaner. Hätte es so etwas wie hundert und ein Prozent gegeben, Peter wäre ein

hundertundeinprozentiger Amerikaner geworden. Peter war ein derart echter Amerikaner, daß der Anblick eines Ausländers bei ihm Rauflust hervorrief. Was die Roten anbelangte, so konnte er lange Zeit keine Worte finden, um seinen Gefühlen ihnen gegenüber Ausdruck zu verleihen. Endlich tat dies ein berühmter Geistlicher für ihn, indem er sagte: er möchte alle Roten auf ein Schiff bringen, dessen Segel aus Blei, dessen Maste aus Stein seien und sie damit zur Hölle schicken.

Es quälte Peter, daß er nicht gleich zu Taten übergehen konnte. Wie viele Beweise verlangt denn das Geheimbureau noch? Immer wieder stellte Peter Mc. Givney diese Frage und dieser erwiderte regelmäßig: „Nur keine Ungeduld. Sie erhalten ja jede Woche Ihren Lohn, was wollen Sie denn eigentlich?"

„Ich kann diese Leute nicht mehr schwätzen hören," meinte Peter. „Möchte ihnen das Maul stopfen."

Peter begann die Haltung der Sozialisten als persönliche Beleidigung aufzufassen. Sie hielten alle Peter für einen Genossen und waren äußerst freundlich gegen ihn, doch wußte Peter, mit welchen Augen sie ihn betrachten würden, wüßten sie die Wahrheit, und die Vorstellung dieser Verachtung brannte ihn wie ein ätzendes Gift. Bisweilen kam die Rede auf Spitzel und Verräter, dann überströmten diese Leute vor Wut und Beschimpfungen, und Peter bezog jedes Wort auf sich und wurde toll vor Zorn. Es verlangte ihn, ihnen eine Antwort zu geben; ungeduldig harrte er des Tages, da er sich rechtfertigen und die Roten auf den Mund würde schlagen können.

„Heute," sagte Mc. Givney, „habe ich etwas Interessantes für Sie. Sie sollen in die gute Gesellschaft kommen."

Der Rattengesichtige erklärte, in einer benachbarten Stadt lebe ein Multimillionär, der ein Buch gegen den Krieg geschrieben habe und der die finanzielle Quelle des Pazifismus und der Unruhe sei. „Diese Bande gibt viel Geld für Drucksachen aus, und wir haben erfahren, daß das Geld von Lackmann herrührt. Er soll morgen nach American-City kommen, nnd wir wünschen, daß Sie so viel wie möglich über ihn und seine Angelegenheiten erfahren."

Peter sollte also mit einem Millionär zusammentreffen! Peter hatte noch nie einen dieser Glücksmenschen kennen gelernt, doch stand er auf ihrer Seite, war stets auf ihrer Seite gestanden. Seitdem er lesen gelernt, hatte er gerne in Zeitungen und Zeitschriften über sie gelesen, ihre Bilder und die Abbildungen ihrer Paläste betrachtet. Diese Erzählungen waren seine Märchen gewesen, die Millionäre aber die Traumgestalten, die einer über der Wirklichkeit stehenden, schmerzlosen, sorgenfreien Welt angehörten.

Da Peter noch ein Diener im Tempel des Jimjambo gewesen, hatte er im Empfangsraum des Heiligtums ein Bild gesehen: der Olymp, etwa ein Dutzend Götter und Göttinnen, träge lümmelnd, aus goldenen Kelchen Nektar schlürfend, gleichgültig auf eine gequälte Welt hinabblickend. Peter pflegte hinter den Vorhängen zuzusehen, wie der Hauptmagister hinter den sieben Schleiern erschien und mit singender Stimme den schwärmenden Damen seine Lehre verkündete.

Er wies auf das Bild, sprach von den fernen goldenen Tagen, da der eleusinische Kult geboren worden war. Seither hatte sich die Welt verändert, zu ihren Ungunsten verändert. Jene, die die Macht besaßen, mußten der Welt Schönheit und Pracht wiedergeben, die herrlichen Möglichkeiten des Daseins.

Natürlich hatte Peter an nichts geglaubt, was im Tempel des Jimjambo verkündet wurde, dennoch hatte ihn dessen Reichtum und die Exklusivität der Gläubigen erschüttert. Er lernte allmählich an den Olymp glauben und wenn er an die Millionäre und ihr Leben dachte, so malte er sie sich als Götter und Göttinnen aus, träge auf silbernen Ruhebetten gelagert, Nektar schlürfend.

Seitdem Peter die Roten kannte, die die Paläste der Millionäre in die Luft sprengen wollten, stand er noch unerschütterlicher auf der Seite seiner Götter und Göttinnen. Jedesmal wenn sie angegriffen wurden, wuchs seine Liebe zu ihnen. Er sehnte sich danach, mit ihnen zusammenzutreffen und ihnen leidenschaftlich aber ehrfurchtsvoll Treue zu schwören. Beglückt malte er sich ein Bild aus: er steht im Palast eines Millionärs vor einem silbernen Ruhelager und erklärt dem Millionär sein, Peter Gudges, Verständnis für die Schönheit und Pracht der Welt.

Und jetzt sollte er einen Millionär kennen lernen, es war seine Pflicht, mit ihm vertraut zu werden! Freilich war gerade bei diesem Millionär etwas nicht in Ordnung — er gehörte zu den Wahnsinnigen, die aus irgend einem unbegreiflichen Grund mit Bombenwerfern und Mördern sympathisieren. Peter war im Heim der Todds Salon-Roten begegnet, schimmernden prächtigen Damen, die in großen glänzenden Auto-

mobilen vorfuhren. Doch wußte er damals nicht, ob dies wirklich Millionärinnen seien, und Sadie, an die er diese Frage richtete, erwiderte etwas vag, jeder in der radikalen Bewegung, der sich ein Automobil oder einen Frack leisten könne, werde von den Zeitungen Millionär genannt.

Der junge Lackman jedoch war ein wirklicher Millionär, erklärte Mc. Givney, und deshalb konnte ihn Peter trotz seiner verrückten Ideen bewundern, von denen der Rattengesichtige mit ehrlicher Belustigung sprach. Der junge Lackman leitete eine Knabenschule, handelte einer der Schüler unrecht, so bestrafte der Lehrer sich selbst, anstatt den Knaben. Peter müsse vorgeben, sich für dieses Erziehungsproblem zu interessieren, auch müsse er zumindest die Titel der Bücher kennen, die Lackman geschrieben hatte.

„Wird er sich denn überhaupt mit mir abgeben?" fragte Peter.

„Freilich. Er weiß, daß Sie im Gefängnis waren, für Ihre pazifistische Ueberzeugung gelitten haben. Sie müssen versuchen, sein Interesse für die Antidienstpflicht-Liga zu erwecken. Sagen Sie ihm, die Liga solle eine nationale Organisation werden und handeln, nicht bloß reden."

Der junge Lackman lebte im Hotel de Soto; da Peter diese Adresse hörte, bebte sein Herz vor Freude. Das Hotel de Soto war der Olymp von American-City. Peter war oft an dem weißen Gebäude vorübergeschritten, hatte dessen Bronzetür aufgehen, die Glückskinder der Erde herauskommen und ihren Zaubergefährten zustreben gesehen. Nie jedoch hatte er daran gedacht, auch er würde einmal durch die Bronze-

tür schreiten, in die inneren geheimnisvollen Heiligtümer eindringen.

„Wird man mich hineinlassen?" fragte er. Mc. Givney lachte. „Benehmen Sie sich, als ob alles Ihnen gehörte, halten Sie den Kopf hoch, tun Sie, als hätten Sie Ihr Leben lang dort gewohnt."

Es war leicht für Mc. Givney, dies zu sagen, Peter aber konnte sich in diese Lage nicht recht hineindenken. Jedenfalls wird er sein möglichstes tun, Mc. Givney hat sicherlich recht, auch Frau James hatte ihm ähnliche Ratschläge gegeben. Man muß die anderen Leute beobachten, sie im geheimen nachahmen und sich dann wie sie benehmen, als hätte man dies schon immer getan. Das ganze Leben ist ein ungeheurer Bluff; um sich zu ermutigen, braucht man bloß daran zu denken, daß alle anderen genau so bluffen, wie man selbst.

Um sieben Uhr abends erschien Peter vor der Bronzetür, berührte die Klinke, und schon ward sie von einem blauuniformierten Türhüter geöffnet, und die kleinen Liftjungen mit den vielen glänzenden Knöpfen blickten nicht einmal auf, da Peter an ihnen vorüberschritt und beim Portier nach Herrn Lackman fragte. Der hochmütige Portier übergab Peter einem noch hochmütigeren Telephonangestellten, der sich herabließ, in ein Telephon zu sprechen und Peter dann mitteilte, Herr Lackman sei ausgegangen, werde um acht Uhr zurück sein. Peter wollte eben die Hotelhalle verlassen, um bis acht Uhr auf der Straße zu warten, als ihm einfiel, daß ja alle anderen auch bluffen. Er ließ sich in einem weichen Lederlehnstuhl nieder, der so groß war, daß drei Menschen darin Platz gehabt hätten. Dort saß er, saß lange, und niemand sagte ein Wort.

Besser von der Polizei verprügelt werden, als sich von der deutschen Artillerie in Stücke zerreißen zu lassen. (S. 111)

Ja, dies war der Olymp und hier waren die Götter; die Göttinnen in einem Zustand göttlicher Halbnacktheit, die Götter im schwarzen Frack, mit gefältelter, hervorstehender Hemdbrust. Jedesmal, wenn sich ein Herr der Portiersloge näherte, blickte Peter hin, fragte sich, ob dies wohl Herr Lackman sei? In einer gewöhnlichen Menge hätte er wohl vermocht, einen Millionär zu unterscheiden, hier jedoch strebte jeder Gott an, wie ein Millionär auszusehen, und erschwerte dadurch Peters Aufgabe.

Eine mächtige Säule ragte aus der Halle zu dem fernen Plafond auf. Die Säule war aus blassem, grüngestreiftem Marmor, und Peters Augen streiften sie ab, bis zu der Stelle, wo sie an der Decke in eine duftige weiße Wolke überging. An jeder Ecke der Säule war ein Füllhorn angebracht, aus diesen Füllhörnern quollen Rosen und Schleifen, immer mehr Rosen und Schleifen, die sich wie ein Netz über den Plafond spannten. Aus dem Blumengewirr blickte hier und dort ein lächelndes Engelsgesicht hervor. Peter staunte über dieses architektonische Wunder.

Die gleiche verschwenderische Pracht herrschte im ganzen Hotel de Soto, Peter unterlag dem Eindruck, den alldies auf ihn hervorzurufen wünschte — empfand Verblüffung und Ehrfurcht, die Erkenntnis, daß die Leute, die in einer derartigen Umgebung leben, Menschen sind, für die Geld etwas Nebensächliches bedeutet, etwas, das sie in vollen Strömen ausgießen können. Alles ringsum strebte diesen Eindruck an, — sogar die Götter und Göttinnen. Bisweilen rauschte eine Göttin vorüber, ein Diadem im Haar, und Peter

versuchte die Steine des Diadems zu zählen. Auch ihr schwarzes Spitzenkleid regte zum Nachdenken an — handgestickte goldene Schmetterlinge schmückten es, man konnte ausrechnen, wieviel Schmetterlinge auf einen Meter kamen, oder man konnte die schimmernden Blättchen ihrer Schuhe zählen, die zarten Muster ihrer durchsichtigen Strümpfe betrachten.

Peter sah herrliche Göttinnen aus dem Lift steigen und dem Speisesaal zurauschen. Manche Menschen wären über ihre Gewandung chockiert gewesen, Peter jedoch, in dessen Gedächtnis das Bild des Olymps haftete, erschien sie vollkommen richtig.

Zweimal ging Peter zu der Portiersloge, um sich nach Herrn Lackman zu erkundigen, der noch immer nicht heimgekommen war, — mutiger werdend, wagte er es sogar in der Halle auf- und abzuschreiten. Um die Halle zog sich ein großer Balkon, und Peter begab sich dorthin, um zu sehen, was es dort gebe. Er fand bequeme Lehnstühle und Chaiselonguen aus dunkelgrauem Samt; anscheinend war dies der Ort, wohin sich die Göttinnen zurückzogen. Peter setzte sich in eine verborgene Ecke und wartete.

Vor ihm saß auf einer Chaiselongue eine Göttin, streckte den weißen Arm vor. Es war ein fetter Arm, und auch die Göttin war dick und fett, mit hellgoldenem Haar und unzähligen Juwelen. Sie blickte sich um, ihre Augen ruhten auch eine Sekunde lang auf Peter, schweiften dann weiter, und Peter fühlte schmerzlich die eigene Unansehnlichkeit.

Er fuhr fort, die Göttin zu beobachten und erlebte etwas Interessantes. Diese Juno hielt auf ihrem Schoß eine kleine goldgestickte Tasche. Sie öffnete

sie und entnahm ihr eine Anzahl geheimnisvoller Gegenstände. Zuerst einen kleinen goldenen Spiegel, in dem sie ihre Reize betrachtete, dann eine weiche Puderquaste, mit der sie sich leicht Nase und Wangen betupfte, dann eine Art roten Bleistift, mit dem sie sich über die Lippen fuhr, darauf folgte ein goldener Bleistift, mit dem sie ihre Augenbrauen nachzog. Plötzlich schien sie ein kleines Haar zu bemerken, das gewachsen sein mußte, seitdem sie ihr Ankleidezimmer verlassen hatte; Peter sah nicht genau, was sie tat, doch schien ihm, sie hole eine kleine Zange hervor und zupfe etwas aus. Sie fuhr ruhig und gelassen mit ihrer Toilette fort, ohne sich um die Vorübergehenden im mindesten zu kümmern.

Peters Augen schweiften umher, und er sah, daß ebenso, wie alle zu niesen oder zu gähnen anfangen, wenn ein Mensch niest oder gähnt, alle Göttinnen sich plötzlich ihrer kleinen Gold- und Silberspiegel erinnerten, ihrer Puderquasten und roten und schwarzen Bleistifte. Staunend sah Peter zu; der Olymp hatte sich in einen Schönheitssalon verwandelt.

Peter erhob sich, beobachtete weiter die Göttinnen. Es gab ihrer große und kleine, alte und junge, dicke und dünne, hübsche und häßliche. Es schien Peter, als ob die alten, dicken, häßlichen am meisten in die kleinen Spiegel starrten. Peter betrachtete sie mit sehnsüchtigen Augen; hier, dies wußte er, war das erhabene Leben, das Wahre, die größte Herrlichkeit, die ein Mensch erreichen kann. Er hätte gern noch mehr davon erfahren. Langsam schlenderte er weiter, ahnungslos, voller Unschuld, nicht träumend, in welche Verwicklungen ihn das Schicksal stürzen würde.

Auf einer der Chaiselonguen saß ein Mädchen, ein herrliches Geschöpf von der grünen Insel, mit Haaren wie ein Sonnenaufgang und Wangen wie Aepfel. Peter blickte sie an, sein Herzschlag setzte aus, kam wieder und pochte wie ein durchgehendes Pferd. Er vermochte seinen Augen kaum zu trauen, doch beharrten sie darauf, seine Augen wußten, denn diese Augen hatten einst stundenlang das Sonnenaufgangshaar und die Apfelwangen betrachtet: Das Mädchen war Nell, das Stubenmädchen aus dem Tempel des Jimjambo!

Sie hielt das Gesicht von ihm abgewandt, er wich zurück, versteckte sich hinter einer Säule; dort stand er, stierte sie an, mißtraute noch immer den eigenen Augen. Es konnte doch nicht Nell sein! Und dennoch war sie es! Eine verklärte Nell, eine auf den Olymp entrückte, in eine Göttin verwandelte Nell, mit einem blaßgrauen Streifen um die Taille und zwei blaßgrauen Bändern, die den Streifen festhielten, Nell, träge und lässig zurückgelehnt, angeregt mit einem jungen Mann plaudernd, der das Gesicht einer Bulldogge und die Kleidung einer Schneiderannonce hatte.

Peter starrte und wartete, sein Herz tobte wild. In diesen wenigen Augenblicken erkannte er, was wahre Liebe ist, er fühlte ihre zerstörende Macht. Die kleine Jennie war vergessen, Frau James, die Strohwitwe waren vergessen, Peter wußte, er habe in seinem ganzen Leben bloß eine Frau bewundert — Nell, das irische Stubenmädchen aus dem Tempel des Jimjambo.

Das Paar erhob sich, schlenderte zum Lift, und Peter folgte. Er wagte es nicht, mit ihnen in den Lift einzusteigen, dachte jählings an die Kleidung, die er in der Rolle eines proletarischen Antimilitaristen tragen mußte. Nell und ihr Begleiter würden bestimmt nicht das Haus verlassen, sie hatten weder Hut noch Mantel. Er suchte sie in der Halle und im Speisesaal, gelangte dann in einen großen Raum, aus dem Musikklänge drangen. Dieser Raum wurde der „Rost" genannt, ein Teil desselben war für den Tanz geräumt, auf einer kleinen Plattform war eine Musikkapelle untergebracht.

Peter vernahm die seltsamste Musik, die je in Menschenohren geklungen hat. Hätte er sie gehört, bevor er Nell erblickt hatte, er würde sie nicht verstanden haben, jetzt jedoch paßten die fremdartigen Klänge zu seiner gequälten Stimmung. Die Musik stöhnte, ratterte, quietschte, verursachte den Lärm zerreißender Leinwand, schrillte wie eine sich überhastende Sirene, kletterte himmelhoch, stürzte zur Hölle nieder. Eine qualvolle Bewegung eignete ihr, ein Gleiten, Drehen, Sich-Winden, Springen. Und das Benehmen der halbnackten Göttinnen und der Götter gab das Kommentar zu dieser Musik. Die Göttlichen glitten wie Schlittschuhläufer das glatte Parkett entlang, wanden sich wie Schlangen, stolzierten einher wie Truthähne, hüpften wie Kaninchen, stelzten feierlich dahin wie Giraffen. Sie hielten einander fest in den Armen, wie Bären, die einander totdrücken wollen, verschlangen ihre Leiber, wie Riesenschlangen, die einander auffressen möchten.

Peter betrachtete sie, lauschte der Musik und machte dabei eine seltsame Entdeckung: in Peters Seele lagen die Geister unzähliger Tiere begraben. Peter war einst ein Bär gewesen, ein Kaninchen und eine Giraffe, ein Truthahn und ein Fuchs. Unter dem Zauber dieser unheimlichen Musik erwachten die toten Geschöpfe zum Leben. Derart entdeckte er die Bedeutung des „Jazz-Tanzes" in allen seinen seltsamen, grotesken Variationen.

Desgleichen entdeckte er, daß er einst ein Höhlenmensch gewesen war, den Nebenbuhler mit einer Steinaxt getötet und dessen Mädchen an den Haaren fortgeschleppt hatte. Alldies ward ihm klar, da er im Tanzraum an der Tür stand und Nell in den Armen des jungen Mannes mit dem Bulldoggengesicht tanzen sah.

Peter verharrte lange wie betäubt. Nell und der junge Mann ließen sich an einem kleinen Tisch nieder, bestellten ein Souper. Peter überlegte, was er tun solle. Er wußte, in diesem Aufzug dürfe er Nell nicht nahen, es wäre unmöglich, ihr begreiflich zu machen, daß er bloß eine Rolle spiele, daß er, der wie ein Elendsmensch aussah, in Wirklichkeit ein wohlhabender Mann sei, ein hundertprozentiger, reinblütiger Patriot, verkleidet als proletarischer Pazifist. Nein, er muß warten, muß seinen schönsten Anzug anlegen, ehe er mit ihr spricht. Aber sie konnte inzwischen fortgehen, er würde sie in der großen Stadt nie mehr finden.

Etwa eine Stunde später beschloß er, ihr zu schreiben, eilte ins Schreibzimmer und schrieb ihr folgende Zeilen:

„Nell, ich bin Ihr alter Freund Peter Gudge. Ich hatte Glück und kann Ihnen Wichtiges mitteilen.

Schreiben Sie mir ein Wort. Peter." Er fügte noch seine Adresse hinzu, steckte den Brief in einen Umschlag, versiegelte diesen, schrieb darauf: „Fräulein Nell Doolin."

Dann begab er sich in die Halle, rief einen der vielknöpfigen Burschen, drückte ihm den Brief zusammen mit einem Dollar in die Hand. Im Tanzraum befinde sich eine junge Dame, der solle er sofort den Brief übergeben, die Sache sei äußerst wichtig.

Der Bursche nickte. Peter beobachtete, wie er durch den Tanzsaal schritt, im schrillen Singsang ausrief: „Fräulein Nell Doolin! Fräulein Nell Doolin!" Er schritt an dem Tisch vorüber, wo Nell saß, rief ihr den Namen gerade ins Gesicht hinein, doch achtete sie dessen nicht.

Peter wußte nicht, was dies bedeute. Jedenfalls aber mußte Nell den Brief erhalten. Da der Bursche zu ihm zurückkehrte, zeigte er ihm Nell und der Junge überreichte ihr das Schreiben. Peter sah, wie sie es nahm, dann fiel ihm jählings ein, daß er ja hier eine Aufgabe zu erfüllen habe. Er rannte zur Portiersloge zurück und fragte nach Herrn Lackman. Zu seinem Entsetzen erfuhr er, Herr Lackman sei da gewesen, habe seine Rechnung bezahlt und sei mit seinem Gepäck abgereist. Niemand wisse wohin.

39.

Peter hatte verabredet, um Mitternacht mit Mc. Givney zusammenzutreffen; nun mußte er den beschämenden Mißerfolg gestehen. Er behauptete, er habe sein möglichstes getan, habe sich beim Portier erkundigt, habe gewartet und gewartet, doch hätte ihn niemand von Lackmans Rückkehr verständigt. All

dies entsprach der Wahrheit, doch besänftigte es keineswegs Mc. Givney, der wütend war. „Es hätte Ihnen Tausende von Dollars einbringen können!" rief er. „Das war der größte Fisch, der je an unserer Angel anbeißen wird."

„Wird er nicht wiederkommen?" fragte der betrübte Peter.

„Nein," entgegnete der andere. „Sie werden ihn in seiner Vaterstadt erwischen."

„Ist das nicht ebenso gut?" erkundigte sich Peter naiv.

„Sie verdammter Trottel! Wir wollen ihn doch hier erwischen, damit wir ihn rupfen können."

Der rattengesichtige Mann hatte nicht so viel sagen wollen, es war ihm bloß in der Wut entschlüpft. Er und etliche seiner Freunde hatten geplant, dem jungen Millionär einen Schrecken einzujagen, hofften, er würde viele tausend Dollars zahlen, um freizukommen. Auch Peter hätte sein Teil erhalten — und nun hatte er den Vogel aus der Schlinge entfliehen lassen!

Peter schlug vor, dem jungen Mann in seine Vaterstadt zu folgen, ihn auf irgend eine Art in Mc. Givneys Machtbereich zurück zu locken. Nachdem Mc. Givneys Wut sich ausgetobt hatte, gab er zu, dies könnte getan werden. Er würde sich mit den anderen beraten, Peter von ihren Entschlüssen in Kenntnis setzen. Doch ach, da Peter am folgenden Tag das Mittagsblatt las, sah er, daß der junge Lackman beim Verlassen des Zuges in seiner Vaterstadt verhaftet, seine Schule geschlossen, ein Teil der Lehrer ins Gefängnis geworfen worden sei, auch waren unzählige Flugblätter beschlagnahmt und ungeheuerliche Verschwörungen gegen die Sicherheit des Landes entdeckt worden.

Peter las die Nachricht und wußte, ihm stehe eine stürmische Unterredung mit seinem Vorgesetzten bevor. Doch kümmerte ihn dies wenig; — etwas weit Bedeutsameres hatte sich vor einigen Minuten zugetragen. Ein Bote hatte ihm einen Brief gebracht, den er pochenden Herzens las:

„Gut, treffen Sie mich heute um zwei Uhr im Wartezimmer des Guggenheimer Warenhauses. Aber vergessen Sie um Gotteswillen, daß Nell Doolin je gelebt hat. Ihre Edythe Eustace."

Peter zog seine besten Kleider an, die gleichen, die er während des Zusammenseins mit der Strohwitwe getragen hatte, und erschien eine Stunde zu früh beim Stelldichein. Endlich kam auch Nell; sie war so gekleidet, daß ein einziger Blick genügte, um erkennen zu lassen, die Trägerin dieser Gewänder bewege sich in der besten Gesellschaft und scheue keine Ausgaben. Nell blickte sich, während sie redete, unentwegt um, erklärte, Ted Grothers, der Mann mit dem Bulldogg-Gesicht sei furchtbar, man könne ihm nie entkommen, weil er den ganzen Tag nichts zu tun habe.

Peter hätte lieber nicht das Wartezimmer des großen Warenhauses als Ort gewählt, um sein Herz auszuschütten, doch ging es nicht anders. Er sagte Nell, daß er sie liebe, daß er niemals eine andere Frau werde lieben können, daß er viel Geld verdient habe und hoch oben auf der Leiter des Erfolges stehe. Nell lachte ihn nicht aus wie sie ihn im Tempel des Jimjambo ausgelacht hatte; Peter war nicht mehr ein armseliger Küchenjunge, sondern ein vornehmer Mann, den ein aufreizendes Geheimnis umgab. Nell wollte wissen, was seine Beschäftigung sei, Peter jedoch er-

widerte, er dürfe ihr nichts verraten, es handle sich hier um ein ungeheuer wichtiges Geheimnis, er habe einen Eid leisten müssen, zu schweigen. Dies waren die Tage der deutschen Spione und Bombenverschwörungen, da Kaiser, Könige und Zaren Amerika mit Schätzen überfluteten, die Tage der Regierungskontrakte und geheimen Handelsabkommen, da in Hotelhallen stündlich Vermögen begründet und verloren wurden. Daher fiel es Nell leicht, an ein wirkliches Geheimnis zu glauben, und da sie eine Frau war, versuchte sie sofort, es zu erraten.

Sie bat Peter keineswegs, es ihr zu erzählen, ließ ihn bloß reden, lenkte auf taktvolle Art das Gespräch und erfuhr gar bald, Peter stehe mit vielen der gefährlichsten Roten auf vertrautem Fuß, wisse alle Einzelheiten des Goober-Prozesses, sogar die Namen der großen Geschäftsleute, die eine Million gespendet hatten, um Goober an den Galgen zu bringen. Nell zählte zwei und zwei zusammen, gelangte zu dem Ergebnis vier, und teilte dies unvermittelt Peter mit. Peter verstummte vor Bestürzung, bekannte dann völlig verwirrt Nell die ganze Wahrheit, berichtete von seinen Leistungen und Abenteuern und Plänen — bloß die Episoden mit der kleinen Jennie und der Strohwitwe verschwieg er.

Er erzählte von den Summen, die er bereits verdient hatte und noch zu verdienen hoffte, sprach von Lackman, zeigte Nell die Zeitung mit dem Bild des jungen Millionärs und dessen Schule. „Ein hübscher Mensch", meinte Nell. „Es ist wirklich eine Schande."

„Wie meinen Sie das?" fragte Peter etwas verblüfft. War es möglich, daß Nell für die Roten Sympathie empfand?

„Ich meine," entgegnete sie, „daß er allein Ihnen mehr eingebracht hätte, als alles andere zusammen."

Nell war eine Frau, ihr Geist befaßte sich mit der praktischen Seite der Dinge. „Hören Sie, Peter," sprach sie, „Sie haben sich von den Agenten ausnützen lassen, diese erhalten die großen Summen, für Sie fällt bloß ein Trinkgeld ab. Sie brauchen jemanden, der sich um sie kümmert."

Peters Herz jauchzte auf. „Wollen S i e es tun?" rief er.

„Ted hindert mich an allem, er würde mir und auch Ihnen die Kehle durchschneiden, wüßte er, daß ich hier bin. Aber ich will versuchen, mich frei zu machen. Dann werde ich mir Ihr Problem überlegen. Ich verspreche nichts, jedenfalls aber will ich Ihnen helfen, damit Mc. Givney und Guffey und die anderen sie nicht mehr länger betrügen können."

Sie brauche Zeit, um nachzudenken, erklärte sie, müsse sich über etliche der Agenten erkundigen — anscheinend kannte sie einige derselben. Am folgenden Tag wolle sie mit Peter im Stadtpark zusammenkommen. Peter versprach, am Nachmittag zur Stelle zu sein.

40.

Nells Schmeicheleien hatten Peter derart ermutigt, daß er nicht zu Mc. Givney ging, um sich ein zweites Mal wegen Lackman beschimpfen zu lassen. Er begann Mc. Givneys ewigen Tadels überdrüssig zu werden, war dieser nicht zufrieden, so möge er es einmal selbst versuchen, selbst auf einige Zeit ein Roter werden. Peter schlenderte den ganzen Tag und die halbe Nacht in den Straßen umher, dachte an

Nell und freute sich zitternd über das halbe Versprechen, das sie ihm gegeben hatte.

Am folgenden Tag trafen sie einander im Park. Niemand war in der Nähe, sie fanden eine einsame Stelle, und Nell gestattete ihm, sie zu küssen. Zwischen diesen Küssen entfaltete sie vor ihm einen erschütternden Plan.

Peter habe bisher die harte Arbeit getan, sich von den Leuten ausnützen, mit einem armseligen Trinkgeld abspeisen lassen. Die anderen seien durch seine Informationen reich geworden. Dies habe Mc. Givney in seiner Wut über den Mißerfolg im Fall Lackman verraten. Peter müsse nun auf eigene Faust vorgehen, viel Geld verdienen, eine der Größen der Agentur werden. Peter kenne die Leute, wisse alle Einzelheiten, habe im Prozeß Goober gelernt, wie die Sache zu handhaben sei. Es sei seine Pflicht, das Land von den Roten zu befreien, weshalb solle er aber nicht auch dafür Geld erhalten?

Nell hatte die ganze Nacht darüber nachgedacht, versucht, eine geeignete Persönlichkeit zu finden. Schließlich war ihr der alte Bankier Nelse Ackerman eingefallen. Ackerman war unglaublich reich, wurde der Finanzkönig von American-City genannt. Auch war er alt und ein arger Feigling; eben lag er krank zu Bett, und ein kranker Mann ist meist noch feiger als ein gesunder. Peter müsse eine Bombenverschwörung gegen Ackerman entdecken. Er könnte diese Idee vor den Roten aussprechen, ihr Interesse dafür erregen oder etliche Briefe fälschen, in die Taschen der Roten schmuggeln, Dynamit in deren Stuben verstecken. Wurde der Plan entdeckt, so war ein ungeheures Aufsehen gewiß, der Finanzkönig würde davon

hören und sicherlich Peter belohnen. Vielleicht würde er Peter als seinen eigenen Geheimagenten anstellen, um sich vor den Roten zu schützen. Derart würde Peter wirklich viel Geld in die Hand bekommen, würde Mc. Givney und Guffey dingen können, anstatt von ihnen gedungen zu sein. Wäre Peter allein gestanden, hätte er dann je einen derart gefährlichen Traum gewagt? Oder war er bloß ein kleiner Schwächling, das Opfer seiner eigenen Aengste und Eitelkeiten? Aber Peter stand nicht allein, er hatte Nell, und Nell gegenüber mußte er den tollkühnen Helden spielen. Es war wie in den alten Zeiten im Tempel, Peter brauchte viel Geld, um Nell einem anderen Mann zu rauben. Deshalb ging er auf ihren Vorschlag ein und besprach ihn mit Nell.

Am geeignetsten war Mc. Cormick. Pats grimmiges hartes Gesicht, seine verschlossene, geheimnisvolle Art entsprachen Peters Auffassung von einem Bombenwerfer. Auch war Mc. Cormick Peters persönlicher Feind; er war eben von seiner Agitationsreise zurückgekehrt und griff Peter in den verschiedenen sozialistischen Gruppen heftig an. Ja, Pat war einer der gefährlichsten Roten, sicherlich gehört er zu den Bombenwerfern!

Ein anderer, der sich eignete, war Joe Engel, den Peter bei einer Versammlung der Antidienstpflicht-Liga kennen gelernt hatte. Die Leute rissen Witze über den Namen des jungen Mannes; er sah wirklich wie ein Engel aus, mit hellen, blauen Augen, die geradewegs aus dem Himmel zu stammen schienen, hellblondem Haar und einer Spur von Grübchen in den Wangen. Wenn aber Joe den Mund öffnete, ward ersichtlich, er sei ein Engel aus den niederen Regionen.

Er war der kühnste und herausforderndste aller Roten, mit denen Peter bisher in Berührung gekommen war. Joe verlachte Ada Ruth und ihre sentimentale Haltung der Dienstpflicht gegenüber. Jetzt galt es nicht Gedichte zu schreiben und Resolutionen einzubringen, jetzt brauchte man keine Leute, die sich weigerten Uniform anzulegen; im Gegenteil, die Männer sollen die Gewehre annehmen, sich einexerzieren lassen und zur rechten Zeit die Gewehrläufe umdrehen. Agitieren und Organisieren ist ja ganz schön am rechten Ort, jetzt jedoch, da die Regierung es wagt, das Proletariat herauszufordern und ins Heer einzureihen, braucht die sozialistische Bewegung Tatmenschen.

Joe Engel war in den Waldgegenden gewesen; er kannte die Stimmung der Leute, der Holzfäller und Flößer. Diese Menschen sind des Geredes überdrüssig, haben Geheimkomitees gebildet, die alles übernehmen werden, sobald die Kapitalisten samt ihrer Regierung aus dem Weg geräumt worden sind. Wurde inzwischen ein Scheriff oder ein Staatsanwalt allzu übermütig, so wurde er „fortgeschafft". Dies war ein Lieblingsausdruck des blauäugigen Engels, den er jede halbe Stunde in seinen Reden wiederholte. „Ja, er wurde zu übermütig, wir haben ihn „fortgeschafft".

41.

Peter und Nell spannen ihre Pläne gegen Pat Mc. Cormick und Joe Engel weiter aus. Peter müsse sie alle versammeln, von Bomben und politischen Morden reden. Jenen, die Interesse bezeigten, solle er ein Schreiben in die Tasche stecken, worin sie aufgefordert würden, sich im Geheimen zusammenzufinden. Nell würde die Zettel schreiben, damit kein Verdacht auf

Peter falle. Sie zog einen Bleistift und einen kleinen Block aus ihrer Handtasche, schrieb: „Wenn Sie wirklich bereit sind, die Rechte des Proletariats durch eine kühne Tat zu fördern, treffen Sie mich . . .“ Sie hielt inne, fragte: „Wo?“ „In den Ateliers,“ erwiderte Peter und Nell schrieb: „In den Ateliers“, „Genügt das?“ erkundigte sie sich.

„Zimmer 17,“ fügte Peter bei. Er wußte, dies Zimmer werde von einem russischen Maler Nikitin, der sich einen Anarchisten nannte, bewohnt. Nell schrieb weiter: „Zimmer 17, morgen um acht Uhr. Es sollen keine Namen genannt werden. Aeußerste Verschwiegenheit tut dringend not. Tat!“ Peter gab diese Stunde an, weil er wußte, es finde am heutigen Abend eine Versammlung der I. W. Ws. in ihrem Hauptquartier statt. Geschäftliche Dinge sollten besprochen werden, doch wußte Peter genau, daß früher oder später die Rede auf die „Taktik“ kommen würde. Es gab unter den I. W. Ws. ein starkes Element, das mit der Zurückhaltung der Organisation nicht zufrieden war und stets nach Taten verlangte. Peter war sicher, er könne Interesse für eine Bombenverschwörung erregen.

Das ganze erledigte sich schier von selbst; Peter brauchte das Thema garnicht anzuregen. Der blauäugige Engel fragte heftig, sollen die Arbeiter wie Schafe zur Schlachtbank getrieben werden, ohne daß die I. W. Ws. sich rühren? Weshalb solle nicht American-City zuerst handeln? Er wisse, daß die Masse zur Aktion bereit sei, sie warte bloß auf ein Losungswort und eine Organisation, die die Führung übernimmt.

Dann sprach Henderson, der große Holzfäller, das sei eben das Unglück, man könne für einen der-

artigen Zweck keine Organisation gründen. Die Autoritäten haben überall ihre Spitzel, wissen um alles, verhindern alles, treiben einen unter die Erde.

„Gut," rief Joe. „Dann werden wir eben unterirdisch arbeiten!"

„Ja, aber wie ist es dann um die Organisation bestellt? Niemand wagt dem andern zu trauen, jeder hält alle anderen für Spione."

„Teufel!" meinte Joe Engel, „ich bin um der Bewegung willen gesessen, mich wird niemand einen Spitzel nennen. Ich will nicht ruhig hier sitzen und zusehen, wie das Proletariat in die Hölle getrieben wird, bloß weil ich für meine geheiligte Organisation fürchte."

Da etliche Einwürfe erhoben, wurde Engel noch heftiger. Und wenn ein Massenaufstand, wenn Mord und Totschlag kommen? Wenigstens werden die Ausbeuter eine Lektion erhalten, etwas von ihrer Lebensfreude einbüßen.

Peter hielt es für einen guten Kniff, den Konservativen zu spielen. „Glauben Sie wirklich, daß die Kapitalisten aus Angst nachgäben?" fragte er.

„Darauf können Sie wetten", entgegnete Gud, der schwedische Matrose. „Darauf können Sie wetten. Ich kann Ihnen etliche Geldgrößen des Landes nennen, wird denen klar gemacht, sie würden, wenn nicht sofort Frieden geschlossen wird, alle getötet — wir hätten augenblicklich Frieden."

Nun hatte Peter die Leute dort, wo er sie haben wollte. „Wer sind diese Leute?" fragte er, und nun wurden Namen genannt. Natürlich dauerte es nicht lange, bis jemand Nelse Ackerman erwähnte, den die Roten ganz besonders haßten, weil er der Anti-Goober-Gruppe hunderttausend Dollars gespendet hatte. Peter,

gab vor, nichts von Nelse zu wissen, und Jerry Rudd ein Landarbeiter, dessen Kopf noch von einem Schlag schmerzte, den er beim letzten Erntearbeiterstreik erhalten hatte, bemerkte, wenn man Leute, wie Ackerman, in den Schützengraben schickte, so würde es in Amerika bald genug Pazifisten geben.

Es war, als sei Joe Engel vorherbestimmt, Peters Absichten zu dienen. „Wir brauchen Männer," sagte er, „die bereit sind, eben so hart für sich selbst zu kämpfen, wie sie für die Kapitalisten kämpfen."

„Ja," stimmte Henderson grimmig zu, „wir sind ja alle so brav, warten, bis unsere Herren uns das Töten erlauben."

Damit endete die Debatte, doch war Peter keineswegs unbefriedigt. Er wartete den günstigen Augenblick ab, steckte dann unbemerkt seine Zettel in die Taschen von Joe Engel, Jerry Rudd, Henderson und Gud. Dann verließ er, bebend vor Aufregung, das Lokal. Die große Bombenverschwörung war eingeleitet, „Man muß sich dieser Leute entledigen!" flüsterte er bei sich selbst. „Muß sich ihrer unbedingt entledigen. Ich tue bloß meine Pflicht."

42.

Peter hatte mit Nell verabredet, um elf Uhr nachts an einer Straßenecke zusammenzutreffen; da sie aus einer Tram stieg, sah er, daß sie eine Reisetasche in der Hand halte. „Ist alles gut gegangen?" fragte sie, und als er bejahte, fügte sie hinzu: „Da ist deine Bombe."

Peter riß den Mund auf. Er sah so erschrocken aus, daß sie ihn eilends beruhigte. Es werde nichts explodieren, die Tasche enthalte bloß die nötigen

Bestandteile einer Bombe, drei Dynamitstäbe, etliche Zünder und Uhrenbestandteile. Das Dynamit war sorgfältig verpackt, konnte nicht losgehen — falls er die Tasche nicht fallen ließ. Doch war Peter noch nicht getröstet. Er hatte nicht geahnt, daß Nell soweit gehen werde, daß er Dynamit werde handhaben müssen. Er fragte sich, wo sie das Dynamit wohl her habe, und wünschte aus ganzer Seele, er könnte von dem Ganzen loskommen.

Doch war es hierzu schon zu spät. Nell sprach: „Du mußt diese Tasche ins Hauptquartier bringen und zwar so, daß dies niemand bemerkt. Der Saal wird wohl bald versperrt werden."

„Wir versperrten die Tür, da wir fortgingen."

„Wer hat den Schlüssel?"

„Grady, der Sekretär."

„Kannst du nicht in das Zimmer gelangen?"

„Doch," erwidert Peter eifrig. „Ueber die Feuerleiter, das Fenster schließt nicht fest. Wir sind schon öfter so hineingekommen, wenn die Tür versperrt war."

„Gut. Wir werden noch etwas warten, dürfen nicht riskieren, daß noch jemand ins Hauptquartier zurückkommt."

Sie wanderten die Straße entlang; Nell trug die Tasche, da sie Peters Nerven nicht traute. „Wir müssen noch zwei Bogen Papier in das Zimmer schmuggeln," sagte sie. „Der eine muß zerrissen und in den Papierkorb geworfen werden. Er soll einen Brief vorstellen, in dem eine Verschwörung besprochen wird und ist mit „Mac" unterschrieben. Das bedeutet natürlich Mc. Cormick. Da ich seine Schrift nicht kenne, mußte ich es auf der Maschine schreiben. Der zweite Bogen ist eine Zeichnung, die Polizei wird schon

entdecken, was sie bedeutet. Es ist ein Plan von Ackermans Haus, ein Kreuz bezeichnet sein Schlafzimmer. Irgendwie müssen wir den Anschein erwecken, daß dieser Plan Mc. Cormicks Eigentum ist. Gibt es etwas im Zimmer, das ihm gehört?"

Peter dachte nach und erinnerte sich schließlich, daß sich im Bücherschrank etliche Bücher befanden, die ein Geschenk von Mc. Cormick waren, und in denen sein Name stand. „Das ist prächtig!" rief Nell. „Wir werden den Plan in einem dieser Bücher verstecken, wenn die Polizei Haussuchung hält, muß sie ihn finden." Nell fragte, was für Bücher es seien. Peter entsann sich, daß das eine von Sabotage handle. „Stecke den Bogen in dieses," meinte Nell. „Findet die Polizei den Plan, so werden die Zeitungen das ganze Buch abdrucken und furchtbare Geschichten machen."

Peters Knie zitterten derart, daß er kaum zu gehen vermochte, doch ermahnte er sich unentwegt, sprach zu sich, er sei ein „männlicher" Mann, ein hundertprozentiger Amerikaner, und in diesen Kriegszeiten müsse jeder Patriot seine Pflicht erfüllen. Seine Pflicht war es, das Land von den Roten zu befreien, er durfte ihr nicht aus dem Weg gehen. Sie strebten dem alten Haus zu, in dem sich das Hauptquartier der I. W. Ws. befand, Peter kletterte über den Zaun, erklomm die Feuerleiter, Nell reichte ihm vorsichtig die Tasche; dann stieß Peter das Fenster auf und sprang ins Zimmer.

Er versteckte die Tasche in der einen Ecke des großen Schrankes, bedeckte sie mit Fetzen und einem großen Stück Segeltuch. Dann zerriß er den mit der Maschine geschriebenen Brief, warf ihn in den Papierkorb. Aus der linken Tasche entnahm er den Plan

von Ackermans Haus, entzündete ein Streichholz, steckte den Plan in das kleine rotgebundene Buch über Sabotage und stellte das Buch an seinen Platz zurück. Dann kletterte er wieder zurück, schwang sich über den Zaun und lief die Allee hinunter, an deren Ende Nell auf ihn wartete.

„Alles für mein Land," flüsterte er bei sich.

43.

Nun galt es noch, Mc. Cormick für den folgenden Morgen zu einem Stelldichein zu bekommen. Nell hatte auf einen Zettel folgende Worte mit der Maschine geschrieben: „Mac! Komme um acht Uhr morgens auf Zimmer 17 in den Ateliers. Sehr wichtig. Unser Plan ist fertig, mein Teil ist getan. Joe."

Mc. Cormick würde dies für eine Botschaft von Engel halten. Er würde nicht genau wissen, worum es sich handle, aber gerade dies würde ihn veranlassen, bestimmt zu kommen. Nun kam es darauf an, daß die Detektive in dem Augenblick eintrafen, da die Verschworenen zusammenkamen; sonst lag die Gefahr vor, daß sie Verdacht schöpfen und entfliehen. Mc. Givneys Leute mußten in Bereitschaft stehen; er selbst mußte zur rechten Zeit alles erfahren.

Dies jedoch hatte auch seine Schattenseiten. Gab man Mc. Givney Zeit, so würde er bestimmt eine Unterredung mit Peter haben wollen, und Nell war überzeugt, Peter sei einem Kreuzverhör von Seiten Mc. Givneys nicht gewachsen. Peter selbst stimmte ihr bei, sein Herzschlag drohte bei dem bloßen Gedanken an eine derartige Unterredung auszusetzen. Am liebsten hätte er überhaupt die ganze Sache aufgegeben, doch wagte er es nicht, sich der Verachtung

seiner Mitverschworenen auszusetzen. Er ballte die Fäuste, biß die Zähne zusammen und wandte, da sie an einer Laterne vorüberkamen, das Gesicht ab, damit Nell nicht die furchtbare Angst sehe, die seine Züge verzerrte. Aber Nell wußte es dennoch, wußte genau, daß sie es mit einem weißgesichtigen, bebenden Feigling zu tun habe und verhielt sich danach. Sie arbeitete alle Pläne aus, gab Peter Anweisungen, blieb bei ihm, um zu sehen, daß er sie auch wirklich ausführe. Peter kannte Mc. Givneys Privattelephonnummer, doch sollte er diese bloß in den dringendsten Fällen benützen. Nell gebot ihm, dies jetzt zu tun, Mc. Givney mitzuteilen, er habe eben eine Verschwörung der I. W. Ws. entdeckt, Pat Mc. Cormick sei der Anführer, sie planten, etliche Leute mit Dynamit in die Luft zu sprengen. Peter müsse ihnen folgen, dürfe nicht ihre Spur verlieren, sonst könnte ein Verbrechen begangen werden, ehe man einzuschreiten vermochte. Peter folge jetzt den Verschwörern, werde bei der ersten sich ergebenden Gelegenheit Mc. Givney abermals antelephonieren.

Nell betonte besonders, Peter dürfe bloß einen Augenblick Zeit haben, wenn er Mc. Givney telephoniere, dürfe sich nicht ausfragen lassen, keine Antworten geben. Er müsse den Anschein bebender Erregung erwecken; dies schien Peter leicht. Er probte die Szene mit Nell, jedes Wort, das er sagen muß, wie er das Gespräch abbrechen und den Hörer zurückhängen soll. Dann begab er sich in eine Nachtapotheke und rief von der Telephonzelle aus Mc. Givney an.

Nach einigen Minuten vernahm er die schlaftrunkene Stimme seines Vorgesetzten. Peter verscheuchte mit wenigen Worten Mc. Givneys Schläfrigkeit.

„Herr Mc. Givney, eine Bombenverschwörung!"

„Was?"

„I. W. W. Bomben in einer Reisetasche! Heute Nacht soll jemand in die Luft gesprengt werden!"

„Mein Gott! Was reden Sie da? Wer?"

„Das weiß ich noch nicht, habe die Sache bloß teilweise erfahren. Die Leute sind bereits ausgezogen, ich muß ihnen folgen. Sonst verliere ich die Spur, komme am Ende zu spät. Verstehen Sie, ich muß ihnen folgen."

„Ich höre. Was soll ich tun?"

„Ich werde Ihnen bei der ersten Gelegenheit telephonieren. Halten Sie Ihre Leute in Bereitschaft, wenigstens ein Dutzend, auch Automobile. Damit es schnell geht. Verstehen Sie?"

„Ja, aber . . ."

„Ich kann nicht länger sprechen, fürchte, die Spur zu verlieren, habe keine weitere Sekunde Zeit. Bleiben Sie am Telephon, halten Sie Ihre Leute bereit, alles bereit. Verstehen Sie?"

„Ja, aber warten Sie, Mensch. Liegt bestimmt kein Irrtum vor?"

„Nein, nein, ich bin meiner Sache sicher," rief Peter, seine Stimme schrillte vor Erregung zu den höchsten Tönen auf. „Sie haben Dynamit, haben alles. Es handelt sich um einen gewissen Nelse."

„Nelse? Wie heißt er noch?"

„Den wollen sie töten. Ich muß gehen. Bringen Sie alles in Bereitschaft."

Peter hing den Hörer zurück; er war derart aufgeregt über die Rolle, die er spielte, daß er aus der Apotheke hinausstürmte, als müsse er wirklich I. W. W.-Verschwörer einholen, die mit Bomben durch die Nacht dahinstreben.

Draußen fand er Nell, und sie schritten zusammen weiter. In einem kleinen Park setzten sie sich auf eine Bank, weil Peters Beine ihn nicht mehr tragen wollten. Nell machte eine Runde, um zu sehen, ob niemand in der Nähe sei, kehrte dann zur Bank zurück und probte die nächste Szene mit Peter. Diese müssen sie ganz besonders sorgfältig vorbereiten, denn nun kommt der Teil, bei dem Nell nicht zugegen sein kann und Peter auf eigenen Füßen stehen muß. Peter wußte dies, und seine Knie knickten ein. Er wollte erklären, er könne die Sache nicht weiter machen, er wollte zu Mc. Givney eilen und alles gestehen. Nell erriet, was in seiner Seele vorging, sie versuchte ihm die Beschämung, es ausgesprochen zu haben, zu ersparen. Sie schmiegte sich eng an ihn, streichelte beim Sprechen seine Hand. Wohlige Wärme schlich über Peters Leib. Er wagte es, den Arm um Nell zu schlingen, um das köstliche Gefühl noch zu verstärken. Nell gestattete seine Umarmung, ja sie ermutigte ihn sogar dazu. Peter war ein Held, hatte ein waghalsiges, gefährliches Abenteuer unternommen, würde es wie ein Mann ausführen und Nells Bewunderung erringen. „Unser Vaterland führt Krieg," rief sie. „Und diese Teufel werfen Klötze zwischen die Räder!"

Allmählich ward Peter zu Mute, als könne er der ganzen Welt Trotz bieten. Er war bereit, hinzugehen und selbst den König von American-City mit einer Bombe in die Luft zu sprengen. In dieser Stimmung verharrte er während der frühen Morgenstunden, den Arm um das Mädchen geschlungen. Er hätte bloß gewünscht, sie fände mehr Zeit, seinen Liebesbeteuerungen zu lauschen und wäre nicht nur damit beschäftigt, ihn seine Lektion wiederholen zu lassen.

44.

Der Tag brach an, die Vögel begannen zu singen. Sonnenstrahlen fielen auf Peters erschöpftes graues Gesicht und auf Nells verblaßte irische Rosen. Die Zeit zum Handeln war gekommen; Peter zog aus, Mc. Cormicks Wohnung bis sieben Uhr zu überwachen; um diese Zeit mußte er den Brief erhalten.

Er erhielt ihn, Peter sah Mc. Cormick das Haus verlassen und in die Richtung der Ateliers streben. Es war noch zu früh, Peter nahm an, Pat werde zuerst frühstücken, und richtig begab sich dieser in eine kleine Meierei. Peter hastete zu der nächsten Telephonzelle und rief seinen Vorgesetzten an.

„Mc. Givney," sprach er. „Heute Nacht verlor ich die Leute, habe sie aber jetzt wieder gefunden. Heute früh findet eine Versammlung statt, dies ist die Gelegenheit, sie alle festzukriegen."

„Wo?" fragte Mc. Givney.

„Zimmer 17 in den Ateliers. Lassen Sie aber Ihre Leute nicht hinkommen, bis ich das Zeichen gebe und gewiß bin, daß alle richtigen Burschen dort sind."

„Hören Sie, Peter Gudge," rief Mc. Givney. „Betrügen Sie mich nicht?"

„Mein Gott! Wofür halten Sie mich denn? Ich sage Ihnen doch, die Leute haben eine Unmenge Dynamit."

„Was haben sie damit getan?"

„Ein Teil davon befindet sich im Hauptquartier. Wo der Rest ist, weiß ich nicht. Sie haben ihn mitgetragen und ich verlor in der Nacht die Spur. Doch fand ich in meiner Tasche einen Zettel, ich wurde ebenfalls aufgefordert, mitzutun."

„Großer Gott!“ rief der rattengesichtige Mann.

„Wir fassen die ganze Bande. Sind Ihre Leute in Bereitschaft?“

„Ja.“

„Gut, sie sollen an die Ecke der Siebenten und der Washington-Straße kommen. Sie selbst erwarte ich an der Ecke der Achten und Washington-Straße. Kommen Sie so rasch Sie können. Verstanden?“

„Ja,“ kam die Antwort; Peter hing den Hörer zurück und eilte an den besprochenen Ort. Er war derart nervös, daß er sich auf eine Haustreppe setzen mußte. Da die Zeit verstrich, und Mc. Givney nicht erschien, folterten ihn wilde Vorstellungen. Vielleicht hat ihn Mc. Givney mißverstanden. Oder das Automobil hat eine Panne erlitten. Oder das Telephon hat nicht funktioniert. Mc. Givney und seine Leute werden zu spät kommen! Die Falle wird offen stehen, die Verschwörer werden entflogen sein!

Zehn Minuten vergingen, fünfzehn Minuten, zwanzig Minuten. Endlich raste ein Automobil die Straße entlang, Mc. Givney sprang heraus, das Automobil fuhr weiter. Peter gab Mc. Givney ein Zeichen und zog sich auf eine Türschwelle zurück. Mc. Givney folgte ihm, fragte erregt: „Haben Sie sie?“

„Ich weiß nicht!“ stammelte Peter zähneklappernd. „Sie sagten, sie würden um acht hier sein.“

„Zeigen Sie mir den Zettel,“ befahl Mc. Givney, und Peter zog Nells Schreiben aus der Tasche: „Wenn Sie wirklich bereit sind, die Rechte des Proletariats durch eine kühne Tat zu fördern, treffen Sie mich in den Ateliers Zimmer siebzehn, morgen um acht Uhr. Es sollen keine Namen genannt werden. Aeußerste Verschwiegenheit tut dringend not. Tat!“

„Sie haben dies in Ihrer Tasche gefunden?"

„Ja—a, Herr Mc. Givney."

„Und Sie haben keine Ahnung, wer es Ihnen zugesteckt hat?"

„Nein, aber ich glaube Joe Engel . . ."

Mc. Givney schaute auf die Uhr. „Wir haben noch zwanzig Minuten."

„Sind die Detektive in Bereitschaft?" fragte Peter.

„Ein Dutzend von ihnen. Was wollen Sie jetzt tun?"

Peter würgte seine Vorschläge hervor. Gegenüber den Ateliers befand sich ein kleiner Kolonialwarenladen. Peter würde sich dorthin begeben, tun, als kaufe er ein und durch das Fenster die Straße überwachen. Nahten die Erwarteten, so würde er Mc. Givney ein Zeichen geben; dieser solle sich in der Apotheke an der nächsten Straßenecke aufhalten. Mc. Givney dürfe sich nicht blicken lassen, weil die Roten wußten, er sei einer von Guffeys Agenten.

Peter brauchte nichts zweimal sagen; Mc. Givney verstand alles, war bereit. Peter hastete die Straße entlang, betrat den kleinen Kolonialwarenladen, ohne von jemandem bemerkt worden zu sein. Er kaufte Cakes und Käse, setzte sich auf eine Kiste ans Fenster und tat, als esse er. Seine Hände zitterten so, daß er die Eßwaren kaum an den Mund führen konnte, und dies war gut, denn sein Mund war ausgetrocknet, und Cakes und Käse eignen sich in solchen Augenblicken nicht als Nahrung.

Seine Augen hafteten starr an dem gegenüberliegenden Gebäude. Nach kurzer Zeit — Hurra! — sah er Mc. Cormick in die Straße einbiegen. Der Irländer

trat ins Haus, etliche Minuten später folgten ihm Gud, Joe Engel und Henderson. Letztere schritten eilig einher, waren in ein Gespräch vertieft; Peter erriet, daß sie von den geheimnisvollen Zetteln redeten, sich fragten, wer sie wohl geschrieben habe und was in aller Welt das Ganze bedeute.

Peter war nun bereits halb wahnsinnig vor Nervosität. Er fürchtete, dies werde den Leuten im Laden auffallen, kaute krampfhaft an den Cakes, bröselte seine Kleider und den Fußboden voll. Sollte er noch auf Jerry Rudd warten, oder sich mit den bereits Anwesenden begnügen? Er erhob sich, schritt zur Tür, da sah er sein letztes Opfer die Straße entlangschreiten. Ein Automobil fuhr vorüber, Peter huschte hinte. ihm über die Straße und rannte nach der Apotheker Er hatte sie noch nicht erreicht, als bereits Mc. Givney herausstürzte und nach der nächsten Straßenecke jagte.

Peter wartete noch lange genug, um zwei Automobile, mit stämmigen Detektiven bepackt, herbeirasen zu sehen, dann rannte er in eine Nebengasse. Er lief noch etliche Häuser weiter, sank auf einen Prellstein und begann zu weinen — genau wie die kleine Jennie geweint hatte, da er ihr mitgeteilt, er könne sie nicht heiraten. Leute blieben vor ihm stehen, starrten ihn an, ein freundlicher alter Herr klopfte ihn auf die Schulter und fragte, was geschehen sei. Peter schluchzte zwischen tränenfeuchten Fingern hervor: „Meine Mutter ist gestorben." Die Leute ließen ihn in Ruhe, und nach einiger Zeit erhob er sich und hastete weiter.

45.

Peter starb schier vor Angst. Er wußte, er werde mit Mc. Givney zusammentreffen müssen und vermochte diesen Gedanken nicht zu ertragen. Er verlangte bloß nach Nell. Diese, die geahnt, daß er ihrer bedürfen würde, hatte ihm versprochen, um halb neun im Park zu sein. In der Zwischenzeit war sie heimgegangen, hatte die irischen Rosen mit französischer Schminke aufgefrischt, sich mit Kaffee und Zigaretten gestärkt und erwartete ihn nun, gelassen lächelnd, frisch, wie die Blumen und Vögel des Parkes. Sie fragte ruhig, wie alles gegangen sei, und da Peter stammelnd bekannte, er sei nicht imstande, Mc. Givney entgegenzutreten, bemühte sie sich, seinen Mut von neuem zu entfachen. Sie gestattete ihm trotz des hellen Tageslichtes, sie zu umarmen, flüsterte ihm zu, er möge sich ermannen, ihrer wert sein.

Was hatte er denn zu fürchten? Man konnte ihm nichts nachweisen, würde ihm nie etwas nachweisen können. Seine Hände waren rein, er müsse bloß immer bei der gleichen Erklärung bleiben, dürfe, was auch immer geschehe, sich nicht überrumpeln lassen, nicht von der Geschichte, die sie mit ihm ausgedacht hatte, abweichen. Sie ließ ihn das ganze wiederholen, wie am Vorabend in der I. W. W.-Versammlung die Rede davon gewesen sei, Nelse Ackerman zu töten, um dem Kriege ein Ende zu bereiten, wie er erlauscht hatte, daß Joe Engel Jerry Rudd zugeflüstert, er besitze alles nötige für eine Bombe, habe im Schrank eine Tasche voller Dynamit versteckt, und wie Engel und Mc. Cormick einen Anschlag für diese Nacht geplant hätten. Peter habe draußen auf sie gewartet, habe Engel, Henderson und Gud herauskommen sehen.

Engels Taschen seien vollgestopft gewesen, Peter habe angenommen, sie würden das Attentat sofort ausführen und habe Mc. Givney antelephoniert. Während er telephonierte, seien ihm die Leute entwischt, er habe nicht gewagt, dies Mc. Givney mitzuteilen, sei die ganze Nacht im Park umhergewandert. Frühmorgens habe er in seiner Tasche den Zettel gefunden, begriffen, daß die Verschwörer ihn aufforderten, mitzutun. Dies sei alles, bis auf einige Worte, die Joe Engel und Jerry Rudd miteinander gesprochen hatten. Nell ließ Peter diese Worte auswendig lernen und schärfte ihm ein, er dürfe sich unter keinen Umständen an mehr oder an weniger erinnern.

Endlich war Peter genügend vorbereitet, begab sich auf Nummer 427 des American House und warf sich aufs Bett. Er war dermaßen erschöpft, daß er einschlief, doch schreckte ihn stets der Gedanke an neue Fragen auf, die Mc. Givney an ihn richten könnte. Endlich hörte er, wie sich der Schlüssel im Schloß umdrehte. Er fuhr auf. Einer der Detektive, ein Mann namens Hammet, trat ein. „Hallo, Gudge!" sagte er, „der Vorgesetzte will Sie verhaften lassen."

„Verhaften!" schrie Peter. „Guter Gott!" Er sah sich im Geist mit Roten in eine Zelle eingekäfigt, gezwungen, abermals Elendsgeschichten zu lauschen.

„Ja," meinte Hammet, „wir verhaften alle Roten, es würde auffallen, wenn Sie allein entkämen. Gehen Sie gleich auf die Straße und lassen Sie sich erwischen."

Peter sah ein, dies sei notwendig. Er überlegte eine kleine Weile, beschloß dann Miriam Jankowitschs Wohnung als Ort seiner Verhaftung zu wählen. Sie war eine echte Rote und konnte ihn nicht leiden. Wird er bei ihr verhaftet, so wird sie ihn gern haben müssen,

außerdem wird dies seine Stellung bei den Linken stärken. Er gab Hammet die Adressse an und fügte hinzu: „Kommen Sie nur bald, es ist nicht unmöglich, daß sie mich hinauswirft."

„Gut," lachte der andere. „Sagen Sie ihr, die Polizei verfolge Sie, sie möge Sie verstecken."

Peter strebte eilends dem jüdischen Viertel zu und klopfte im obersten Stockwerk einer Mietskaserne an eine Tür. Eine dicke Frau mit aufgerollten Aermeln, die Hände mit Seifenschaum bedeckt, öffnete. Ja, Miriam sei daheim, sagte Frau Jankowitsch, habe zurzeit keine Arbeit, sei wegen ihrer sozialistischen Ansichten entlassen worden. Miriam trat ins Zimmer, warf Peter einen eiskalten Blick zu, der deutlicher als Worte sagte: „Jennie Todd!"

Doch änderte sich alldies, da Peter berichtete, er sei im Hauptquartier der I. W. Ws. gewesen und habe dort die Polizei vorgefunden. Anscheinend sei Haussuchung gewesen, irgend etwas entdeckt worden. Ihm sei es gelungen, unbemerkt zu entkommen. Miriam führte ihn in ein Innenzimmer, stellte hundert Fragen, die Peter nicht zu beantworten wußte. Er wisse gar nichts, sei am vorhergehenden Abend bei einer Versammlung im Hauptquartier gewesen, habe sich heute morgen ein Buch dort holen wollen, die Menge und die Polizei gesehen und sei fortgelaufen.

Etwa eine halbe Stunde später wurde heftig an die Tür gepocht. Peter kroch hastig unter das Bett. Die Tür ward aufgerissen, laute zornige Stimmen erklangen, heftige Proteste von Miriam und deren Mutter. Nach den Geräuschen zu urteilen, warfen die Eindringlinge alle Möbel durcheinander. Plötzlich erschien unter dem Bett eine Hand, packte Peter beim

Knöchel, zog ihn heraus. Er stand vor vier uniformierten Polizisten!

Es war eine peinliche Situation. Anscheinend hatte man die Polizisten nicht davon verständigt, daß Peter ein Spion sei, die Trottel glaubten, sie hätten einen wirklichen Verschwörer erwischt. Der eine packte Peters Handgelenke, ein zweiter hielt den Revolver gegen ihn und Miriam gerichtet, ein dritter durchsuchte Peters Taschen nach Bomben. Da keine zum Vorschein kamen, schienen die Polizisten sich zu ärgern, sie schüttelten, pufften Peter, ließen durchblicken, daß sie bloß nach einem Vorwand suchten, um ihm den Schädel einzuschlagen. Peter hütete sich wohl, ihnen einen derartigen Vorwand zu geben, er war ängstlich und demütig, erklärte unablässig, er wisse nichts, habe nichts Unrechtes getan.

„Das werden wir schon sehen, junger Mann," sagte der Polizist, da die Fesseln um Peters Handgelenk zusammenklirrten. Während einer der Polizisten mit erhobenem Revolver verharrte, durchsuchten die anderen drei das Zimmer, rissen Laden auf, warfen alles heraus, griffen nach jedem beschriebenen Papier, das sie in eine Reisetasche stopften. Sie fanden rotgebundene Bücher mit erschreckenden Titeln, doch keine Bomben, an Waffen kam nichts gefährlicheres als ein Küchenmesser ans Tageslicht. Unheimlicher wirkte Miriams Zunge. Das Mädchen stand da mit funkelnden schwarzen Augen und sagte den Polizisten, was sie von ihnen halte. Sie wisse nicht, was im Hauptquartier der I. W. Ws. vorgefallen war, jedenfalls aber war es eine abgekartete Sache. Die Polizei solle nur wagen, sie zu verhaften. Es fehlte nicht viel, und die Polizei wäre ihrer Aufforderung

nachgekommen, doch begnügte sie sich schließlich damit, das Waschfaß samt Inhalt umzustoßen, verließ dann das Zimmer, in dem Frau Jankowitsch inmitten eines Seifensees schreiend stand.

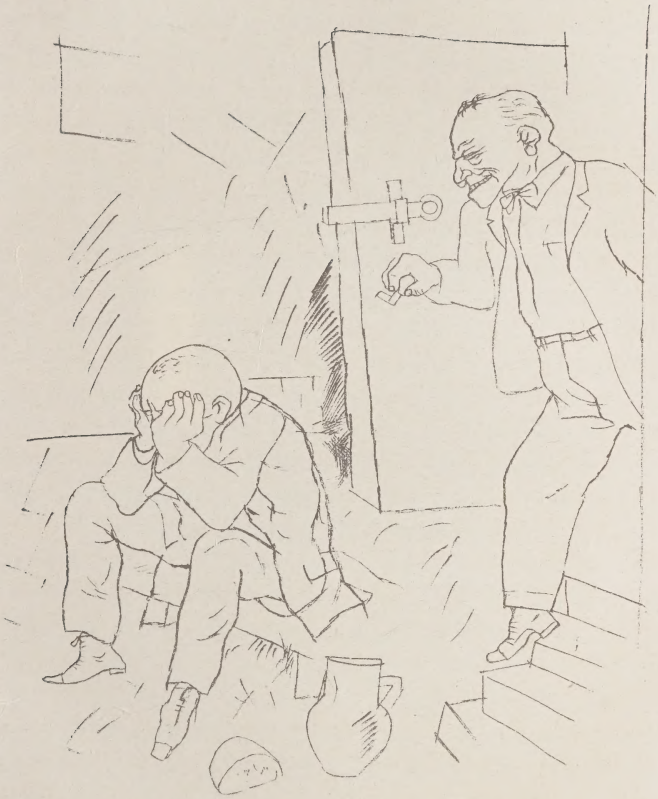
46.

Peter wurde durch eine wild wimmelnde Menge gezerrt, in ein Automobil gestoßen, das ihn mit rasender Schnelligkeit aufs Polizeigebäude brachte. Hier wurde er in eine Zelle eingesperrt. Er fühlte sich äußerst unbehaglich, hatte er doch vergessen, mit Hammet zu vereinbaren, wie lange er in Haft bleiben solle. Doch es verging bloß eine Stunde, bevor der Wärter erschien und Peter in ein Privatzimmer führte, wo er Mc. Givney, Hammet, den Polizeikommissar, einen Distrikts-Staatsanwalt und Guffey vorfand. Der erste Detektiv des Trusts ergriff das Wort.

„Nun, Gudge," sagte er. „Was haben Sie uns da für eine Geschichte aufgebunden?"

Peter war, als habe er einen Schlag ins Gesicht bekommen. Das Herz fiel ihm in die Hosen, er riß den Mund auf, starrte wie ein Idiot. Dann fielen ihm Nells letzte feierliche Worte ein: „Durchalten, Peter, durchhalten!" Er fragte: „Was meinen Sie, Herr Guffey?"

„Setzen Sie sich dorthin," sprach Guffey, „und erzählen Sie uns die ganze Geschichte. Vom Anfang an." Peter gehorchte, berichtete von der Versammlung der I. W. Ws., auf der die Tatenlosigkeit der Organisation angegriffen worden war und ein Vorgehen gegen die Dienstpflicht gefordert wurde. Peter erging sich in Einzelheiten, Gewalt, Dynamit, Totschlag, die Erwähnung Nelse Ackermans und anderer Kapitalisten,



Ängste peinigten ihn, er stellte sich vor, er werde eingekerkert, Guffey foltere die Wahrheit aus ihm heraus. (S. 169)

die aus dem Weg geräumt werden sollten. Alldies schmückte er aus, übertrieb furchtbar, denn Nell hatte ihm gesagt, hier dürfe er dies tun.

Dann erzählte er, wie er nach Aufhebung der Versammlung bemerkt habe, daß einzelne Mitglieder miteinander flüsterten. Es war ihm gelungen, in Joe Engels und Jerry Rudds Nähe zu gelangen, und er habe abgerissene Worte erhascht: „Dynamit," „Tasche im Schrank," „Nelse". Da Engel fortging, merkte Peter, daß dessen Taschen vollgestopft waren, und nahm an, er trage die Bombe bei sich. Er rannte zu einem Apotheker, telephonierte Mc. Givney an. Es dauerte lange, bis die Antwort kam, inzwischen waren die Leute verschwunden. Peter war verzweifelt, schämte sich, Mc. Givney seinen Mißerfolg zu gestehen, wanderte stundenlang auf der Suche nach den Verschwörern durch die Straßen. Am Morgen entdeckte er in seiner Tasche den Zettel, benachrichtigte Mc. Givney davon. Dies sei alles, was er wisse.

Mc. Givney begann ihn auszufragen: er habe gehört, wie Joe Engel mit Jerry Rudd sprach; habe Engel noch mit anderen geredet? Was habe Joe Engel gesagt? Peter solle jedes Wort wiederholen. Nells Weisungen folgend, erinnerte sich Peter eines Satzes: „Mac hat ihn in den „Sab Cat" gesteckt." Er sah, wie die anderen einander anblickten. „Dies hörte ich," erklärte Peter, „bloß dies, konnte es aber nicht verstehen."

„Sab Cat?" fragte der Polizeikommissar, ein kräftiger Mann mit braunem Schnurrbart, den Mund voll Kautabak. „Das bedeutet Sabotage, nicht wahr, Mc. Givney?"

„Ja!" erwiderte der Rattengesichtige.

„Wissen Sie etwas im Hauptquartier, das mit Sabotage zu tun hat?" wurde Peter gefragt.

Er dachte nach. „Nein."

Die Männer redeten einen Augenblick lang unter einander. Guffey berichtete, Mc. Cormicks Dinge seien alle beschlagnahmt worden, vielleicht würde man unter ihnen die Lösung des Rätsels finden. Guffey trat ans Telephon, gab eine Nummer an, die Peter wohlbekannt war — die des I. W. W. Hauptquartiers. „Sind Sie's? Al?" fragte er. „Wir suchen etwas in ihrem Büro, das mit Sabotage zu tun hat. Haben Sie etwas derartiges gefunden — Apparat, Bilder, Schriftstücke? Irgend etwas?" Die Antwort mußte verneinend sein, denn Guffey fuhr fort: „Suchen Sie weiter, wenn Sie etwas finden, rufen Sie mich an. Es könnte uns als Richtschnur dienen."

Dann hing Guffey den Hörer zurück, wandte sich an Peter. „Also, das ist Ihre Geschichte, Gudge, ist alles, was Sie uns zu sagen haben?"

„Ja, Herr Guffey."

„Dann können Sie ruhig mit dem Flunkern aufhören. Wir wissen ganz genau, daß Sie dieses Spiel abgekartet haben und werden uns von Ihnen nicht betrügen lassen."

Peter starrte verstummt Guffey an, dieser trat auf ihn zu, die Stirne drohend gerunzelt, die Fäuste geballt. Mit ohnmächtigem Entsetzen gedachte Peter seiner Erlebnisse am Tage des „Kriegsbereitschaftsumzuges". Sollte er alles wieder durchleiden müssen?

„Wir werden eine kleine Konfrontation veranstalten, Gudge," fuhr der Detektiv fort. „Sie werden uns die ganze Geschichte noch einmal erzählen, das Gespräch zwischen Engel und Jerry Rudd, die voll-

gestopften Taschen und alles andere — und Engel wird es leugnen."

„Mei—ein Gott, Herr Guffey!" stöhnte Peter. „Natürlich wird er es leugnen." Peter glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, das Wort eines Verschwörers sollte ernst genommen werden!

„Ja, Gudge, Sie sollen es lieber gleich erfahren — Engel gehört zu unseren Leuten. Seit einem Jahr spioniert er die I. W. W. für uns aus."

Peters Welt verlor ihren Boden, Hals über Kopf fiel er in einen Abgrund des Entsetzens und der Verzweiflung. Joe Engel ist gleich ihm ein Geheimagent! Der blauäugige Engel, der auf Hunderten von sozialistischen Versammlungen von Dynamit und Mord gesprochen hat, der durch seine wilden Reden die überzeugtesten Radikalen erschreckt! Engel ist ein Spion, und Peter hat versucht, gerade ihn in ein abgekartetes Spiel zu verwickeln!

47.

Nun ist es aus mit ihm, er wird wieder ins Loch kommen, wird bis ans Ende seines Lebens gefoltert werden. In seinen Ohren gellten die Schreie zehntausender verlorener Seelen, das Dröhnen von zehntausend Posaunen des jüngsten Gerichts. Doch vernahm er durch den wahnsinnigen Lärm Nells flüsternde Stimme: „Durchhalten, Peter, durchhalten!"

Er warf die Arme hoch, wandte sich gegen seinen Ankläger. „Gott ist mein Zeuge, Herr Guffey, ich weiß bloß, was ich Ihnen gesagt habe. Das hat sich ereignet, wenn Ihnen Joe Engel etwas anderes erzählt, so lügt er."

„Weshalb sollte er lügen?"

„Ich weiß es nicht, ich weiß überhaupt nichts."

Der Augenblick war gekommen, da Peter die Vorzüge erntete, zu denen er durch ein langes Training als Intrigant gelangt war. Inmitten seiner Angst und seiner Verzweiflung arbeitete Peters Gehirn unentwegt. „Vielleicht hat Joe Engel Sie hineinlegen wollen, vielleicht hatte er einen eigenen Plan, den ich ihm vereitelt habe. Ich sage Ihnen, ich habe die Wahrheit gesprochen." Peters Verzweiflung verlieh ihm eine gewisse Sicherheit, die sich Guffeys Ueberzeugung entgegenstemmte. Da Peter weitersprach, las er in den Augen des Detektivs, dieser sei seiner Sache nicht mehr so gewiß wie zuvor.

„Haben Sie die Tasche gesehen?" fragte er Peter.

„Nein, ich habe keine Tasche gesehen. Weiß nicht einmal, ob es wirklich eine Tasche gab. Hörte bloß Joe Engel „Tasche" und „Dynamit" sagen."

„Sahen Sie jemanden im Bureau schreiben?"

„Nein. Henderson saß am Tisch, arbeitete, zog etliche Papiere aus der Tasche, zerriß sie und warf sie in den Papierkorb." Peter merkte, wie die anderen einander anschauten, und erriet, daß seine Lage sich bessere.

Einen Augenblick später kam ihm ein Vorfall zu Hilfe. Das Telephon klingelte, der Polizeikommissar nahm den Hörer auf, winkte dann Guffey herbei, der den anderen Hörer zur Hand nahm. „Ein Buch?" rief erregt der Detektiv. „Was für ein Plan? Einer Ihrer Leute soll sofort das Buch und den Plan herbringen. Verlieren Sie keinen Augenblick, alles kann von dem Fund abhängen."

Dann wandte sich Guffey an die anderen. „Er sagt, er habe im Bücherschrank ein Buch über Sabotage

gefunden und in dem Buch den Plan eines Hauses. Auf dem Buch steht Mc. Cormicks Name."

Ausrufe wurden laut, Peter hatte Zeit, nachzudenken, bevor sich die Männer abermals mit ihm beschäftigten. Nun fragte ihn der Polizeikommissar aus, dann der Staatsanwalt; er blieb unerschütterlich bei seiner ersten Aussage. „Mein Gott!" rief er, „glauben Sie, ich bin so verrückt, einen derartigen Schwindel zu wagen? Woher sollte ich denn alles haben, woher das Dynamit?" Peter biß sich fast die Zunge ab, da er bemerkte, wie furchtbar er sich versprochen habe. Niemand hatte ihm ja mitgeteilt, daß die Tasche Dynamit enthalte. Er suchte verzweifelt nach einer Erklärung für seine Worte, doch wollte es ein glücklicher Zufall, daß keinem der fünf Männer der arge Fehler, den er begangen hatte, aufgefallen war. Sie wußten alle, daß sich in der Tasche Dynamit befinde und übersahen völlig die Tatsache, daß Peter dies angeblich nicht wisse. So nahe kann ein Mensch dem Abgrund des Verderbens kommen und dennoch gerettet werden.

Peter hastete von der gefährlichen Stelle fort. „Leugnet Joe Engel, daß er Jerry Rudd etwas zuflüsterte?" fragte er.

„Er entsinnt sich dessen nicht," entgegnete Guffey. „Sagt, er habe vielleicht mit ihm geredet, aber nichts besonderes, jedenfalls habe es sich um keine Verschwörung gehandelt."

„Ich hörte ihn doch," rief Peter, dessen scharfer Verstand einen Ausweg entdeckt hatte. „Ich weiß, was ich gehört habe. Es war gerade, da wir das Lokal verließen. Jemand hatte bereits das Licht abgedreht.

Er stand mit dem Rücken gegen mich und ich schlich mich hinter den Bücherschrank."

Der Staatsanwalt mischte sich ein; er war ein junger Mensch, leichter zu betrügen, als die anderen. „Sind Sie gewiß, daß es Joe Engel war?" fragte er.

„Mein Gott, natürlich war er es," erwiderte Peter. „Ich kann mich nicht geirrt haben." Er ließ eine Nuance der Verwirrung in seine Stimme kommen.

„Sie sagen, er habe geflüstert."

„Ja."

„Hätte es nicht dennoch ein anderer sein können?"

„Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll," jammerte Peter. „Ich drehte ihm den Rücken, sprach mit Grady, dem Sekretär, dann drehte ich mich um, schritt zum Bücherschrank."

„Wie viele Leute befanden sich im Zimmer?"

„Etwa zwanzig."

„Waren die Lichter abgedreht, bevor sie sich umwandten, oder erst nachher?"

„Ich weiß es nicht, vielleicht nachher." Plötzlich rief der arme verwirrte Peter aus: „Ich komme mir wie ein Narr vor. Natürlich hätte ich mit dem Kerl reden, mich vergewissern sollen, daß er Joe Engel ist, aber ich glaubte meiner Sache sicher zu sein. Dachte gar nicht daran, es könnte ein anderer sein."

„Sind Sie dessen gewiß, daß er mit Jerry Rudd sprach?"

„Ja, das weiß ich, Jerrys Gesicht war mir zugewandt."

„War es Rudd oder der andere, der von „Sab Cat" sprach?" Peter wurde nun ganz verwirrt, verwickelte sich immer mehr; eine neue Sturzflut von Fragen ergoß sich über ihn, bis der Detektiv erschien,

der das Buch über Sabotage brachte; — auf dem Titelblatt stand Mc. Cormicks Namen und zwischen den Seiten stak der Plan.

Alle umdrängten den Plan, und es kam ihnen zur gleichen Zeit der gleiche Gedanke: kann dies der Plan von Nelse Ackermans Haus sein? Der Polizeikommissar rief telephonisch den Sekretär des großen Bankiers an, er möge Herrn Ackermans Haus beschreiben. Der Kommissar lauschte der Beschreibung, sagte dann: „An der Nordseite des Hauses gegen Westen wird etwas durch ein Kreuz bezeichnet. Was kann das sein?" Die Antwort kam, der Kommissar rief: „Mein Gott!" fuhr dann fort: „Wollen Sie bitte sofort mit dem Plan des Architekten hierher kommen, damit wir die beiden vergleichen können?" Er wandte sich an die anderen. „Das Kreuz bezeichnet das Zimmer im zweiten Stock, in dem Herr Ackerman schläft."

Eine Weile vergaßen sie die Zweifel, die sie gegen Peters Ehrlichkeit hegten. Es war eine faszinierende Arbeit, dies Zusammensetzen der Einzelheiten, dies Aufspüren neuer Tatsachen. Niemals hätte dieser unbedeutende kleine erschrockene Mensch einen derartigen Plan entwerfen können. Nein, ein großer Geist, ein dämonischer Verschwörer strebt an, die rote Vernichtung über American City loszulassen.

48.

Peter wurde in seine Zelle zurückgeschickt. Dort blieb er zwei Tage, niemand teilte ihm mit, was mit ihm geschehen werde, niemand gab ihm gute Ratschläge. Zeitungen durften ins Gefängnis nicht gebracht werden, doch hatte Peter etwas Geld bei sich und am zweiten Tag bestach er einen der Wärter, der ihm

die „Times" brachte, auf deren Vorderseite alle Details des neuesten aufsehenerregenden Falles standen.

Seit dreißig Jahren stand die „Times" auf Seiten des Gesetzes und der Ordnung gegen alle Gewalten des roten Aufruhrs und der Revolution. Seit dreißig Jahren erklärte die „Times", Arbeiterführer, Sozialisten und Anarchisten seien dasselbe, vertrauten alle bloß auf ein Werkzeug: die Bombe. Und nun endlich ward die „Times" gerechtfertigt; — dies war ihr großer Tag. Sie nützte es aus, nicht bloß auf der Vorderseite, sondern auch noch auf den zwei folgenden Seiten, brachte die Bilder der Verschwörer, darunter auch das Peters, sowie Abbildungen des I. W. W. Hauptquartiers, der Reisetasche, der Dynamitstäbchen, der Zünder, der Uhrenbestandteile, des Ateliers, wo man der Verschwörer habhaft geworden war und Nikitins, des russischen Anarchisten, der Nummer 17 bewohnte. Viele Artikel beschäftigten sich mit der Angelegenheit; Interviews mit Geistlichen, Bankiers, dem Präsidenten der Handelskammer, dem Sekretär der Agrarbank. Ein fettgedruckter Leitartikel wies darauf hin, daß die „Times" seit dreißig Jahren das Publikum gewarnt habe, verknüpfte den neuen Vorfall mit dem Fall Goober, dem Fall Lackman und dem Fall dreier pazifistischer Geistlichen, die vor wenigen Tagen verhaftet worden waren, weil sie es gewagt hatten, auf einer öffentlichen Versammlung die Bergpredigt vorzulesen.

Und Peter wußte, er, Peter Gudge, habe alldies getan! Alldies schulden die Gewalten des Gesetzes und der Ordnung einem unbekannten kleinen Geheimagenten! Freilich würde er kein Lob ernten, der Polizeikommissar und der Staatsanwalt erließen feierliche Mitteilungen, forderten alle Ehren für sich, deuteten

mit keinem Wort an, daß sie dem Geheimdienst des Trusts Dank schuldig seien. Dies mußte natürlich so sein; um ihres Ansehens willen mußten die Autoritäten vorgeben, alle Arbeit selbst zu leisten, der Mob durfte nicht ahnen, daß sie von den großen Geschäftsinteressen der Stadt finanziert und geleitet werden. Dennoch verdroß dies Peter. Er, Mc. Givney und auch Guffeys andere Leute hegten starke Verachtung für die Staatsbeamten, die sie für unbegabt, arm und machtlos hielten. Wollte man in Amerika etwas erreichen, so ging man nicht zu den Staatsbeamten, sondern zu den großen Geschäftsleuten, zu jenen, die den „Stoff" haben, die es gewohnt sind, rasch und gründlich vorzugehen. Auch bei der Spionage war es das gleiche wie bei allem anderen.

Bisweilen erkannte Peter, wie nahe er dem Ruin gewesen sei. Aengste peinigten ihn, er stellte sich vor, er werde im Loch eingekerkert, Guffey foltere die Wahrheit aus ihm heraus. Doch vermochte er diese Furcht zu beschwichtigen, fühlte, die Bombenverschwörung sei eine allzu große Sache, um die Autoritäten nicht zu verlocken, müsse diese mit sich fortreißen, ob sie nun wollten oder nicht. Sie müssen weitergehen, müssen zu Peter halten.

Und richtig, am Abend des zweiten Tages erschien der Wärter und sagte: „Sie werden frei gelassen." Peter wurde fortgeführt, in eine andere Welt hinausgestoßen.

49.

Peter verfügte sich auf Zimmer 427 des American House, wo ihn Mc. Givney bereits erwartete. Mc. Givney sprach keine weiteren Verdächtigungen gegen

Peter aus und auch Peter erwähnte nichts davon; er begriff, das Vergangene solle vergangen sein. Die Autoritäten waren bereit, das Geschenk anzunehmen, das ihnen das Schicksal auf silbernem Teller darbot. Seit Jahren verlangte es sie, der Roten habhaft zu werden, und nun war ihnen dies gelungen.

„Hören Sie, Gudge," sagte Mc. Givney. „Dies ist Ihre Geschichte: Sie sind verhaftet, vermittels des „dritten Grades" ausgefragt worden, es gelang ihnen, der Polizei zu beweisen, daß Sie von nichts wüßten. Sie wurden wieder freigelassen. Wir haben, um Sie zu decken, auch noch etliche andere freigelassen. Gehen Sie jetzt zu Ihren Freunden zurück, finden Sie heraus, was die Roten planen und tun. Natürlich behaupten Sie, das ganze sei ein abgekartetes Spiel. Sie müssen herausfinden, wieviel die Leute wissen. Seien Sie vorsichtig, überlegen Sie jeden Schritt, eine zeitlang werden die Leute Ihnen gegenüber mißtrauisch sein. Wir waren in Ihrem Zimmer, haben alles durcheinander geworfen, damit die Sache wahrscheinlicher aussieht."

Peter verließ das Hotel, doch begab er sich nicht sofort zu den Roten. Er wanderte eine Stunde umher, um sich zu vergewissern, daß niemand ihm folge, dann telephonierte er Nell an. Eine Stunde später trafen sie einander im Park, sie fiel ihm in die Arme, küßte ihn selig, begeistert. Er mußte ihr natürlich alles erzählen; da sie erfuhr, Joe Engel sei ein Geheimagent, starrte sie Peter zuerst sprachlos vor Entsetzen an, lachte dann bis ihr die Tränen aus den Augen flossen. Als Peter berichtete, wie er sich aus der schwierigen Lage herausgewunden habe, fühlte er sich zum ersten Mal ihrer Liebe sicher.

„Nun gilt es gleich handeln, Peter," sagte sie, nachdem sie sich etwas beruhigt hatten. „Die Zeitungen sind voll dieser Geschichte, und der alte Nelse Ackerman zittert bestimmt um sein Leben. Diesen Brief hier werde ich heute Abend aufgeben — du siehst, er ist mit einer anderen Schreibmaschine geschrieben, als die ersten. Ich schrieb ihn in einer Schreibmaschinenhandlung, auf diese Art kann man den Brief nie auf mich zurückführen."

Der Brief war an Nelse Ackerman adressiert und trug den Vermerk: „Privat." Peter las:

„Dies ist eine Botschaft von einem Freund. Die Roten hatten einen Spion in Ihrem Haus, der ihnen einen Plan des Hauses zeichnete. Die Polizei verbirgt vor Ihnen die Wahrheit, weil sie die Spur der Verbrecher nicht finden kann und ihre Unzulänglichkeit nicht eingestehen will. Ein Mann hat die ganze Verschwörung entdeckt, Sie müßten mit ihm zusammenkommen. Die Polizei wird dies zu verhindern trachten. Verlangen Sie dennoch, ihn zu sehen, aber erwähnen Sie diesen Brief nicht. Führt man Ihnen den falschen Mann vor, so werde ich Ihnen wieder schreiben. Wenn Sie diesen Brief geheimhalten, so bin ich bereit, Ihnen auch fürderhin beizustehen, sprechen Sie jedoch mit jemandem darüber, so kann ich Ihnen nicht helfen."

„Wenn er diesen Brief erhält," meinte Nell, „wird er bestimmt handeln. Du mußt also wissen, wie du dich zu verhalten hast, davon hängt alles ab." Und Nell belehrte Peter, wie er sich zu benehmen habe, wenn er mit dem König von American City zusammenkäme. Peter bewunderte ihre Klugheit, lernte geduldig und gehorsam seine Lektion, versprach feierlich, alles zu tun, was sie ihm sage. Zum Lohn erntete er

Küsse und kehrte heim, um den Schlaf des Gerechten zu schlafen.

Am folgenden Morgen ging Peter an die Arbeit für Mc. Givney, damit dieser sich nicht über ihn beklagen könne. Er suchte Miriam Jankowitsch auf, und Miriam reichte ihm beide Hände, bewillkommnete ihn so herzlich, daß Peter wußte, er habe sein Verbrechen gegen die kleine Jennie gesühnt. Peter war wieder einmal ein Märtyrer. Er erzählte vom „dritten Grad", und sie berichtete, daß das Wasser des umgestürzten Waschfasses durch die Decke gesickert sei und das Mittagessen eines armen Arbeiters verdorben habe.

Auch erfuhr er von ihr die Ansicht der Roten über den Vorfall. Andrews, der Advokat, hatte verlangt, die Gefangenen besuchen zu dürfen, doch war ihm dies verweigert worden, ebenso wurde keine Kaution angenommen. Am vorhergehenden Abend hatte bei Andrews eine Versammlung stattgefunden, in der der Fall besprochen worden war. Alle I. W. Ws. behaupteten, das ganze sei ein gemeines abgekartetes Spiel, die Zettel seien gefälscht, das Dynamit von der Polizei eingeschmuggelt. Das ganze sei bloß ein Vorwand gewesen, um das Hauptquartier der I. W. Ws. zu schließen und etliche Sozialisten zu verhaften. Am ärgsten war natürlich die Propaganda; die Schauermären, die in allen Zeitungen zu lesen waren. Habe Peter die Morgenausgabe der „Times" gesehen? Darin wurde der Mob aufgefordert, die Roten zu lynchen!

50.

Nachdem Peter Miriam verlassen hatte, begab er sich nach Zimmer 427. Nell glaubte, Nelse Ackerman

werde keine Zeit verlieren, und richtig, Peter fand auf dem Tisch einen für ihn bestimmten Zettel: „Warten Sie auf mich, ich muß mit Ihnen sprechen."

Peter wartete; nach einiger Zeit erschien Mc. Givney und begann feierlich: „Peter Gudge, Sie wissen, daß ich Ihr Freund bin."

„Freilich!"

„Ich habe immer zu Ihnen gehalten. Wäre ich nicht gewesen, Sie steckten heute noch im Loch, und man würde versuchen, Sie zu dem Geständnis zu zwingen, daß Sie die ganze Verschwörung erfunden haben. Das sollen Sie wissen, und Sie sollen auch wissen, daß ich zu Ihnen halten werde. Aber ich erwarte auch, daß Sie zu mir halten, ehrlich gegen mich sind."

„Freilich," erwiderte Peter. „Was gibts?" Mc. Givney erklärte, der alte Nelse Ackerman bilde sich ein, daß die Polizei etwas vor ihm verheimliche. Natürlich sei er tödlich erschrocken. Des Nachts schließe er sich in einen Schrank ein, und wenn seine Frau im Automobil ausfährt, müsse sie die Vorhänge herablassen. Jetzt beharre er darauf, mit dem Mann zu reden, der die Verschwörung entdeckt hat. Mc. Givney scheute die Gefahr, Peter mit irgend jemandem bekannt werden zu lassen, doch war Nelse Ackerman ein Mensch, dessen Wunsch Gesetz ist. Schließlich war er Peters Arbeitgeber, hatte viel Geld für den Geheimdienst gespendet und weder Guffey noch die städtischen Autoritäten wagten es, ihm Sand in die Augen zu streuen.

„Das ist schon recht," meinte Peter. „Es wird mir nicht schaden, ihn zu sehen."

„Er wird Sie ausfragen," sagte Mc. Givney. „Er will alles wissen. Sie müssen uns also decken, erklären, wir hätten unser möglichstes getan. Müssen uns in ein gutes Licht rücken."

Peter versprach, dies zu tun, doch war Mc. Givney noch immer nicht zufrieden. Er schien furchtbar aufgeregt, hämmerte auf Peters Gehirn los, sprach von der Bedeutung der Solidarität, von Treue gegen die Gefährten. Es klang ganz wie bei den I. W. Ws.

„Sie glauben vielleicht, hier sei eine Gelegenheit, über uns hinweg zu springen, an die Spitze zu gelangen, aber vergessen Sie nicht, Peter Gudge, wir besitzen eine Maschine, und auf die Dauer siegt immer die Maschine. Wir haben mehr als einen, der uns Streiche spielen wollte, vernichtet. Der alte Nelse wird Ihnen einen hohen Preis anbieten, nach kurzer Zeit jedoch wird er Ihrer überdrüssig werden. Dann müssen Sie zu uns zurückkehren, und bei Gott, ich warne Sie, wenn Sie sich schlecht gegen uns benehmen, wird Guffey Sie in kürzester Zeit wieder sicher im Loch haben und Sie werden auf einer Tragbahre herauskommen."

Peter schwor abermals Treue, benützte gleich die Gelegenheit und fügte hinzu: „Finden Sie nicht, daß Herr Guffey etwas für mich tun sollte, weil ich die Verschwörung entdeckt habe?"

„Ja, das wäre bloß gerecht."

Und dann begannen sie zu handeln. Peter wies auf die Gefahren hin, denen er sich ausgesetzt habe, und die Ehren, die andere eingeheimst hatten. Guffey habe zwar in den Zeitungen keinen Ruhm errungen, doch habe er sich bei seinen Arbeitgebern beliebt gemacht, könne dies in noch höherem Maße tun, wenn Peter beim König von American City für ihn eintrete.

Peter meinte, dies müsse tausend Dollars wert sein, er brauche aber das Geld sofort, noch bevor er mit dem König zusammenkomme. Mc. Givney runzelte zornig die Stirne. „Hören Sie, Gudge, haben Sie wirklich die Frechheit, für Ihr abgekartetes Spiel Geld zu verlangen?"

Mc. Givney behandelte Peter meist als einen Feigling, einen schwächlichen Bluffer, doch hatte er bereits erkannt, es gebe Zeiten, da der kleine Mann gleichsam seine Natur ändere; dies war meist der Fall, wenn es sich um Geld handelte. Und darum handelte es sich auch jetzt, und Peter gab Mc. Givneys wütenden Blick unerschrocken zurück: „Wenn Ihnen mein abgekartetes Spiel mißfällt, brauchen Sie es ja bloß in die Zeitung zu bringen."

Peter war wieder eine Bulldogge, hatte sich in die Nase der anderen Bulldogge verbissen. Er hatte schon häufig gesehen, wie der rattengesichtige Mann Geld aus der Tasche zog und wußte genau, auch diesmal sei Mc. Givney nicht unvorbereitet hergekommen. Er beharrte daher auf seiner Forderung: tausend Dollars, oder nichts. Und wie das erste Mal krampfte sich ihm das Herz zusammen, da Mc. Givney das Geld hervorzog, und Peter sah, er habe weit mehr mitgebracht.

Doch tröstete sich Peter mit dem Gedanken, daß tausend Dollars eine ganz hübsche Summe seien, und strebte fröhlichen Mutes Nelse Ackermans Haus zu. Er beschloß, Nell nichts von diesen tausend mitzuteilen; wenn die Frauen entdecken, daß man Geld hat, so ruhen und rasten sie nicht, ehe sie jeden Cent davon erhalten, oder einen zumindest veranlaßt haben, das ganze auszugeben.

Nelse Ackermans Haus befand sich außerhalb der Stadt auf einem waldigen Hügel. Die nächste Tramhaltestelle war etliche Meilen entfernt, und Peter mußte lange durch die Sonnenhitze wandern. Anscheinend war dem großen Bankier, da er das Haus erbauen ließ, niemals eingefallen, jemand, der kein Automobil besitzt, könne ihn aufsuchen wollen. Peter dachte, während er so dahinschritt, auch er werde, wenn er viel in den höheren Kreisen verkehrte, sich der Gilde der Automobilisten anschließen müssen.

Der Park wurde von einem gewaltigen Bronzezaun umfriedet, der zehn Fuß hoch war und in ungastlich aussehenden Spitzen endete. Peter hatte in der „Times" häufig von diesem Bronzezaun gelesen, wieviele Yards lang er sei, wieviele Spitzen er habe, wieviel tausend Dollars er gekostet habe. Große Bronzetore schlossen das Besitztum ab, eine Tafel verkündete: „Vor dem Hunde wird gewarnt!". Innerhalb der Tore schritten drei flintenbewaffnete Wachen auf und ab; dies waren die Folgen der Dynamitverschwörung, aber Peter wußte das nicht, hielt die Wachen für eine ständige Einrichtung, für ein Symbol der ungeheuren Wichtigkeit des Mannes, den er besuchen wollte.

Er drückte auf einen Knopf am Tor, ein Mann erschien, und Peter gab, den erhaltenen Befehlen gehorchend, seinen Namen an: „Arthur G. Gillicuddy." Der Torhüter begab sich in seine Loge, telephonierte, kam dann zurück, öffnete das Tor und ließ Peter ein. „Sie müssen durchsucht werden," sagte der Torhüter, und Peter, der schon so oft verhaftet worden war,

fühlte sich keineswegs beleidigt, faßte auch dies als Beweis der ungeheuren Wichtigkeit Nelse Ackermans auf. Die Wachen durchsuchten seine Tasche, tasteten ihn ab, einer von ihnen schritt Peter voran, führte ihn auf einem Kiesweg durch den Wald, über eine Marmortreppe den Hügel hinan bis zum Palast und übergab ihn dann einem chinesischen Diener, der lautlos auf Filzsohlen einherging.

Hätte Peter nicht gewußt, dies sei ein Privathaus, er würde es für eine Kunstgalerie gehalten haben. Ungeheure Marmorsäulen ragten auf, Bilder, höher als Peter, hingen an den Wänden, Gobelins, auf denen sich lebensgroße Pferde tummelten. Es gab gepanzerte Ritter, Streitäxte, tanzende japanische Teufel und andere seltsame Dinge. Sonst hätte es Peter interessiert zu sehen, wie ein großer Millionär sein Heim schmückt, er hätte die Wonne, sich inmitten solchen Luxus zu befinden, gierig geschlürft. Jetzt jedoch nahm das gefährliche Vorhaben alle seine Gedanken in Anspruch. Nell hatte ihm eingeschärft, worauf er achten müsse, und dies tat er. Da er die mit Sammetteppichen belegte Treppe emporstieg, sah er einen Vorhang, hinter dem sich ein Mensch verstecken konnte, und grade gegenüber das Bild eines spanischen Kavaliers. Diese zwei Dinge merkte er sich.

Sie durchschritten eine Halle, an deren Ende der Diener gegen eine Tür pochte. Dann betrat Peter einen großen halbdunklen Raum. Der Diener zog sich lautlos zurück, und Peter verharrte verwirrt, suchte erschrocken sich zurechtzufinden. Auf der entgegengesetzten Seite des Raumes wurde Husten laut, der an einen Kranken gemahnte. Peter erblickte ein dunkles Holzbett, über das sich ein Himmel wölbte

und das von Draperien umhüllt war. Im Bett befand sich ein Mann, von unzähligen Kissen gestützt. Er hustete abermals, sagte dann schwach: „Hier her." Peter durchquerte das Zimmer, blieb etwa zehn Fuß entfernt vom Bett stehen, hielt den Hut in der Hand. Er konnte nicht viel von dem Insassen des Bettes sehen, hielt es auch für respektlos, ihn allzu sehr anzustarren.

„Sie sind also (ein Husten). — Wie heißen Sie?"

„Gudge."

„Sie sind also der Mann (ein Husten), der alles über die Roten weiß?"

„Ja, Herr."

Der Mann im Bett hustete nach jedem zweiten Wort, und Peter bemerkte, daß er dabei jedesmal die Hand vor den Mund hielt, als schäme er sich, einen solchen Lärm zu machen. Allmählich gewöhnten sich Peters Augen an das Dämmerlicht, und er vermochte zu unterscheiden, daß Nelse Ackerman ein alter Mann war, mit aufgedunsenen Wangen und dunklen Schatten unter den Augen. Er war ganz kahl, trug ein gesticktes schwarzes Seidenkäppchen und über dem Nachthemd eine kurze gestickte Jacke. Neben dem Bett befand sich ein Tisch, auf dem unzählige Gläser und Flaschen, sowie ein Telephon standen. Alle paar Minuten klingelte das Telephon und Ackerman unterbrach das Gespräch mit Peter, regelte irgend eine verwickelte Geschäftsangelegenheit. „Ich habe bereits meine Bedingungen festgesetzt," sagte er gereizt und hustete. Peter, der wißbegierig das Benehmen des Reichen beobachtete, bemerkte, Ackerman sei zu höflich, um ins Telephon zu husten. „Wenn sie fünfundzwanzigtausend Dollars à conto zahlen, bin ich

bereit, noch zu warten, aber auch nicht einen Cent weniger." Ehrfürchtig erschaudernd erkannte Peter, er habe jetzt die höchste Spitze des Olymps erreicht, höher könne er nicht kommen, bevor er in den Himmel gelange.

Der alte Mann heftete die dunklen Augen auf seinen Besuch. „Wer hat den Brief geschrieben?" fragte er heiser flüsternd.

Peter war auf diese Frage vorbereitet. „Welchen Brief, Herr?"

„Einen Brief, der mir mitteilt, ich müsse Sie sprechen."

„Ich weiß nichts davon, Herr."

„Sie wollen sagen (ein Husten), daß Sie mir nicht einen anonymen Brief geschrieben haben?"

„Nein, Herr."

„Dann muß ihn einer Ihrer Freunde geschrieben haben."

„Ich weiß es nicht. Es kann auch ein Feind der Polizei gewesen sein."

„Was soll es heißen, daß die Roten in meinem Hause einen Spion haben?"

„Stand das im Brief?"

„Ja."

„Das ist vielleicht eine etwas gewagte Behauptung, war bloß eine Idee von mir. Man müßte der Sache nachgehen."

„Sind Sie der Mann, dér die Verschwörung entdeckt hat?"

„Ja, Herr."

„Setzen Sie sich," sagte der Bankier. Neben dem Bett stand ein Stuhl, doch schien es Peter, es sei nicht respektvoll, sich so nahe an das Bett zu setzen; er zog

den Sessel etwas weiter, setzte sich auf den äußersten Rand, drehte nervös den Hut zwischen den Fingern. „Legen Sie den Hut fort," bemerkte der alte Mann gereizt.

Peter stellte den Hut unter den Stuhl. „Entschuldigen Sie, Herr."

52.

Der alte Plutokrat war schwach und krank, sein Verstand jedoch schien nichts von seiner Schärfe eingebüßt zu haben, und die dunklen Augen durchbohrten Peter. Dieser erkannte, es gelte äußerst vorsichtig zu sein; ein einziger Fehler bedeutete hier Vernichtung.

„Erzählen Sie mir alles, Gudge," sagte der alte Mann. „Wie sind Sie unter die Roten gekommen? Fangen Sie beim Anfang an."

„Ich sagte mir selbst," erwiderte Peter, „ich will alles herausfinden, was es über diese Leute herauszufinden gibt. Ich besuchte ihre Versammlungen, ließ mich zum Schein allmählich bekehren. Ich sage Ihnen, Herr Ackerman, unsere Polizei schläft, ahnt gar nicht, was diese Agitatoren predigen und tun. Ahnt nicht, welchen Einfluß sie auf die unzufriedene Masse haben."

Peter berichtete weitschweifig über die Propaganda der sozialen Revolution, über Verschwörungen gegen Gesetz und Ordnung, gegen den Besitz und sogar das Leben der Reichen. Er bemerkte, als der alte Mann nach einem Glas griff, dessen Hand zittere derart, daß er fast das Wasser verschüttete. Als das Telephon abermals klingelte, war die alte Stimme schrill und herrisch.

„Wie, Angus? Man verlangt, die Leute sollen gegen eine Kaution freigelassen werden? Das ist eine himmelschreiende Frechheit! Steht außer Frage. Gehen Sie sofort zum Richter, vergewissern Sie sich, daß die Leute im Gefängnis sind." Dann überfiel den alten Bankier ein neuer Hustenanfall. „Hören Sie, Gudge," keuchte er. „Alldies weiß ich bereits, will von der Verschwörung gegen mich erfahren. Erzählen Sie, wie Sie diese entdeckten."

Peter berichtete, natürlich schmückte er seine Erzählung aus — soweit sie Herrn Ackerman betraf — die Roten redeten immer von Herrn Ackerman, hatten es ganz besonders auf ihn abgesehen.

„Aber weshalb denn?" rief der alte Mann. „Weshalb?"

„Weil sie glauben, daß Sie sie bekämpfen, Herr Ackerman."

„Das ist nicht wahr, das tue ich nicht."

„Sie behaupten, Sie hätten das Geld gegeben, um Goober an den Galgen zu bringen, nennen Sie — Sie werden mir verzeihen, wenn ich es ausspreche?"

„Ja, ja, natürlich."

„Den Obergeldteufel! Den Finanzkönig von American-City."

„König!" rief der Bankier. „Das ist ja ein Unsinn, ist Zeitungsgeschwätz. Ich bin ein armer Mann, es gibt in der Stadt zwei Dutzend Leute, die viel reicher sind als ich, die weit mehr Macht besitzen. Es . . ." Der alte Mann fing zu husten an, sank erschöpft auf die Kissen zurück und rang nach Atem. Peter wartete stumm, achtungsvoll. Freilich ließ er sich nicht narren, hatte schon oft in seinem Leben mit Leuten verhandelt,

hatte häufig gehört, wie Leute ihre Armut und Machtlosigkeit beteuern.

„Hören Sie, Gudge," hub der alte Mann von neuem an. „Ich will nicht ermordet werden, ich sage Ihnen: ich will nicht ermordet werden!"

„Natürlich nicht," entgegnete Peter. Er begriff vollkommen, daß Herr Ackerman nicht ermordet werden wollte. Doch erschien es Herrn Ackerman notwendig, ihm dies unzählige Male zu wiederholen, immer, als wäre es ein ganz neuer verblüffender Gedanke. „Ich will nicht ermordet werden, Gudge, will mich nicht von diesen Kerlen erwischen lassen. Wir müssen ihre Pläne vereiteln, Vorsichtsmaßregeln treffen — alle Vorsichtsmaßregeln, alle."

„Deshalb bin ich hier, Herr Ackerman," erklärte Peter feierlich. „Ich werde alles tun, wir werden alles tun."

„Und die Polizei, und Guffeys Agentur?" fragte der Bankier. „Sie glauben, die Leute sind unzulänglich?"

„Sehen Sie, Herr Ackerman," meinte Peter. „Die Sache ist etwas peinlich für mich, diese Leute sind meine Vorgesetzten . . ."

„Unsinn!" rief der andere. „Ich stelle Sie an, ich gebe das Geld, und ich will die Tatsache erfahren, alle Tatsachen."

„Die Leute haben sich mir gegenüber sehr anständig benommen . . ."

„Sagen Sie mir alles," herrschte ihn der alte Mann an. Er schien äußerst reizbar zu sein, keinen Widerspruch zu dulden. „Was werfen Sie den Leuten vor?"

Peter antwortete demütig: „Ich könnte Ihnen vieles mitteilen, das für Sie von Nutzen wäre, Herr Ackerman, wüßte ich, daß es zwischen uns beiden bleibt."

„Gut," entgegnete der andere hastig. „Was?"

„Wenn Sie jemandem gegenüber auch nur eine Andeutung machen, bin ich verloren."

„Sie sollen nicht entlassen werden, dafür werde ich sorgen. Wenn es nötig ist, stelle ich Sie persönlich an."

„Sie begreifen nicht recht, Herr Ackerman. Das ganze ist eine Maschine, man kann nicht dagegen rennen, muß sie richtig verstehen, richtig handhaben. Ich möchte Ihnen gerne helfen, kann es auch, aber Sie müssen mir gestatten, Ihnen einiges zu erklären, müssen einiges verstehen lernen."

„Gut. Vorwärts."

„Die Sache steht so: die Polizei und die Geheimagenten meinen es gut, aber sie begreifen nicht genug, verstehen zu wenig von der Bewegung, sind bloß gewohnt, mit Verbrechern umzugehen, während die Roten alle Narren sind. Die Verbrecher sind nicht organisiert, aber die Roten sind es; bekämpft man sie, so schlagen sie zurück, werfen sich auf die Propaganda. Und diese Propaganda ist sehr gefährlich. Ein einziger falscher Schritt, und man hat die Roten noch stärker gemacht, als sie zuvor waren."

„Ich verstehe," warf der alte Mann ein. „Also?"

„Die Polizei ahnt gar nicht, wie gefährlich diese Leute sind, und wenn man es ihr sagt, so will sie es nicht glauben. Ich wußte bereits seit langer Zeit, daß eine Gruppe der Roten sich zusammengetan hat, um alle Reichen, alle großen Leute des Landes zu

töten. Sie spionieren ihre Opfer aus, bereiten alles vor, wissen unglaublich viel. Deshalb kam mir der Gedanke, auch in Ihrem Haus, Herr Ackerman, müsse sich ein roter Spion befinden."

„Erklären Sie mir sofort, was Sie meinen."

„Bisweilen habe ich Gesprächsbrocken erhascht, so sagte zum Beispiel eines Tages Mac . . ."

„Mac?"

„Das ist Mc. Cormick, der im Gefängnis sitzt. Er ist der Führer der I. W. Ws., und meiner Ansicht nach der gefährlichste von allen. Er flüsterte mit einem anderen und was ich überhörte, erschreckte mich, denn es handelte sich um das Töten eines reichen Mannes. Er erklärte, er habe den reichen Mann lange beobachtet, werde ihn in seinem eigenen Haus erschießen. Den Namen des Mannes konnte ich nicht hören, ging fort, damit sie nicht glauben, ich lausche ihren Worten. Diese Kerle sind furchtbar mißtrauisch, Mac schaut sich unentwegt um, ob ihn nicht jemand beobachte. Ich schritt im Zimmer auf und ab, und da ich wieder an Mac vorüberkam, lachte er über etwas und ich erhaschte die Worte: „Ich hatte mich hinter einem Vorhang versteckt, an der Wand gegenüber hing das Bild eines spanischen Kerls, jedesmal, wenn ich hinter dem Vorhang hervorspähte, glotzte mich der Spanier an, mir war zu Mut, als werde er mich verraten."

Peter hielt inne. Seine Augen hatten sich nun völlig an das Zwielicht gewöhnt und er sah, wie die Augen des alten Bankiers schier aus den Höhlen sprangen. „Mein Gott!" flüsterte Nelse Ackerman.

„Dies hörte ich," fuhr Peter fort. „Wußte aber nicht, was es bedeutete. Als ich dann von dem Plan

erfuhr, den Mac von Ihrem Haus gemacht hat, dachte ich bei mir: Jesus, sicherlich will er Herrn Ackerman totschießen."

„Guter Gott! Guter Gott!" flüsterte der alte Mann. Seine zitternden Finger verkrampften sich in die Bettdecke. Das Telephon klingelte, er sprach hinein, erklärte, er sei jetzt allzu sehr beschäftigt, man solle ihn später wieder anrufen. Er erlitt einen neuerlichen Hustenanfall, so daß Peter glaubte, er würde ersticken, und ihm etwas Medizin einflößen mußte. Peter verdroß es, bei einem der Götter eine derartig offensichtliche, schlotternde Angst zu sehen. Schließlich sind auch diese Olympier bloß Menschen, Schmerz und Tod ebenso ausgeliefert, wie Peter selbst.

Auch staunte Peter darüber, wie leicht Herr Ackerman sich narren ließ. Der Bankier gab gar nicht vor, den Roten gegenüber gleichgültige Verachtung zu empfinden. Er lieferte sich Peter aus, Peter konnte ihn „melken" so viel er wollte. Und Peter ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen.

„Sie sehen also, Herr Ackerman," begann er, „daß es gar keinen Sinn hätte, derartige Dinge der Polizei mitzuteilen. Sie versteht es nicht, mit einer solchen Situation fertig zu werden, nimmt die Roten nicht ernst, gibt zehn Mal so viel Geld aus, um eines gewöhnlichen Einbrechers habhaft zu werden, als einer ganzen Rotte Roter."

„Wie können bloß die Leute in mein Haus gelangt sein?!" rief der alte Mann.

„Sie dringen auf eine Art ein, Herr Ackerman, die man sich gar nicht vorstellen kann. Haben überall Leute, die ihre Ideen teilen. Sie ahnen ja gar nicht . . .

Es gibt Geistliche, die Rote sind, und Universitätsprofessoren, sogar reiche Leute, wie Sie selbst."

„Ich weiß, ich weiß, aber . . . ."

„Vielleicht ist der Verräter in Ihrer eigenen Familie zu suchen."

Derart redete Peter, goß den roten Terror in die Seele des alten Millionärs, der nicht ermordet werden wollte, und dies nochmals beteuerte. Er erklärte auch weshalb: Peter habe keine Ahnung, wie viele Leute von ihm abhängig waren. In American City gab es mehr als hunderttausend Männer, die mit ihren Familien von Plänen abhängig waren, die bloß Ackerman auszuführen vermochte. Witwen und Waisen wurden von ihm erhalten, seine täglichen, stündlichen Beschlüsse spannen ein ungeheueres Netz von Verantwortlichkeit. In diesem Augenblick klingelte abermals das Telephon, und Peter hörte, wie Nelse Ackerman der „Vereinigten Versicherungsgesellschaft" mitteilte, sie müsse den Beschluß über die Dividenden bis morgen hinausschieben, da er augenblicklich zu beschäftigt sei, um die nötigen Dokumente zu unterschreiben. Er hing den Hörer zurück, sprach zu Peter: „Sie sehen ja. Ich sagen Ihnen, Gudge, wir dürfen nicht gestatten, daß die Kerle mich erwischen."

53.

Nun gelangten sie zu der praktischen Seite, und Peter unterbreitete seine Vorschläge. Erstens dürfe Herr Ackerman weder die Polizei noch Guffey merken lassen, daß er mit ihrem Verhalten unzufrieden sei. Er müsse bloß hin und wieder eine Zusammenkunft mit Peter bewerkstelligen, er und Peter müssen Vorkehrungen treffen, die Herrn Ackerman den Schutz

sichern, den seine Wichtigkeit für das Allgemeinwohl so dringend erheischt. Zuerst galt es herauszufinden, ob sich tatsächlich in Herrn Ackermans Heim ein Verräter befinde, dazu brauchte man einen Spion, einen erstklassigen Detektiv, der in irgendeiner Rolle ins Haus eingeführt werden muß. Das Unglück war, daß man so wenigen Detektiven trauen durfte, sie waren fast alle Schurken, und wenn sie keine Schurken waren, so kam dies daher, weil ihnen hierzu der Verstand fehlte — dann waren sie Trottel, die von den Roten in den ersten Augenblicken durchschaut wurden.

„Aber ich weiß einen Ausweg," sagte Peter. „Ich habe eine Frau, die ein wahres Wunder ist, könnte ich Edythe bloß einige Tage hier haben, ich würde alles Nötige erfahren, über alle Hausgenossen, Ihre Verwandten und Ihre Dienerschaft."

„Ist sie Detektivin von Beruf?"

„Nein, sie war Schauspielerin, hieß Edythe Eustace, vielleicht haben Sie sie auf der Bühne gesehen."

„Ich bin viel zu beschäftigt, um ins Theater zu gehen."

„Natürlich. Ich weiß aber nicht, ob sie geneigt sein wird, es zu übernehmen. Es mißfällt ihr, daß ich mich mit den Roten einlasse, sie bittet mich seit langem, die Sache aufzugeben. Aber wenn ich ihr von Ihren Sorgen erzähle, so wird sie vielleicht eine Ausnahme machen."

Wie aber sollte Peters Frau in das Heim der Ackermans eingeführt werden, ohne daß dies Verdacht erregte? Peter stellte diese Frage, wies darauf hin, daß seine Frau zu hochgestellt sei, um als Dienerin zu kommen. Herr Ackerman bemerkte, er habe mit dem Engagieren der Dienerschaft ebensowenig zu tun,

wie mit dem Anstellen der Buchhalter in seiner Bank. Es würde Aufsehen erregen, machte er seiner Haushälterin einen derartigen Vorschlag. Schließlich bemerkte er, seine Nichte besuche ihn bisweilen, würde gleich kommen, wenn er sie einlüde und könne Edythe Eustace als ihre Zofe mitbringen. Peter meinte, Edythe würde sich rasch in diese Rolle finden, habe sie unzählige Mal auf der Bühne gemimt. Herr Ackerman versprach, seine Nichte zu benachrichtigen; sie würde noch am gleichen Nachmittag Edythe im Hotel de Soto erwarten.

Dann betonte der alte Bankier feierlich, er werde außer zu seiner Nichte zu niemandem ein Wort von der eben stattgefundenen Unterredung verlautbaren lassen. Peter schärfte ihm dies ein, weder die Polizei, noch die Hausinsassen, noch Herrn Ackermans Privatsekretär dürfen etwas erfahren. Nachdem er dies des öfteren wiederholt hatte, betonte Herr Ackerman von neuem den Gedanken, der ihm der wichtigste in der Welt zu sein schien: „Ich will nicht ermordet werden, Gudge, ich sage Ihnen: ich will nicht ermordet werden!" Peter schwor, er werde von nun ab, soweit wie möglich, alle Gespräche der Roten belauschen, die im Zusammenhang mit Herrn Ackerman standen.

Da er sich zum Gehen anschickte, steckte Herr Ackerman die zitternde Hand in die Tasche und zog eine raschelnde Banknote heraus. Er entfaltete sie und Peter sah, daß es ein Fünfhundertdollarschein war, frisch und neu aus der Nationalbank von American-City, bei der Herr Ackerman einer der Direktoren war. „Hier ist ein kleines Geschenk für Sie, Gudge," sagte der alte Mann, „Sie sollen wissen, daß für Sie, falls Sie mich vor diesen Verbrechern schützen, gut

gesorgt werden wird. Von nun an sollen Sie in meinem Dienst stehen."

„Ja, Herr," entgegnete Peter. „Danke, Herr." Er steckte die Banknote ein, zog sich, nach rückwärts schreitend, unaufhörlich grüßend, bis zur Tür zurück. „Sie haben Ihren Hut vergessen," sagte der Bankier.

„Ja, richtig," meinte der zitternde Peter, holte seinen Hut und komplimentierte sich abermals zur Tür.

„Vergessen Sie nicht, Gudge," sagte der alte Mann, „ich will nicht ermordet werden. Ich will nicht, daß sie mich erwischen."

54.

Peter eilte in die Stadt zurück, begab sich in Herrn Ackermans Bank und wechselte das Geld ein. Der Kassierer betrachtete ihn streng, doch gab er Peter fünf Einhundertdollarscheine, ohne ein Wort zu sagen. Drei von den Scheinen versteckte Peter, die zwei anderen legte er in seine Brieftasche und suchte Nell auf.

Er erzählte ihr, was sich ereignet habe und wo sie Herrn Ackermans Nichte treffen solle. Wieviel hat er dir gegeben?" war Nells erste Frage. Da sie die zwei Banknoten erblickte, rief sie aus: „Der alte Geizkragen!"

„Er sagte, ich würde noch mehr erhalten."

„Es kostet ihn nichts, das zu sagen. Wir werden die Schraube ansetzen müssen. Gib mir das Geld zum Aufbewahren, Peter."

„Ich brauche einiges davon für meine eigenen Ausgaben."

„Du hast doch deinen Lohn."

„Ja, aber . . ."

„Ich werde es dir aufbewahren; eines Tages, wenn du es brauchst, wirst du froh sein, es zu haben. Du verstehst nicht zu sparen, das ist Frauensache."

Peter versuchte mit ihr zu feilschen, doch war dies bedeutend schwerer, als mit Mc. Givney zu handeln; sie blickte ihn mit zärtlichen Augen an, Peters Gehirn verwirrte sich, automatisch streckte er die Hand vor und ließ sie die zwei Scheine nehmen. Sie lächelte so liebevoll, daß er zu sagen wagte:

„Jetzt bist du meine Frau, Nell."

„Ja, ja," erwiderte sie. „Natürlich. Aber wir müssen Ted Grothers auf irgend eine Art loswerden. Er bewacht mich die ganze Zeit, es ist furchtbar mühsam, immer Ausreden zu erfinden, um fortgehen zu können."

„Wie können wir ihn loswerden?" fragte Peter sehnsüchtig.

„Wir müssen verschwinden," entgegenete sie. „Sobald unser neustes Spiel zu Ende ist . . ."

„Noch etwas?" stöhnte Peter.

Das Mädchen lachte. „Du wirst schon sehen. Diesmal werden wir aus dem alten Ackerman wirklich Geld herausbekommen. Dann werden wir verschwinden, werden fürs ganze Leben versorgt sein. Warte nur, — und rede jetzt nicht von Liebe, mein Kopf ist voller Pläne, ich kann an nichts anderes denken."

Sie nahmen von einander Abschied. Peter verfügte sich zu Mc. Givney ins American-House. „Sei ihm gegenüber standhaft," hatte Nell geboten, doch war dies nicht leicht; Mc. Givney zerrte und zog an ihm, quetschte ihn aus, um alles zu erfahren, was sich zwischen Peter und dem alten Ackerman zugetragen hatte. Mein Gott, wie diese Leute sich an der Quelle

der Bestechung festklammerten! Peter wiederholte unentwegt, er sei äußerst loyal gewesen, habe Ackerman bloß die Wahrheit gesagt, wie er dies ja auch bei Guffey und Mc. Givney getan, habe beteuert, die Polizei sei äußerst zulänglich, Guffeys Agenten befänden sich auf der Spur der Roten.

„Was will er, daß Sie tun?" fragte der rattengesichtige Mann.

„Er wollte sich bloß vergewissern, daß ihm nichts wichtiges verschwiegen werde, ich mußte ihm versprechen, ihm alles zu berichten, was ich über die Verschwörung gegen ihn erfuhr. Natürlich versprach ich, daß wir ihm alles mitteilen werden."

„Werden Sie ihn noch einmal aufsuchen?"

„Er sprach nicht davon."

„Hat er sich Ihre Adresse notiert?"

„Nein, wenn er mich sehen will, wird er Sie wohl davon verständigen."

„Gut. Hat er Ihnen Geld gegeben?"

„Ja, zweihundert Dollars, und er sagte, es gäbe noch mehr zu verdienen, falls wir ordentlich für ihn arbeiten. Dies sagte er immer wieder. Er ist krank und fürchtet sich halbtot."

Endlich ließ sich Mc. Givney herab, Peter für seine Treue zu danken und ihm weitere Instruktionen zu geben.

Die Roten hatten ein furchtbares Gebrüll erhoben, Andrews war es dennoch gelungen, die Gefangenen zu sehen, die alle erklärt hatten, das Ganze sei ein abgekartetes Spiel. Nun wollten die Roten Zirkulare an ihre Genossen in allen Staaten senden, die Veröffentlichung der Tatsachen veranlassen, Geld für die Verteidigung aufbringen.

Sie betrieben die Sache äußerst geheimnisvoll, und Mc. Givney wollte erfahren, woher das Geld komme, er verlangte auch eine Kopie des Zirkulars und wünschte zu wissen, wo und wann die Zirkulare aufgegeben würden. Guffey hatte mit den Postautoritäten verhandelt — die Zirkulare sollten beschlagnahmt und vernichtet werden, ohne daß die Roten dies erführen.

Peter rieb sich begeistert die Hände, so gefiel es ihm. Derart muß man die Verbrecher verfolgen. Der Rattengesichtige versicherte ihm, dies sei noch nichts, er würde schon sehen, was in wenigen Tagen geschehen werde. Peter möge bloß bei der Arbeit bleiben. Jetzt, da sich das Publikum wegen der Bombenverschwörung in gewaltiger Aufregung befindet, ist die Zeit zum Handeln gekommen.

55.

Peter fuhr mit der Tram zu Miriam Jankowitsch, las auf dem Weg das Mittagsblatt der „Times". Die Redakteure dieser Zeitung hetzten wahrlich hinter den Roten her. Sie hatten, wie Nell vorausgesagt, ganze Kapitel aus dem Buch über Sabotage nachgedruckt, gewaltig drohende Riesenbuchstaben verkündeten die Ueberschriften. Die Zeitung brachte auch ein Bild von Mc. Cormick im Gefängnis; er hatte sich etliche Tage nicht rasieren können, war wahrscheinlich auch nicht liebenswürdig gestimmt gewesen, da er photographiert wurde — jedenfalls sah er wild genug aus, um den größten Skeptiker zu erschrecken, und Peters Ansicht, daß Mac der gefährlichste aller Roten sei, bestärkte sich.

Die Zeitung brachte Spalte um Spalte über den Fall, verband ihn gewandt mit anderen Bomben-

„Gehen Sie sofort zum Richter, vergewissern Sie sich, daß die Leute im Gefängnis sind“ (S. 181)

attentaten und Morden in der amerikanischen Geschichte, mit deutschen Spionageverschwörungen und Anschlägen. Es gebe, behauptete die Zeitung, im ganzen Lande eine ungeheure Organisation von Mördern, die hunderte von Zeitungen besitzt, Millionen Leser hat, und mit deutschem Geld finanziert wird. Ein Leitartikel rief die Bürger auf, sich zu erheben, die Republik zu retten, der roten Gefahr für immer ein Ende zu bereiten. Peter las alldies, und wie jeder gute Amerikaner, glaubte auch er jedes Wort, das in seiner Zeitung gedruckt stand, und kochte vor Wut über die Roten.

Miriam Jankowitsch war nicht daheim. Er fand ihre Mutter in großer Aufregung, denn Miriam hatte erfahren, die Gefangenen würden gefoltert und hatte sich zu dem Büro des „Volks-Rates" begeben, um die Radikalen zu einer sofortigen Aktion zu veranlassen. Peter folgte ihr und fand etwa fünfundzwanzig Rote und Pazifisten vor, die alle schier toll vor Erregung waren. Miriam schritt im Zimmer auf und ab, verschlang und löste fiebrig die Hände; sie sah aus, als habe sie den ganzen Tag geweint. Peter fiel sein Verdacht ein, daß Miriam und Mac einander lieben. Er befragte sie. Mac war ins Loch geworfen, Henderson nach einem „Verhör" ins Spital geschafft worden.

Das Mädchen erging sich in Einzelheiten; Peter schauderte, er erinnerte sich noch allzu genau des „dritten Grades". Er versuchte auch garnicht, sie zu beruhigen, schritt neben Miriam im Zimmer auf und ab, schilderte, was man empfand, wenn einem die Finger nach hinten gebogen, die Handgelenke umgedreht wurden, erzählte, wie feucht und schauerlich es im Loch war. Derart versetzte er die anderen in Raserei, hoffte, sie würden irgend etwas tun, wie Mc.

Givney dies wünschte. Weshalb sollte man nicht das Gefängnis stürmen, die Gefangenen befreien?

Die kleine Ada Ruth warf ein, dies sei ein Unsinn, man müsse Fahnen herbeiholen, vor dem Kerker auf und ab ziehen, gegen das Foltern von Menschen, die nicht einmal als schuldig erkannt worden sind, protestieren. Natürlich werde die Polizei den Zug überfallen, die Menge würde mittun, vielleicht etliche von ihnen in Stücke reißen, doch müsse etwas geschehen. Donald Gordon warf ein, dies würde sie bloß untauglich für die Agitation machen, was Not tat, sei ein Streik. Sie müssen an die sozialistische Presse Telegramme entsenden, Geld aufbringen, in drei Tagen ein Massenmeeting einberufen, sich an alle Gewerkschaften wenden, wenn möglich einen Generalstreik organisieren.

Peter verließ etwas enttäuscht das Lokal, kehrte zu Mc. Givney zurück und berichtete ihm das zahme Ergebnis der Zusammenkunft. Mc. Givney jedoch meinte, alles sei in schönster Ordnung, er wisse schon, wie er mit den Leuten fertig werde. Dann teilte er Peter eine verblüffende Nachricht mit. Peter hatte in der Zeitung von deutschen Spionen gelesen, doch hatte er die Sache nicht ernst genommen; der Krieg war weit weg, Peter hatte niemals das deutsche Gold gesehen, von dem so viel geredet wurde — die Roten waren äußerst arm, jeder legte sich Entbehrungen auf, um für Propagandazwecke Geld geben zu können. Jetzt aber behauptete Mc. Givney allen Ernstes, es befinde sich in American-City ein Agent des Kaisers! Die Regierung habe ihn schon fast in ihr Netz gelockt, doch wolle Mc. Givney, bevor der Agent verhaftet wurde, noch veranlassen, daß er für die Arbeiterbewegung Geld gebe

Es war nicht nötig, Peter gegenüber die Bedeutsamkeit dieses Planes zu betonen. Konnten die Autoritäten beweisen, die Agitation für Mc. Cormick und die anderen Gefangenen sei mit deutschem Geld finanziert, so würde das Publikum jede Maßregel gerechtfertigt finden. Könne Peter nicht Mc. Givney einen deutschen Sozialisten nennen, der sich überreden ließe, mit dem Agenten des Kaisers Fühlung zu nehmen, diesen aufzufordern, für einen Generalstreik in American-City Geld zu geben? Etliche der großen Fabriken wurden eben für die Herstellung von Munition umgebaut, der Feind konnte durch Streiks und proletarische Unruhen nur gewinnen. Guffeys Leute hatten lange vergeblich versucht, Deutsche zu veranlassen, für das Goober-Verteidigungskomitee Geld zu geben; hier jedoch war eine weit günstigere Gelegenheit.

Peter erinnerte sich des Genossen Apfel, der einer der radikalsten Sozialisten und augenblicklich auch ein wilder Pazifist war, wie die meisten Deutschen. Apfel arbeitete bei einem Bäcker, sein Gesicht war mehlig-weiß, wie das des Teiges, den er walkte, doch glühte es rot, wenn er sich in den Versammlungen erhob, um die Sozialpatrioten zu beschuldigen, die England zur Weltherrschaft verhalfen. Mc. Givney sagte, er werde sofort jemanden zu Apfel senden, ihm vorschlagen lassen, sich mit dem Agenten des Kaisers in Verbindung zu setzen. Peter bot an, selbst zu gehen, doch gestattete der Rattengesichtige dies nicht; Peter war zu wertvoll, durfte auf keinen Fall Apfels Verdacht erwecken.

Peter hatte von Nell einen kurzen Brief erhalten, in dem sie ihm mitteilte, sie habe ihre neue Stelle angetreten, werde ihm bald weiteres berichten. So ging er denn zufrieden wieder an seine eigene Arbeit. Der Erfolg der Sozialisten war, obwohl die Autoritäten alles taten, um ihn zu verhindern, erschreckend. Wie durch Zauberkraft erschienen bei jeder Versammlung Stöße von Zirkularen, wurden fortgetragen und verteilt, bevor die Autoritäten einschreiten konnten. Jeden Abend brüllten sich im Arbeitertempel Redner über den Fall Mc. Cormick heiser. Um alles noch schwieriger zu gestalten, behauptete plötzlich eine obskure Ein-Cent-Zeitung von American-City, die immer mit den Arbeitern geliebäugelt hatte, die ganze Verschwörung sei ein abgekartetes Spiel gewesen. Auch hatten die Roten entdeckt, daß ihre Briefe geöffnet oder nicht befördert wurden, und machten ein großes Geschrei, behauptend, es handle sich hier um Redefreiheit.

An diesem Abend sollte das Massenmeeting stattfinden. In der „Times" forderte ein empörter Leitartikel das Verbot der Versammlung. Der Leitartikel war überschrieben: „Nieder mit der roten Fahne" und Peter begriff nicht, wie ihn ein reinblütiger, hundertprozentiger Amerikaner lesen könne, ohne zum Handeln getrieben zu werden.

Peter sprach dies auch Mc. Givney gegenüber aus, der erwiderte: „Wir werden schon etwas tun. Warten Sie bloß ab." Und richtig, am Nachmittag brachten die Zeitungen die Nachricht, der Bürgermeister von American-City habe den Besitzern der Halle mitgeteilt, sie seien für alle aufrührerischen, aufhetzenden

Bemerkungen, die während des Abends gemacht würden, verantwortlich. Außerdem sei es den Bürgern verboten, sich auf der Straße anzusammeln, die Polizei werde vor der Halle sein, um Ordnung und Gesetz zu schützen. Die Besitzer der Halle hätten sich daraufhin geweigert, die Halle zu vermieten. Peter eilte in das Büro des „Volks-Rates", fand dort ein reges Treiben vor. Die Sozialisten versuchten vergeblich, ein anderes Versammlungslokal zu bekommen. Von Zeit zu Zeit begab sich Peter in eine Telephonzelle, sprach mit Mc. Givney, der dann seinerseits Guffey verständigte. Dieser wiederum wandte sich an den Sekretär der Handelskammer, die Hallenbesitzer wurden angerufen, entweder vom Direktor der Bank, die auf ihrem Haus eine Hypothek hatte, oder von dem Direktor des Philharmonischen Orchesters, das bei ihnen seine Konzerte zu geben pflegte.

Derart kam es, daß an jenem Abend kein Meeting zustande gebracht wurde. Und auch an vielen folgenden Abenden konnte dies nicht geschehen. Guffeys Agentur hatte inzwischen die deutsche Spiongeschichte ausgeheckt, am folgenden Morgen wurde die erste Seite der „Times" von der aufregenden Enthüllung ausgefüllt, daß ein gewisser Karl von Stroeme, Agent der deutschen Regierung und angeblich ein Neffe des deutschen Kanzlers in American-City verhaftet worden sei. Er habe sich als schwedischer Nähmaschinenagent ausgegeben, tatsächlich jedoch habe er Bombenverschwörungen gegen eine Munitionsfabrik finanziert. Drei von seinen Helfershelfern seien zur gleichen Zeit mit ihm verhaftet worden, auch habe man eine Anzahl äußerst wichtiger Dokumente gefunden, die unter anderem Wichtigen auch die Enthüllung brachten,

von Stroeme sei mit einem ultraroten deutschen Sozialisten in Verbindung gestanden, einem Beamten der Brot- und Zuckerbäckergewerkschaft namens Ernst Apfel. Außerdem war erwiesen, daß Apfel Geld genommen und unter etlichen deutschen Roten verteilt habe, die es in den Verteidigungsfonds gesteckt, damit Zirkulare gedruckt hatten, die zum Generalstreik aufforderten.

Peters Herz bebte vor Erregung, es pochte noch heftiger, da er nach dem Frühstück die Hauptstraße entlang schlenderte. Er sah große Ansammlungen von Menschen, überall wehten Fahnen, es war wie am Tag des Kriegsbereitschaftsumzugs. Seltsame Aengste quälten Peter, er stellte sich eine neuerliches Bombenattentat vor; dennoch vermochte er der Menge, den erregten Gesichtern, der ansteckenden Begeisterung nicht zu widerstehen. Nun erschien eine Musikkapelle, prächtige kriegerische Musik ertönte, dann marschierten Soldaten die Straße entlang, trab, trab, trab — khakigekleidete Burschen, eine Reihe nach der anderen, schwere Tornister auf dem Rücken und nagelneue Flinten. Unsere Jungens! Unsere tapferen Jungens! Gott segne sie!

Es waren drei Regimenter der 23. Division, die vom Lincoln-Lager kamen, um eingeschifft zu werden. Dies hätte freilich vom Lager aus geschehen können, doch hatte das Publikum nach dem Anblick der Soldaten verlangt, und nun kamen sie, mit Musik und Fahnen, begleitet von glühenden, begeisterten Bewunderern — zwei endlose Reihen von Leuten, halb wahnsinnig vor Patriotismus, brüllend, singend, Taschentücher und Hüte schwenkend. Die ganze Straße wurde zu einem einzigen Gewirr, einem Fiebertraum.

Peter sah die Reihen, bemerkte das taktmäßige Marschieren, hörte den Donner der Füße. Er sah die jungen, knabenhaften Gesichter, grimmig und stolz, die Augen in die Ferne gerichtet, als ahnten sie, dies sei vielleicht das letzte Mal, daß sie die Vaterstadt erblickten, sie würden vielleicht von dieser Reise nie wiederkehren. Unsere Jungens! Unsere tapferen Jungens! Gott segne sie! Peter schnürte sich die Kehle zusammen, ein Gefühl der Dankbarkeit gegen die Männer, die ihn und das Land verteidigen, überkam ihn. Er ballte die Fäuste, biß die Zähne zusammen, beschloß von neuem, die schlechten Menschen, die Dienstverweigerer, die Drückeberger, die Pazifisten und Aufrührer, die nicht an diesem ruhmreichen Abenteuer teilnehmen wollten, zu bestrafen.

57.

Peter begab sich ins American House, und erhielt von Mc. Givney eine Arbeit, die zu seiner Stimmung prächtig paßte. Die Zeit zum Handeln sei gekommen, sagte der Rattengesichtige. Das Exekutiv-Komitee der I. W. Ws. hatte an die Hauptorganisation einen Aufruf um Hilfe erlassen, am Abend solle das Exekutiv-Komitee zusammenkommen. Peter müsse sich mit Grady, dem Sekretär in Verbindung setzen, herausfinden, wo die Versammlung sein solle, vorschlagen, daß alle Mitglieder und auch die anderen Roten zugelassen würden. Die Geschäftsleute der Stadt planten für diesen Abend eine große Sache, die jüngeren Mitglieder der Handelskammer und der Kaufmanns- und Fabrikanten-Vereinigung hätten einen geheimen Plan ausgearbeitet. Nun handle es sich darum, alle Roten an einem Ort zu versammeln.

Peter machte sich auf, traf auch wirklich Shawn Grady den jungen Irländer, der die Mitgliedslisten und andere Papiere der Partei so gut versteckt bewahrte, daß Peter sie trotz allen Bemühungen nicht zu finden vermocht hatte. Peter brachte die neuesten Nachrichten über Mac im Loch, und über Gud den Matrosen, der Henderson ins Spital gefolgt war. Peters Empörung war so beredt, daß Grady ihm schließlich von der heutigen Versammlung sprach und ihm den Ort verriet. Peter schlug vor, man solle etliche der Genossen berufen, beratschlagen, wie man die Protestliteratur am besten verbreiten könnte; die Post sei nicht mehr sicher. Was für einen Sinn hätten die Resolutionen des Exekutiv-Komitees? Nötig sei die Aktion aller Mitglieder. Grady stimmte zu, versprach, alle tätigen Mitglieder und Sympathisierenden zu benachrichtigen, übergab es Peter, einige Dutzend Leute von der Versammlung in Kenntnis zu setzen.

Um sechs Uhr trug Peter seine Informationen zu Mc. Givney. Hier erwartete ihn ein großer Schrecken. „Sie müssen ebenfalls zu der Versammlung gehen," gebot der Rattengesichtige. „Dürfen sich keinem Verdacht aussetzen."

„Mein Gott!" rief Peter. „Was wird denn dort geschehen?"

„Machen Sie sich keine Sorgen. Ich werde darauf achten, daß Ihnen nichts geschieht."

Die Versammlung sollte in Ada Ruths Heim stattfinden; Peter beschrieb Mc. Givney die Wohnung. Hinter dem Wohnzimmer befand sich ein Korridor, und in diesem Korridor stand ein großer Wäscheschrank. Beim ersten Alarm solle sich Peter in den Schrank verkriechen. Mc. Givney werde in der Nähe sein,

werde sich auf Peter stürzen, vorgeben, ihn mit dem Knüppel zu schlagen, ihn jedoch tatsächlich vor dem Schicksal bewahren, das der anderen harrt. Peters Knie zitterten, empört wies er den Vorschlag zurück. Was sollte aus ihm werden, falls Mc. Givney etwas zustieße, oder wenn Mc. Givney nicht rechtzeitig anlange? Mc. Givney beruhigte ihn, Peter sei viel zu wertvoll, als daß man sein Leben riskieren wolle, er, Mc. Givney, würde bestimmt da sein, Peter brauche bloß furchtbar zu schreien und ohnmächtig zu werden. Mc. Givney, Hammet und Cummings würden ihn forttragen, mit dem Automobil in Sicherheit schaffen.

Peter hatte eine derartige Angst, daß er nicht zu essen vermochte, sondern ziellos die Straßen durchschlenderte, mit sich selbst sprechend, seinen Mut aufpeitschend. Er mußte lange die amerikanischen Fahnen betrachten, die Abendausgabe der „Times" lesen, bevor seine patriotische Glut von neuem aufglomm. Da er dem Hause des kleinen Krüppels, der pazifistische Gedichte schrieb, zustrebte, war ihm tatsächlich zu Mute, als sei er Soldat, ziehe in den Krieg.

Er fand Ada Ruth vor, sowie deren Mutter, eine vertrocknete alte Dame, die nichts von den welterschütternden Bewegungen wußte, und deren Flehen ihrer inspirierten Tochter keinerlei Eindruck machten, außerdem Adas Cousine, eine magere altjüngferliche Schullehrerin, Sekretärin des „Volksrates", Miriam Jankowitsch, Saddie Todd und Donald Gordon. Auf dem Weg war Peter Tom Duggan begegnet und der traurige Dichter hatte ihm mitgeteilt, er habe über Mac im Loch ein neues Gedicht verfaßt. Gleich darauf erschien Grady, die Taschen voller Papiere. Grady,

ein hochgewachsener, dunkeläugiger, impulsiver Irländer, war, was die Sozialisten einen „Jimmie Higgins" nannten, ein Mensch, der alle schwierige und langweilige Arbeit der Bewegung auf sich nahm, stets zur Stelle, immer bereit war, sich eine neue Verantwortlichkeit auf die Schultern zu laden. Grady hielt nichts von den Sozialisten, glaubte bloß an die industrielle Aktion, doch störte es ihn nicht, ein „Jimmie Higgins" genannt zu werden und er behauptete, auch Peter sei einer, was Peter mit einem Lächeln entgegennahm, ein „Jimmie Higgins" sei wohl das letzte auf der Welt, was er sein könnte. Peter hatte den Pfad eingeschlagen, der zur Unabhängigkeit und zur Wohlhabenheit führt. Es fiel ihm nicht ein, daß es bei den Weißen ebensogut einen „Jimmie Higgins" geben könne, wie bei den Roten.

Grady zog seine Papiere aus der Tasche, begann mit Donald Gordon die Tagesordnung zu besprechen. Er hatte vom nationalen Hauptquartier der I. W. Ws. ein Telegramm erhalten, Hilfe versprechend, und sein mageres Gesicht leuchtete vor Stolz, da er es herumzeigte. Dann teilte er mit, Bud Connor werde zur Versammlung kommen — ein wohlbekannter Organisator, der mit Mc. Cormick im Petroleumland gewesen war und die Nachricht mitbrachte, die Arbeiter dort befänden sich am Vorabend eines gewaltigen Streiks. Während er noch sprach, kam Frau Jennings, eine arme, gequälte, kleine Frau, die elend an einem Krebsleiden dahinsiechte und deren Mann gegen sie die Scheidung eingeleitet hatte, weil sie den I. W. Ws. Geld gegeben. Mit ihr, sie stützend, erschien Andy Adams, ein riesenhafter Maschinist, der seinen Posten verloren hatte, weil er zuviel von direkter Aktion geredet. Er

zog aus der Tasche eine Nummer des „Abend-Telegramms", las den Leitartikel vor, in dem behauptet wurde, „direkte Aktion" sei gleichbedeutend mit Bombenwerfen, was natürlich erlogen war, und fragte, wie lange die Freunde von Gesetz und Ordnung in American-City noch zögern würden, ehe sie ihrerseits an die direkte Aktion schritten.

58.

Als etwa dreißig Personen versammelt waren, ging man zur Tagesordnung über. Grady erklärte, es sei offensichtlich, daß die Autoritäten das Bombenattentat erfunden hätten, um einen Vorwand zu haben, wider die I. W. Ws. vorzugehen. Das Hauptquartier sei geschlossen, alles, Schreibmaschinen, Möbel, Bücher, konfisziert worden. Zornige Rufe wurden laut. Auch sei die Post der I. W. Ws. nicht mehr sicher, die Literatur müsse per Bahn befördert werden. Sie kämpften um ihre Existenz, müßten auf irgendeine Art die Wahrheit unter die Leute bringen. Wenn jemand einen Vorschlag zu machen wisse, möge er reden.

Ein Vorschlag nach dem anderen wurde gemacht; Peter saß wie auf Nadeln. Weshalb kommen sie denn nicht, die jüngeren Mitglieder der Handelskammer und der Kaufmanns- und Fabrikanten-Vereinigung? Glaubten sie denn, Peter werde hier die ganze Nacht sitzen, bebend vor Angst, ohne Abendessen im Magen?

Jählings schnellte Peter von seinem Stuhl auf. Von draußen drang ein Schrei herein. Donald Gordon, der eben eine Rede hielt, stockte, die Anwesenden starrten einander an, etliche sprangen von ihren Sitzen auf. Noch stärkere Schreie gellten durch die Nacht,

einige der Anwesenden stürzten nach der Vorder- andere nach der Hintertür, noch andere liefen ans Fenster, zur Stiege. Peter verlor keine Zeit, raste in den Korridor, kroch eiligst in den Wäscheschrank und zog etliche Wäschestücke über sich. Kaum lag er dort, so folgten ihm andere, die das gleiche Versteck erspäht hatten.

Von seinem sicheren Zufluchtsort aus lauschte Peter der wilden Verwirrung. Der ganze Ort schien in eine Hölle verwandelt zu sein, in der Frauen kreischten, kämpfende Männer fluchten, Möbel umfielen, Stöcke und Knüppel auf Menschenschädel niedersausten. Die jüngeren Mitglieder der Handelskammer und der Kaufmanns- und Fabrikanten-Vereinigung waren in genügender Stärke erschienen, um ihren Zweck zu erreichen. Es waren ihrer genug, um die Stube zu füllen, alle Türen zu verstellen, die Fenster zu bewachen, im Garten und auf der Straße Wache zu halten, damit bestimmt kein Flüchtling entkomme.

Zusammengekauert lauschte Peter dem furchtbaren Lärm, dann hörte er die auf ihm liegenden Leute aufbrüllen, sah, wie sie fortgerissen, zu Boden geschlagen wurden. Hände griffen nach ihm, er verkroch sich, kreischte gellend, wagte dann aufzublicken, erspähte einen Mann, der eine schwarze Maske trug und in der er Mc. Givney erkannte. Noch nie im Leben hatte sich Peter derart über den Anblick eines Menschengesichtes gefreut, wie er dies jetzt beim Anblick der maskierten Ratte tat. Mc. Givney hielt einen Knüppel in der Hand, schlug wütend auf die Wäschestücke ein, unter denen Peter lag. Hinter Mc. Givney, ihn deckend, verharrten Hammett und Cummings, schlugen auch ihrerseits nach der Wäsche.

Der Kampf fand bald ein Ende, da jeder, der sich zur Wehr setzte, überwältigt und niedergeschlagen wurde. Dann suchten etliche Agenten, die die Roten nach jahrelangem Studium genau kannten, unter den Verletzten jene heraus, deren sie habhaft werden wollten und legten ihnen Handfesseln an. Einer dieser Agenten trat auch auf Peter zu, der schnurstracks in Ohnmacht fiel und die Augen schloß. Hammet packte ihn unter den Armen, Cummings bei den Füßen, Mc. Givney schritt neben ihnen her, laut bemerkend: „Diesen Kerl brauchen wir, müssen auf ihn aufpassen."

Sie trugen Peter auf die Straße. In der Dunkelheit öffnete er halb die Augen, sah, die Straße sei voller Automobile, in die die Roten verladen wurden. Peters Freunde trugen ihn zu einem Automobil und fuhren mit ihm von dannen. Peter kam wieder zur Besinnung und alle vier lachten, daß sie die Rippen schmerzten, schlugen einander auf die Schultern, sprachen von drolligen Einzelheiten, die sie beobachtet hatten. Grady hatte einen Hieb über dem Auge erhalten, sein ganzes Gesicht sei blutüberströmt gewesen, er wollte ja unbedingt ein Roter sein, nun war er es auch äußerlich. Habe Mc. Givney bemerkt, wie Buck Ellis, einer der Agenten, dem Vagabunden-Dichter die Nase zerschlagen habe? Und der junge Ogden, der Sohn des Präsidenten der Handelskammer, hatte nicht verhehlt, welche Gefühle er gegenüber diesen „Viechern", männlich und weiblich, hege; da diese Jankowitsch-Hure ihm ins Gesicht geschlagen, hatte er sie beim Busen gepackt, ihr fast die Brüste abgedreht, so daß sie aufschrie und ohnmächtig wurde.

Ja, die waren fortgefegt, doch war dies noch nicht alles, heute nacht würde, so Gott wolle, ganze

Arbeit getan werden. Die Pazifisten sollten den Krieg verkosten, dem roten Terror in American-City sollte ein für alle Mal ein Ende bereitet werden. Peter könne mithalten, wenn er Lust habe; es ginge aufs Land hinaus, dort seit es dunkel, wenn Peter eine Maske vorbinde, werde ihn niemand erkennen. Peter sagte ja, in seinem Blut tobte Jagdleidenschaft, er wollte sehen, wie das Wild zur Strecke gebracht wird.

59.

Der Motor surrte leise, da das Automobil wie auf Flügeln durch die Vorstädte aufs offene Land hinausflog. Vor ihnen sausten Automobile, hinter ihnen ratterten Automobile, ein langer, grellweißer Lichtstrom floß über die Straße dahin. Sie erreichten einen Tannenhain, riesenhafte Bäume ragten wie Kirchensäulen auf, unter ihren Füßen breitete sich ein moosiger, braunweicher Teppich aus. Dies war ein wohlbekannter Ausflugsort, der Treffpunkt der Automobile. Alles war mit der Zulänglichkeit, die der Stolz jedes hundertprozentigen Amerikaners ist, vorbereitet. Ein schwarzmaskierter Mann stand in der Mitte des Haines, brüllte Anordnungen durch ein Megaphon, die Automobile wurden in einem großen Kreis aufgestellt. Diese Automobile der jüngeren Mitglieder der Handelskammer und der Kaufmanns- und Fabrikanten-Vereinigung waren wohlerzogene Gefährte, glitten ebenso leise und gewandt an die Stelle, die der Megaphonstimmige angab, wie sie es taten, wenn die jüngeren Mitglieder mit Frauen und Bräuten zu einem Diner oder einem Empfang fuhren.

Immer noch kamen Automobile um Automobile, bis auch für kein einziges mehr Platz war. „Nummer

Eins!" tönte es drohend durch die Luft. Eine Anzahl Männer entstieg einem Automobil, zerrte einen gefesselten Gefangenen nach sich. Dies war Michael Dubin, der junge jüdische Schneider, mit dem Peter im Gefängnis fünfzehn Tage verbracht hatte. Michael war ein Büchermensch und ein Träumer, hatte derartige Szenen der Gewalt noch nicht erlebt, auch gehörte er einer Rasse an, die sich nicht scheut, ihren Gefühlen Ausdruck zu verleihen und die deshalb dem hundertprozentigen Amerikaner antipathisch ist. Er schrie und stöhnte, während ihm die Handfesseln abgenommen, Rock und Hemd ausgezogen wurden. Die maskierten Männer schleppten ihn zu einem Baum in der Mitte des Kreises, fesselten ihm die Arme, die sie um den Baumstamm zogen, auf dem Rücken. Hier stand er in der blendenden Helle von etwa dreißig Automobillampen, wand sich, wimmerte, während einer der Maskierten den Rock auszog und sich zur Tat vorbereitete. Er zog eine lange, schlangenhaft gewundene Peitsche hervor, verharrte einen Augenblick. „Los!" brüllte die Megaphonstimme; die Peitsche pfiff durch die Luft, sauste auf Michaels Rücken nieder, riß das Fleisch auf, so daß Blut hervorspritzte. Ein Schrei des Schmerzes erscholl, das Opfer wand und drehte sich, wie im Todeskampf. Abermals pfiff die Peitsche durch die Luft, und wieder erklang der dumpfe Ton, da sie das Fleisch aufriß und noch mehr Blut hervorquoll.

Die jüngeren Mitglieder der Handelskammer und der Kaufmanns- und Fabrikanten-Vereinigung waren in einer prächtigen Verfassung für das Werk des Abends. S i e waren nicht mager und blaß, unterernährt und überarbeitet, wie ihre Gefangenen, waren rosig und

wohlgenährt, strahlend vor Gesundheit. Es war, als hätten vor langen Jahren ihre Väter die rote Gefahr, und die nötigen Maßregeln, um den hundertprozentigen Amerikanismus zu bewahren, vorausgeahnt, diese Väter, die ein Spiel im Land eingeführt hatten, das darin besteht, kleine weiße Kugeln mit allerlei Knüppeln über ein Feld zu jagen. Sie hatten hier draußen herrliche Klubhäuser erbaut, viele Quadratkilometer für dieses Spiel geopfert. Die jungen Leute verließen früh am Nachmittag Bureau und Kontor, fuhren nach diesen Feldern und trainierten ihre Muskeln. Sie hielten Wettspiele ab, wetteiferten mit einander, erzählten endlos von den gelungenen Schlägen und wie viele Schläge sie an einem Nachmittag gemacht hatten. Daher war auch der Mann mit der schwarzen Schlangenpeitsche im Training, verlor nicht den Atem. Er schlug und schlug, bis man die Striemen nicht mehr zählen konnte, bis Michael Dubins Rücken eine einzige Masse nackten blutenden Fleisches war. Michael Dubins Schreie erstarben, sein Ringen ließ nach, sein Kopf fiel herab, er sank tiefer und tiefer am Baum herunter.

Endlich trat der Zeremonienmeister vor, befahl: „Halt!" Der Mann mit der Schlangenpeitsche wischte sich den Schweiß von der Stirn, zwei andere banden Michael Dubins Körper los, schleppten ihn etwas zur Seite, warfen ihn aufs Gesicht in die Tannennadeln.

„Nummer Zwei!" rief der Zeremonienmeister mit seiner hellen, herrischen Stimme, als rufe er die Touren einer Quadrille. Aus einem zweiten Automobil stiegen Männer, schleppten einen anderen Gefangenen hinter sich her. Dies war Bert Glikan, ein Landarbeiter, der dem Exekutiv-Komitee der I. W. Ws. angehörte.

Während man ihm den Rock auszog, gelang es ihm, eine Hand frei zu bekommen, er ballte sie zur Faust, drohte den hinter den Automobilen aufgestellten Zuschauern. „Gott verdamme euch!" brüllte er. Sie banden ihn fest, ein neuer Mann trat vor, spuckte sich in die Hände und schlug los. Bei jedem Schlag brüllte Glikan einen neuen Fluch, zuerst auf Englisch, dann, als wäre er im Delirium, in einer fremden Sprache. Endlich aber erstarben auch seine Flüche, er brach ohnmächtig zusammen, wurde losgebunden, neben das erste Opfer auf den Boden geworfen. „Nummer Drei!" rief der Zeremonienmeister.

60.

Peter saß auf dem Rücksitz des Automobils, guckte hinter der schwarzen Maske hervor. Peter haßte die Roten, verlangte ihre Bestrafung, doch war er nicht an derartig blutige Anblicke gewöhnt, und der unentwegte dumpfe Ton der Peitsche auf Menschenfleisch begann ihm unerträglich zu erscheinen. Weshalb war er hergekommen? Dies gehörte nicht zu seinem Teil der Aufgabe, das Vaterland vor der roten Gefahr zu retten. Er hatte seine Pflicht erfüllt, hatte auf die gefährlichsten Roten hingewiesen, er war ein Mann des Verstandes, nicht der Gewalt. Peter sah, das nächste Opfer sei Tom Duggan mit seiner gebrochenen Nase und Peter Gudge fuhr sehr gegen seinen Willen erschrocken zusammen. Schier unbewußt empfand er, daß er Duggan gern habe. Duggan war trotz seiner Wunderlichkeit ein treuer Kamerad, ein guter Kerl, wenn man erst hinter seine schrullenhafte Art gekommen war. Schließlich hatte er ja immer bloß gemurrt, hatte sein Murren in Reime gefügt. Es war ein Fehler, ein Irrtum, ihn

zu schlagen. Einen Augenblick lang kämpfte Peter mit der wahnsinnigen Regung, dies laut auszusprechen.

Der Dichter gab keinen Laut von sich. Peter erblickte im weißen Licht Duggans Gesicht, las trotz Blut und Schmutz, die die Züge verunstalteten, von ihnen den Entschluß ab, zu sterben, ehe eine Klage über die Lippen kam. Jedes Mal, wenn die Peitsche niederfiel, erbebte der ganze Körper, doch wurde kein Laut vernehmbar, bloß die Arme umkrampften den Baum. Er wurde geschlagen, bis das Blut von der Peitsche spritzte, in Strömen auf den Boden floß. Aus Vorsicht war auch ein Arzt mitgenommen worden, dieser trat nun vor, flüsterte dem Zeremonienmeister etwas zu. Duggan wurde losgebunden, seine Arme mit Mühe vom Baumstamm gelöst. Er wurde neben Glikan geworfen.

Nun kam die Reihe an Donald Gordon, den sozialistischen Quäker, der eine melodramatische Note in die Begebenheiten brachte. Donald nahm es ernst mit seiner Religion, er brüllte stets seine Antikriegs-Ansichten im Namen Jesu, dies machte ihn ganz besonders unbeliebt. Nun erkannte er eine günstige Gelegenheit, erhob die beiden gefesselten Hände, als bete er und schrie in durchdringenden Tönen: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun."

Murmeln erhob sich in der Menge, schwoll zum Gebrüll an. „Gotteslästerung! Stopft ihm das Dreckmaul!" Derselbe Mund hatte gesprochen, der auf Hunderten von Plattformen den Krieg und jene, die durch ihn verdienten, anklagte. Und nun waren sie hier, die Leute, die er angeklagt hatte, die jüngeren Mitglieder der Handelskammer und der Kaufmanns-

und Fabrikanten-Vereinigung, die „besten" Leute der Stadt, jene, die das Vaterland retten, und dies auch nicht teurer anrechnen, als der Dienst wert ist. Sie brüllten wilde Wut gegen diesen gottlästernden Halunken. Ein Mann, dessen Maske wie ein Witz wirkte, denn er war so kräftig und breit, daß jeder ihn erkannte, griff nach der Peitsche. Es war Billy Nash, der Sekretär der „Liga zur moralischen Hebung Amerikas". Die Menge gröhlte: „Vorwärts, Billy. Ziele gut, alter Junge!" Donald Gordon mochte zwar Gott mitteilen, Billy Nash wisse nicht was er tue, aber Billy vermeinte es zu wissen und wollte, daß auch Donald erkenne, er, Billy, wisse, was er tue. Dies gelang auch in nicht allzu langer Zeit, der hagere junge Quäker bestand hauptsächlich aus einer starken Stimme; nach dem fünften Schlag wurde er ohnmächtig, nach dem zwanzigsten gebot der Arzt Einhalt.

Der nächste war Grady, der Sekretär der I. W. Ws. und nun ereignete sich etwas Furchtbares. Grady, der das Schauspiel von einem Automobil aus beobachtet hatte, geriet in Verzweiflung, als man ihm die Hände losließ, um ihm den Rock auszuziehen, riß er sich los, schlug einen Mann nach dem anderen nieder. Er war in den Waldstaaten aufgewachsen, hatte eine erstaunliche Körperkraft. Noch ehe die Menge sichs gewahr wurde, sprang er zwischen zwei Automobile. Ein Dutzend Männer raste aus einem Dutzend Richtungen auf ihn los, in einem wilden Wirrwarr fiel er zu Boden. Sie fesselten ihn, sein Gesicht war mit Schmutz und Blut überkrustet. Aus der Menge dröhnte Gebrüll auf, wie wilde Tiere brüllen zur Nachtzeit. „Hängt ihn auf! Hängt ihn auf!" Ein Mann kam mit einem Strick gelaufen, gröhlte: „Hängt ihn auf!"

Der Zeremonienmeister protestierte durch sein Megaphon, doch wurde ihm dieses aus der Hand geschlagen, er selbst ward zur Seite gestoßen. Ein Mann erkletterte die Tanne, hing den Strick über einen Ast. Grady war in der sich wild bewegenden Menge verschwunden. Jählings schrien die Leute auf: Grady wurde sichtbar, er schoß, den Strick um den Hals, in die Luft, stieß wild mit den Beinen aus. Unter ihm tanzten die Leute, brüllten, schwenkten ihre Hüte, einer griff nach den zappelnden Füßen, erhaschte sie, hing sich schwer daran.

Nun erscholl eine Stimme durch das Megaphon. „Laßt ihn etwas herab. Ich muß bis zu ihm gelangen." Der sich noch immer windende Körper wurde zur Erde niedergelassen, ein Mann trat vor, zog ein Messer, schlitzte das Gewand des Gehängten auf und schnitt ihm die Hoden vom Leib. Die Menge brüllte von neuem auf, die Leute in den Automobilen klatschten sich begeistert auf die Knie. Peters Gefährten flüsterten ihm zu, der Mann sei Ogden gewesen, der Präsident der Handelskammer. Wochenlang wurde in der ganzen Stadt davon geflüstert, was Bob Ogden der Leiche Shawn Gradys angetan hatte, dem Sekretär der verdammten I. W. Ws. Und alle stießen einander in die Rippen, tuschelten grinsend, auf diese Art sei sicherlich der rote Terror für immer vernichtet, der hundertprozentige Amerikanismus gerechtfertigt, eine friedliche Lösung des Problems von Kapital und Arbeit erzielt worden.

So seltsam dies auch klingen mag, einer der I. W. Ws. stimmte mit dieser Ansicht überein. Eines der Opfer dieser Nacht hatte seine Lektion gelernt. Sobald Tom Duggan sich wieder im Bett aufzusetzen

vermochte — sechs Wochen nach jener Nacht — schrieb er einen Artikel über seine Erlebnisse, der zuerst in einer I. W. W.-Zeitung veröffentlicht, dann als Broschüre herausgegeben und von Hunderttausenden von Arbeitern gelesen wurde. Der Dichter sagte:

„Das Programm der I. W. Ws. beginnt mit der Einleitung, die Unternehmer und die proletarische Klasse hätten nichts Gemeinsames, doch lernte ich in jener Nacht, daß dieser Satz falsch sei. In jener Nacht sah ich etwas, was den Unternehmern und den Proletariern gemeinsam ist — eine schwarze Schlangenpeitsche. Der Peitschenschaft war in den Händen der Unternehmer, die Peitschenschnur tanzte auf dem Rücken des Proletariats. Derart wurde für ewige Zeiten das Verhältnis zwischen den beiden Klassen festgestellt."

61.

Am folgenden Morgen erwachte Peter mit einem für ihn neuen Gefühl des Leidens und Entsetzens Stets hatte er verlangt, die Roten mögen bestraft werden, doch hatte er sich diese Strafe immer ganz abstrakt gedacht, etwas, das mit einer Handbewegung erledigt ist. Die physische Seite, das Blut und den Schmutz — hatte er nie in Betracht gezogen. Während zweier Stunden, vielleicht noch länger hatte er dem dumpfen Ton der Peitsche auf Menschenfleisch gelauscht, jeder Schlag hatte seine eigenen Nerven getroffen. Peter hatte sich an Rache übersättigt, an diesem Morgen quälte ihn sein Gewissen. Er hatte die Burschen alle gekannt, nun sah er vor sich ihre Gesichter, und sie verfolgten ihn. Was hatten sie getan, um eine derartige Behandlung zu verdienen? Hatte

etwa ein einziger von ihnen je eine solche Gewalttat begangen, wie ihnen angetan worden war?

Am meisten aber folterte Peter die Angst. Peter, die Ameise, erkannte, das Ringen der Riesen werde immer wilder, erkannte die Gefahr seiner Lage unter den Riesenfüßen. Auf beiden Seiten flammten die Leidenschaften auf, je heftiger der Haß entbrannte, desto größer war für Peter die Gefahr einer Entdeckung, umso furchtbarer wäre sein Schicksal, falls er entdeckt würde. Mc. Givney konnte leicht beteuern, bloß vier seiner Leute kannten die Wahrheit, und diesen vieren dürfe man bis in den Tod vertrauen. Peter entsann sich zitternd einer Bemerkung Shawn Gradys, die ihm den Appetit für mehr als eine Mahlzeit verdorben hatte. „Sie haben zwischen uns Spione eingeschmuggelt," hatte der junge Irländer gesagt. „Gut, früher oder später werden auch wir uns aufs Spionieren verlegen."

Nun kamen diese Worte zu Peter zurück, wie eine Stimme aus dem Grabe. Wie, wenn einer der Roten genügend Geld hätte, um jemanden in Guffeys Bureau einzuschmuggeln? Oder ein „rotes Mädchen" versuchte Peters Kniff, verführte einen von Guffeys Leuten — dies dürfte gar nicht schwer fallen! Der Mann würde vielleicht gar nicht verraten wollen, daß Peter zu Guffeys Leuten gehört, die Wahrheit konnte ihm entschlüpfen, genau wie Jack Ibetts Name der kleinen Jennie entschlüpft war. Derart würde Mac erfahren, wer ihm den Streich gespielt habe, und was wird Mac Peter antun, wenn er erst wieder freigelassen ist? Wenn Peter diese Dinge bedachte, fühlte er, was es bedeute, in den Krieg zu ziehen, erkannte, es habe ihn wenig genützt, daheim zu bleiben, er sei

in ebenso großer Gefahr, wie wenn er sich im Schützengraben befände. Auch dies ist Krieg, ist Klassenkrieg, und in jedemKrieg wird Spionage mit dem Tode bestraft.

Auch um Nell machte sich Peter Sorgen. Sie war seit fast einer Woche in ihrer neuen Stellung und hatte noch kein einziges Wort von sich hören lassen. Sie hatte ihm verboten, ihr zu schreiben, fürchtete seine Unvorsichtigkeit. Er möge ruhig warten, Edythe Eustace verstehe es, auf sich aufzupassen. Daran freilich zweifelte Peter keineswegs. Was ihn bekümmerte, war der Gedanke, daß sie einen neuen Plan ausarbeite, er fürchtete ihre allzu große Phantasie. Als diese Phantasie das letzte Mal schwanger mit Plänen ging, hatte sie ihn mit einer Tasche voll Dynamit beschenkt, was ihr neuestes Kind sein mochte, ahnte er nicht. Nell konnte ihn in die Gefahr bringen, von Guffey entdeckt zu werden; dies war schier ebenso arg, wie Mac in die Hände zu fallen.

Peter kaufte die Morgenausgabe der „Times", las darin eine ganze Seite über die Züchtigung der Roten, die als eine heldenhaft erfüllte patriotische Pflicht hingestellt wurde. Dies tröstete Peter ein wenig. Er las den Leitartikel, der ein Triumphgeheul war. Peters Gewissen begann sich wohler zu fühlen, und da er noch etliche Interviews mit hervorragenden Mitbürgern las, die das Vorgehen der „Vigilanz-Gesellschaft" mit warmen Worten lobten, begann sich Peter bereits seiner Schwäche zu schämen und war froh, daß er sie niemandem gegenüber ausgesprochen hatte. Peter strebte an, nach Möglichkeit ein „männlicher" Mann, ein hundertprozentiger, reinblütiger Amerikaner zu werden. Er hatte ja auch zweimal täglich die „Times", um ihn zu führen, zu ermutigen und zu inspirieren.

Mc. Givney hatte Peter geraten, er möge sich als eines der Opfer der vergangenen Nacht hinstellen. Dies kitzelte seinen Sinn für Humor. Er schnitt sich auf einer Seite des Kopfes die Haare ab, legte Watte auf die Stelle, klebte darüber Pflaster. Ein zweites Stück Pflaster kam schräg über die Stirne, ein drittes kreuzweise auf die Wange. Dann band er noch sein eines Handgelenk ein, als sei es ausgerenkt worden. Derart ausgestattet begab er sich nach dem American House. Mc. Givney empfing ihn mit herzlichem Lachen, gab ihm neue Anweisungen, die Peters Seelenruhe wieder völlig herstellten. Peter solle abermals den Olymp besteigen.

Der rattengesichtige Mann erging sich in Erklärungen. Es gab eine äußerst reiche Dame — sie stand sogar im Ruf, eine vielfache Millionärin zu sein — die sich öffentlich als Rote, als Pazifistin der ärgsten Sorte bekannte. Seit der Verhaftung des jungen Lackman war sie in die Oeffentlichkeit getreten, hatte Geld für den „Volks-Rat," die „Antidienstpflicht-Liga" und andere derartige Verbindungen gegeben, die der Bequemlichkeit halber als „prodeutsch" bezeichnet wurden.

Leider verhinderte der Reichtum der Dame, ihr etwas anzuhaben. Ihr Mann war Direktor in etlichen von Ackermans Banken und hatte einflußreiche Beziehungen. Der Mann war ein wilder Anti-Sozialist, ein Zeichner von Freiheitsanleihen; er stritt furchtbar mit seiner Frau, doch wollte er sie dennoch nicht im Gefängnis sehen, und weder die Polizei, noch die Staatsanwaltschaft gelüstete es, einen der Hofherren des Finanzkönigs zu belästigen. „Trotzdem muß etwas geschehen," sagte Mc. Givney. „Die vermummte deutsche

Propaganda kann nicht länger geduldet werden." Peter solle Frau Gott zu einer „direkten Aktion" verleiten.

„Frau Gott?" fragte Peter. Es deuchte ihn ein seltsamer Zufall, daß eine der Bewohnerinnen des Olymps diesen Namen trage. Die große Dame wohnte auf einem Hügel außerhalb der Stadt, nicht weit von Nelse Ackermans Besitz entfernt. Bedürftige Rote und Pazifisten pflegten zu ihr zu pilgern und ihre Not mit Banknotenpflastern zu verkleben. Nun solle Peter hingehen, gebot Mc. Givney. Peter hatte viele Wunden, die verklebt werden müßten, Frau Gott würde über die Vorfälle der vorhergehenden Nacht empört sein und sicherlich kein Blatt vor den Mund nehmen. Peter freute sich der neuen Aufgabe und bestieg eine Tram.

62.

Seit dem Tage, da er auf den jungen Lackman gewartet, hatte Peter keine derartige Aufregung ver-, spürt. Er hatte sich den Mißerfolg niemals verziehen, hoffte, ihn heute wieder gut zu machen. Er wanderte etliche Meilen auf der Landstraße dahin, stieg durch herrliche Haine und italienische Gärten den Hügel hinan zum Palast.

Peter war heiß und verstaubt vom langen Gang, der Schweiß war ihm über das Gesicht geflossen, hatte die Weiße der Pflaster geschwärzt. In seinen besten Augenblicken war er kein vornehm aussehender Mensch, jetzt, den zerrissenen Strohhut in den Händen, glich er einem Vagabunden. Die französische Zofe jedoch, die ihm öffnete, schien an seltsame Besucher gewöhnt. Sie gebot Peter nicht, zum Dienerschaftseingang zu

gehen, noch drohte sie ihm mit den Hunden, sagte bloß: „Bitte, setzen Sie sich. Ich werde Madame benachrichtigen."

Bald darauf erschien Frau Gott, gleichsam in einer Wolke olympischer Wohltätigkeit. Sie war eine breite, starke Dame, eignete sich prächtig für die Rolle einer Göttin. Peter fühlte sich jählings bestürzt. Wie hatte er es gewagt, herzukommen? Weder im Hotel de Soto mit all den Gottheiten, noch im Palast Nelse Ackermans, des Königs, hatte er sich derart klein und niedrig gefühlt, wie in der Gegenwart dieser gelassenen, sich langsam bewegenden großen Dame. Sie war die Verkörperung des Ueberflusses, war das „Echte". Trotz dem gütigen Blick der blauen Augen, erweckte sie in ihm den Eindruck erdrückender Ueberlegenheit. Er wußte nicht, daß es seine Pflicht als Gentlemen sei, aufzustehen, wenn eine Dame das Zimmer betritt, dennoch trieb ihn ein Instinkt auf die Füße, veranlaßte ihn stehend zu verharren, mit blinzelnden Augen zu ihr hinzublicken, da sie das Zimmer durchschritt.

„Guten Tag," sagte sie mit leiser, voller Stimme, und blickte ihn mit den großen, gütigen Augen an.

Peter stammelte: „Gu—uten Ta—ag, Frau Gott."

Peter war schier betäubt vor Staunen. War es tatsächlich möglich, daß diese vornehme Persönlichkeit eine Rote war? Was ihn bei den Sozialisten am meisten abgestoßen hatte, war ihr lärmendes Wesen, ihre Arroganz gewesen, hier jedoch fand er milde Gelassenheit in Wort und Blick, eine leise, weiche Stimme — Schönheit, eine feine Haut, runzellos, obgleich die erste Jugend vorbei war. Auch Nell Doolin hatte prächtige Farben, doch lag der Puder fingerhoch auf ihren Wangen, und wenn man sie genau betrachtete,

fand man schmutzige Flecken am Hals und unter dem Haar. Frau Gotts Haut glänzte, wie die Haut einer Göttin zu glänzen hat, alles an ihr war von herrlichem, göttlichem Ueberfluß. Peter hätte nicht zu sagen vermocht, weshalb sie bei ihm diesen Eindruck hervorrief. Sie trug wenig Schmuck, keine großen Edelsteine, Frau James hatte schönere Juwelen, es war auch nicht das zarte Parfüm — Nell Doolin verbreitete um sich süßeren Duft. Dennoch merkte sogar der arme, unwissende Peter den Unterschied — ihn deuchte, Frau Gotts prächtige Gewänder würden heute zum ersten Mal getragen, die herrlichen Teppiche auf dem Boden würden zum ersten Mal von Füßen betreten, der Stuhl, auf den sie sich niederließ, würde zum ersten Mal benützt.

Die kleine Ada Ruth hatte einmal Frau Gott „die Mutter der ganzen Welt" genannt, nun wurde sie jählings auch Peter Gudges Mutter. Sie hatte bereits die Morgenzeitungen gelesen, etliche Telegramme von empörten, tobenden Roten erhalten, sodaß wenige Worte genügten, um ihr die Bedeutung von Peters Verband und den Pflastern zu erklären. Sie streckte ihm eine schöne kühle Hand entgegen, die großen blauen Augen füllten sich mit Tränen. „Sie sind auch einer von den armen Jungens! Gott sei Dank, daß Sie nicht getötet wurden." Sie führte ihn zu einem weichen Sofa, zwang ihn, sich zwischen die seidigen Kissen zu legen. Peters olympischer Traum war zur Wahrheit geworden. Ihn deuchte, er würde, wenn Frau Gott bereit wäre, ihm gegenüber ständig die Rolle der Mutter zu spielen, gerne seine Arbeit als Anti-Roter Agent mit ihren Gefahren und Aufregungen aufgeben, würde die Pflicht, das Ringen

und die Sorgen der Welt vergessen, sich den Lotusessern anschließen, den Nektartrinkern des Olymps.

Sie saß neben ihm, sprach mit ihrer weichen, sanften Stimme. Peter schien es, er habe noch nie so wonnige Gefühle empfunden. Freilich war die alte Frau Jankowitsch ebenso gütig gewesen, auch ihre Augen hatten sich mit Tränen der Teilnahme gefüllt. Doch war Frau Jankowitsch bloß eine alte fette Jüdin, die in einer Mietskaserne lebte, nach Seife und Soda roch. Peter hatte ihrer Güte gegenüber keine Dankbarkeit gefühlt. Aber in himmlischen Regionen zärtlichen Gefühlen zu begegnen, mütterlich behandelt zu werden von dieser wundervollen Frau Gott, die ganz in weißen Chiffon gewandet war, das war etwas ganz anderes.

63.

Peter wollte dieser olympischen Mutter keine Fallen stellen, verlangte keineswegs, ihr Geheimnisse zu entpressen. Auch war dies gar nicht nötig, denn sie erzählte alles von selbst, ohne das geringste Zögern. Sie redete genau wie die I. W. Ws. im Hauptquartier gesprochen hatten, und als Peter nachher darüber nachdachte, kam er zu dem Schluß, es gebe zwei Arten Menschen, die sich Aufrichtigkeit leisten können: jene, die nichts zu verlieren haben und jene, die so viel zu verlieren haben, daß sie unmöglich alles verlieren können.

Frau Gott sagte, gestern nacht sei ein Verbrechen begangen worden, es müsse bestraft werden, wie noch kein Verbrechen bestraft worden ist, sie würde gerne Detektive anstellen, um Beweise gegen die Schuldigen zu erhalten. Auch erklärte sie, sie sympathisiere mit

den Roten, den allerrötesten Roten, gäbe es noch ein röteres Rot, so wäre dies ihre Farbe. Alldies sprach sie mit leiser, sanfter Stimme. Tränen füllten ihre Augen, doch waren es wohlerzogene Tränen, verschwanden von selbst, flossen nicht über die Wangen, verdarben ihr nicht den Teint.

Frau Gott sagte auch, sie begreife nicht, wie ein Mensch, der die Ungerechtigkeit der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung eingesehen habe, es fertig bringe, nicht ein Roter zu sein. Vor etlichen Tagen sei sie mit dem Staatsanwalt zusammengewesen und habe versucht, aus ihm einen Roten zu machen. Auch erzählte sie Peter, es sei ein Mann zu ihr gekommen, der viel von Sozialismus geschwätzt habe, doch sei ihr bald klar geworden, daß er davon gar nichts wisse, und sie habe ihm gesagt, er sei ein Regierungsagent. Der Mann habe dies auch schließlich zugegeben, ihr seinen goldenen Stern gezeigt, worauf sie versucht habe, ihn zu bekehren. Sie habe zwei Stunden lang mit ihm geredet, ihn dann aufgefordert, mit ihr in die Oper zu kommen. „Und denken Sie sich," meinte Frau Gott mit beleidigter Stimme. „Er weigerte sich. Diese Leute wollen gar nicht bekehrt werden, wollen nicht auf die Vernunft hören. Ich glaube, der Mann fürchtete tatsächlich, ich könnte ihn beeinflussen."

„Das würde mich gar nicht wundern," entgegnete Peter zaghaft. Die gleiche Angst hatte auch ihn ergriffen.

„Ich sprach zu ihm: ‚Ich lebe in diesem Palast, und im Industrieviertel der Stadt schuften Tausende von Männern und Frauen den ganzen Tag, und seit dem Krieg auch die ganze Nacht, für mich. Ich heimse

den Profit ihrer Arbeit ein. Was habe ich getan, um ihn zu verdienen? Gar nichts. Ich habe in meinem ganzen Leben keine nützliche Arbeit verrichtet.' Er meinte: ‚Was würden Sie tun, wenn keine Dividenden mehr gezahlt würden?' ‚Das weiß ich nicht,' entgegnete ich. ‚Natürlich wäre ich verzweifelt, ich hasse die Armut, könnte sie nicht ertragen. Ein schrecklicher Gedanke — kein Behagen, keine Reinlichkeit, keine Sicherheit. Gerade deshalb bin ich ja eine Rote, ich weiß, daß es unrecht ist, arm zu sein, daß es dafür keine Entschuldigung gibt. Darum will ich helfen, das kapitalistische System zu stürzen, sogar wenn ich Wäscherin werden muß, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen."

Peter betrachtete sie in ihrer duftigen weißen Frische. Ihre Worte brachten eine häßliche Erinnerung in sein Gehirn. Er sah die Stube in der Mietskaserne, sah die fette dampfende Frau Jankowitsch die Hände im Seifenschaum vergraben. Es lag ihm auf der Zunge, zu sagen: „Wenn Sie einmal einen Tag lang gewaschen hätten, Frau Gott, Sie würden nicht mehr so sprechen."

Doch er erinnerte sich, er müsse das Spiel gut spielen und meinte: „Diese Regierungsagenten sind schreckliche Leute, zwei von ihnen haben mich gestern auf den Kopf geschlagen." Dann schaute er kläglich und halbohnmächtig drein, und Frau Gott wurde von ihrer Teilnahme zu noch gewagteren Aussprüchen verführt.

„An allem ist dieser gräßliche Krieg schuld," meinte sie. „Wir führen angeblich Krieg, um der Welt die Demokratie zu sichern, und inzwischen vernichten wir daheim die letzte Spur von Demokratie. Sie behaupten, wir müßten Frieden halten, während

sie einander ermorden, doch können sie sagen, was sie wollen, mich werden sie nicht zum Schweigen bringen. Ich weiß, daß die Alliierten genau so schuldig sind wie die Deutschen, ich weiß, daß es ein Krieg der Bankiers und Profitler ist. Sie vermögen meine Söhne zu nehmen und ins Heer zu stecken, aber sie können sich nicht meiner Ueberzeugung bemächtigen und diese in ihr Heer stecken. Ich bin Pazifist, bin Internationalist, ich will sehen, wie sich das Proletariat erhebt, die kapitalistischen Regierungen fortjagt und dieser scheußlichen Metzelei ein Ende bereitet. Und dies werde ich aussprechen, solange ich lebe." Gelassen saß Frau Gott da, die schönen schlanken Finger wie zum Gebet verschlungen, einen großen Diamantring am vierten Finger, einen ruhigen, kindlich überzeugten Ausdruck im Gesicht, im Geist Trotz bietend allen Regierungsagenten, allen Staatsanwälten, allen kapitalistischen Richtern, Staatsmännern, Generälen und Unteroffizieren der zivilisierten Welt.

Sie berichtete noch, daß sie vor zwei Wochen dem Prozeß dreier pazifistischer Geistlichen beigewohnt habe. Wie furchtbar war es doch, daß Christen in einem christlichen Land ins Gefängnis geworfen wurden, weil sie wagten, die Worte Christi zu wiederholen. „Ich war so empört," sagte Frau Gott, „daß ich an den Richter schrieb. Mein Mann sagte, ich würde wegen Mißachtung des Gerichtes verurteilt werden, wenn ich während der Verhandlung dem Richter einen Brief schicke, ich aber meinte, meine Mißachtung des Gerichtes sei so groß, daß sie unmöglich schriftlich ausgedrückt werden könne. Warten Sie einen Augenblick . . ."

Frau Gott erhob sich, entnahm einem Pult eine Kopie des Briefes. „Ich werde ihn Ihnen vorlesen."

Peter lauschte gespannt einem Manifest olympischen Bolschewismus:

Herr Richter!

Da ich das Heiligtum des Gesetzes betrat, blickte ich zu der gemalten Glaskuppel auf, von der vier Worte leuchteten: Friede . . . Gerechtigkeit . . . Wahrheit . . . Gesetz . . . und mein Herz füllte sich mit Hoffnung. Vor mir standen Männer, die kein konstitutionelles Gesetz übertreten, die keinerlei Anlage zum Verbrechertum hatten, die gegen jede Gewalt waren.

Die Verhandlung nahm ihren Fortgang. Ich betrachtete die schöne Glaskuppel, wiederholte flüsternd bei mir die majestätischen Worte: „Friede . . . Gerechtigkeit . . . Wahrheit . . . Gesetz." Ich lauschte dem Staatsanwalt. In seiner Hand war das Gesetz eine scharfe, harte, grausame Waffe, die unerbittlich, unentwegt bei den Opfern eine verwundbare Stelle suchte. Ich lauschte seiner Wahrheit — sie war Lüge. Sein Friede war grausamer, blutiger Krieg, seine Gerechtigkeit ein Netz, in dem die Opfer um jeden Preis gefangen werden sollten. Um jeden Preis, um die Würde des Staatsanwaltes zu verklären.

Mir wurde weh ums Herz. Ich vermag mir bloß immer wieder die alte Frage zu stellen: was können wir tun, um der Welt Friede, Gerechtigkeit, Wahrheit und Gesetz zu bringen? Müssen wir die Diener der Allgemeinheit auf den Knien anflehen, sie mögen darauf achten, daß den Hilflosen Recht werde und nicht ewig die heiligsten Seelen der Welt verfolgen? Sie werden diese Männer schuldig sprechen, sie hinter das eiserne Gitter verbannen — das es für Menschen,

Bei jedem Schlag brüllte Glikan einen neuen Fluch (S. 209)

was auch immer sie begangen haben mögen, nicht geben dürfte, denn es macht sie zu wilden Tieren. Ist dies Ihr Ziel, Herr Richter? Es deucht mich so. Deshalb sage ich, wir müssen ein System stürzen, das die Menschheit verroht, anstatt ihr zu helfen, sie zu erheben.

Für Friede, Gerechtigkeit, Wahrheit und Gesetz!

Mary Angelika Gott."

Was sollte man mit einer derartigen Frau anfangen? Peter begriff die Verblüffung des Richters und der Geheimagenten des Trusts — sowie die von Frau Gotts Gatten. Peter selbst war äußerst bestürzt; was hatte es denn für einen Sinn, hierherzukommen, Informationen einzuholen? Frau Gott hatte ja doch bereits ihre Mißachtung der Gerichte schriftlich dargelegt, einem Regierungsagenten ihre Ueberzeugung erklärt. Sie hatte diesem Menschen mitgeteilt, sie habe dem „Volksrat" etliche tausend Dollars gegeben und werde ihm noch mehr geben. Sie hatte für eine Anzahl verhafteter Roten und Pazifisten gutgestanden, wollte für Mc. Cormick und dessen Kameraden die Kaution erlegen, sobald ein korruptes Gericht sich bereit erklärte, Kaution anzunehmen. „Ich kenne Mc. Cormick gut," meinte sie. „Er ist ein prächtiger Bursche. Ich glaube, er hat eben so wenig mit Bomben zu tun gehabt, wie ich selbst."

Peter verharrte unter dem Zauber von Frau Gotts Ueberfluß. Peter saß unter den Lotussessern, vergaß Sorgen und Kämpfe dieser Welt, lehnte sich bequem auf einer seidenen Chaiselongue zurück, schlürfte mit den Schimmernden des Olymps köstlichen Nektar.

Jetzt jedoch ward er jählings an seine Pflicht gemahnt, wie einer, den ein Wecker aus seinen Träumen schreckt. Frau Gott ist Mc. Cormicks Freundin, Frau Gott will Mc. Cormick aus dem Gefängnis befreien! Mac, den allergefährlichsten Roten! Peter sah ein, er müsse sofort gegen diese Frau vorgehen.

64.

Peter setzte sich auf und begann Frau Gott in einen neuen Plan einzuweihen. Die Antidienstpflicht-Liga wollte für junge Dienstverweigerer aus Gewissensgründen Vorträge abhalten. Peter erklärte, die jungen Leute sollten dabei über ihre konstitutionellen und gesetzlichen Rechte aufgeklärt werden. Mc. Givney hatte Peter geraten, in die Vorträge einen Satz einzuschmuggeln, der die jungen Leute aufforderte, sich zu weigern, ihrer Dienstpflicht nachzukommen. Würde dies gedruckt und verbreitet, so drohten jedem Mitglied der Antidienstpflicht-Liga zehn bis zwanzig Jahre Gefängnis. Mc. Givney hatte Peter ermahnt, äußerst vorsichtig zu sein, doch bemerkte dieser abermals, hier brauche er gar nicht an Vorsicht zu denken. Frau Gott war vollkommen bereit, jungen Leuten den Rat zu geben, die Dienstpflicht zu verweigern. Sie habe bereits vielen diesen Rat erteilt, sagte sie, auch ihren eigenen Söhnen, die aber leider dem Vater nachgeraten und äußerst blutdürstig waren.

Die Mittagszeit war gekommen, und Frau Gott fragte Peter, ob er sich wohl genug fühle, um am Tisch mitzuessen? Peters Neugierde überwand jede Vorsicht. Er wollte sehen, wie die Familie Gott aus goldenen Bechern Nektar schlürft, fragte sich, ob auch der

andersgesinnte Gatte und die blutdürstigen Söhne zugegen sein würden.

Aber es war bloß eine ältliche Gesellschaftsdame anwesend und auch die goldenen Becher fehlten. Doch sah Peter feines Porzellan, es war derart zerbrechlich, daß er kaum wagte, es zu berühren, sah silberne Bestecke, die so schwer waren, daß ihn jedesmal, wenn er sie zur Hand nahm, Staunen ankam. Auch kostete er seltsam zubereitete Speisen, die derart geheimnisvoll gekocht, mit Saucen übergossen waren, daß er nicht wußte, was er esse, ausgenommen das Butterbrot.

Er zitterte während der ganzen Mahlzeit vor Verlegenheit, doch klammerte er sich an Frau James Rat, beobachtete die anderen, ahmte sie nach. Bei jedem neuen Gericht wartete Peter, und wenn Frau Gott eine Gabel oder einen Löffel in die Hand nahm, griff auch er nach der gleichen. Er konnte seine ganze Aufmerksamkeit darauf verwenden, brauchte nicht zu reden, Frau Gott hielt ununterbrochen Hetzreden aufrührerischester Art und Peter lauschte und nickte. Frau Gott begriff, daß ihn ein voller Mund am Antworten hinderte.

Nach dem Essen begaben sie sich auf eine große Veranda, die einen herrlichen Ausblick hatte. Frau Gott brachte Peter in einem köstlichen weichen Lehnstuhl mit vielen Kissen unter, zeigte mit einer Gebärde auf die ferne Stadt, die in einem Rauchmeer verschwamm.

„Dort schuften die Lohnsklaven, die meine Dividenden erarbeiten," sagte sie. „Dort müssen sie bleiben, ‚wohin sie gehören', während ich meinerseits dort bleibe, ‚wohin ich gehöre'. Wollen sie mit mir tauschen, so wird das „Revolution" und „Gewalt" genannt.

Ich wundere mich stets, daß so wenig Gewalt angewendet, so wenig Verlangen nach Gewalt empfunden wird. Denken Sie an die Leute, die im Gefängnis gefoltert werden; könnte man es ihnen verübeln, wendeten sie Gewalt an? Oder versuchten sie zu entkommen?"

Blitzartig durchzuckte Peter ein Gedanke: wenn er Frau Gott dazu verführen könnte, an einem Befreiungsversuch teilzunehmen!

„Man könnte ihnen zur Flucht verhelfen," warf er ein.

„Glauben Sie?" Zum ersten Mal sah Peter Frau Gott in Erregung.

„Vielleicht. Die Gefängniswärter sind nicht alle unbestechlich. Ich lernte während meiner Haft die meisten von ihnen kennen, vermöchte mich mit einem oder zweien in Verbindung zu setzen, die man bestechen könnte. Soll ich es versuchen?"

„Ich weiß nicht," meinte die Dame zögernd. „Glauben Sie wirklich . . ."

„Wenn sie entkämen, ohne mit den Wärtern zu kämpfen, so könnte dies niemandem wirklich schaden . ."

Soweit war Peter mit seiner Verschwörung gekommen. Jählings vernahm er hinter sich eine Stimme. „Was bedeutet dies?" Es war eine Männerstimme, wild, bebend vor Zorn. Peter fuhr aus den seidenen Kissen auf, blickte sich um, streckte den einen Arm vor, mit der verteidigenden Gebärde eines Menschen, der seit frühester Jugend geschlagen worden ist.

Auf ihn kam ein Mann zu; vielleicht war es kein besonders großer Mann, doch schien er Peter riesenhaft. Sein glattrasiertes Gesicht war rot vor Wut, die Stirne drohend gerunzelt, die Hände waren unheimlich ge-

ballt. „Sie schmutziges kleines Individuum!“ schrie er. „Sie gemeiner junger Hund!“

„John!“ rief Frau Gott befehlend, doch hätte sie ebensogut einen daherbrausenden Sturm anherrschen können. Der Mann stürzte sich auf Peter, und dieser, der in seinem Leben so vielen hundert Schlägen glücklich ausgewichen war, ließ sich vom Lehnstuhl gleiten, schnellte auf, rannte den Verandastufen zu. Der Mann war ihm dicht auf den Fersen, da Peter die erste Stufe erreichte, schoß des Mannes Fuß vor, und von den übrigen zwölf Stufen berührte Peter keine einzige mehr.

Unten angekommen, blickte er sich nicht einmal um. Er vernahm Herrn Gotts Keuchen, anscheinend ganz in der Nähe, und Peter rannte, wie er selten in seinem Leben gerannt war. Von Zeit zu Zeit schoß Herrn Gotts Fuß abermals vor, und Peter gelang es bloß ganz knapp, den Tritten auszuweichen. Schließlich gab der Verfolger die Jagd auf, Peter raste durch das Tor auf die Landstraße.

Nun wagte er es, über die Schulter zurückzublicken. Herr Gott stand in sicherer Entfernung. Peter ballte die Faust, wandte sein wütendes Rattengesicht gegen den Garten, kreischte: „Hol dich der Teufel! Hol dich der Teufel!“ Ein Wirbelsturm ohnmächtiger Wut schüttelte ihn. Er brüllte weitere Schimpfworte und Drohungen, darunter gar seltsame, schier unglaubliche Sätze: „Ja, ich bin ein Roter, Gott verdamme deine Seele, ich bleibe ein Roter!“

Ja, Peter Gudge, der Freund des Gesetzes und der Ordnung, Peter Gudge, der Bruder der Reichen, brüllte: „Ich bin ein Roter. Eines Tages werden wir dich für dies in die Luft sprengen. Mac und ich werden eine Bombe dir unter deinen dicken Hintern legen.“

Herr Gott wandte sich ab, stolzierte voll verächtlicher Würde zu seiner erregten Gattin zurück.

Peter schwankte die Landstraße entlang, rieb sich die schmerzende rückwärtige Stelle, schluchzte vor sich hin. Nun verstand Peter ganz genau, wie es den Roten zu Mute war. Diese reichen Parasiten beuten die Arbeitskraft des Proletariats aus, leben allein in Palästen — was taten sie, um dies zu verdienen? Was taten sie je für einen armen Menschen, außer daß sie ihn verachteten, ihm hinten Tritte versetzten? Sie waren bösartige Bestien. Jählings sah Peter die Vorfälle der vergangenen Nacht in einer anderen Beleuchtung und wünschte, er hätte die jüngeren Mitglieder der Handelskammer und der Kaufmanns- und Fabrikanten-Vereinigung zusammen mit Herrn Gott vor sich hier, um sie zum Teufel jagen zu können.

Und dies war keineswegs eine vergängliche Stimmung. Peters Hinterteil schmerzte derart, daß er kaum die Fahrt in der Tram zu ertragen vermochte. Den ganzen Weg überlegte er, wie er Herrn Gott strafen könne. Jählings erinnerte er sich, daß Herr Gott Nelse Ackermans Compagnon sei und daß er, Peter, in Ackermans Haus seine Spionin habe. Peter würde versuchen, gegen Herrn Gott eine Bombenverschwörung zu organisieren. Er wird bei den Radikalen gegen Herrn Gott agitieren, vielleicht gelingt es ihm, etliche I. W. Ws. zu überreden, sie sollten Herrn Gott entführen, an einen Baum binden und mit einer schwarzen Schlangenpeitsche prügeln.

65.

In derartige Betrachtungen vertieft, begab sich Peter ins American-House, wo er am Abend mit Mc.

Givney zusammenkommen sollte. Peter verfügte sich sogleich ins Zimmer 427, und da er totmüde war, streckte er sich aufs Bett und schlief ein. Als er die Augen öffnete, vermeinte er, ein Alpdruck laste auf ihm, oder aber er sei während des Schlafes gestorben und zusammen mit Herrn Gott in die Hölle gekommen. Jemand schüttelte ihn, schrie ihn an: „Wachen Sie auf!" Peter öffnete völlig die Augen, erkannte Mc. Givney. Soweit war ja alles in Ordnung, aber warum weckte ihn Mc. Givney auf? Was war dies? Mc. Givneys Stimme war zornig, Mc. Givneys Gesicht dunkel und drohend und — das Allerunglaublichste von allem — Mc. Givney hielt einen Revolver in der Hand, richtete ihn gegen Peter!

Alldies erschwerte Peter, aufzuwachen, er vermeinte, er träume noch immer. Es gelang Mc. Givney nicht, eine vernünftige Antwort zu erhalten, weil Peters Mund weit offen stand, seine Augen entsetzt in die Revolvermündung starrten.

„Mei—ein Go—ott, Mc. Givney, wa—as ist gescheh—ehen?"

„Stehen Sie auf!" zischte der Rattengesichtige und fügte ein gemeines Schimpfwort hinzu. Er riß Peter beim Rock auf die Beine, hielt noch immer den Revolver nahe an Peters Gesicht. Der arme Peter, vergeblich bestrebt, seine fünf Sinne zu sammeln, dachte an vielerlei verschiedene Möglichkeiten. War es möglich, daß Mc. Givney gehört, wie er sich einen Roten genannt und Herrn Gott beschimpft hatte? Oder hatten die Roten Peter einen Streich gespielt? Oder war Mc. Givney einfach verrückt geworden, und Peter befand sich mit einem Wahnsinnigen, der obendrein noch bewaffnet war, im Zimmer?

„Wo ist das Geld, das ich Ihnen unlängst gab?" fragte Mc. Givney und bedachte Peter abermals mit gemeinen Worten.

Sofort befand sich Peter in der Defensive. Wie auch immer er sich fürchten mochte, an sein Geld würde er sich stets klammern.

„Ich ha—abe es ausgegeben, Herr Mc. Givney."

„Sie lügen!"

„Nein."

„Sagen Sie mir, wo das Geld ist?" beharrte der Mann. Sein Gesicht war häßlich vor Zorn, sogar die Mündung seines Revolvers blickte wütend drein. Peter behauptete, er habe jeden Cent ausgegeben. „Befassen Sie sich ein wenig mit ihm, Hammet!" sagte Mc. Givney und nun erst bemerkte Peter, daß sich noch ein anderer im Zimmer befinde. Die Revolvermündung hatte seine Augen derart gebannt, daß er nichts anderes zu sehen vermocht hatte.

Hammet war ein großer Kerl, er trat auf Peter zu, packte dessen einen Arm, bog ihn nach rückwärts und zerrte ihn an der Schulter herauf. Peter begann zu schreien, und Hammet hielt ihm die Hand vor den Mund. Peter sah ein, nun sei alles aus. Er konnte sein Geld nicht mehr behalten. Da Mc. Givney fragte: „Werden Sie es mir jetzt sagen?" nickte Peter und versuchte durch die Nase zu antworten.

Hammet nahm seine Hand fort. „Wo ist das Geld?" Peter erwiderte: „In meinem linken Stiefel."

Hammet schnürte den Stiefel auf, zog ihn ab, riß die Obersohle heraus und fand ein kleines flaches Päckchen, in dem sich die tausend Dollars befanden, die Peter von Mc. Givney erhalten hatte, sowie Nelse Ackermans dreihundert Dollars und weitere zweihundert

Dollars, die Peter aus seinem Lohn gespart. Hammet zählte das Geld, Mc. Givney steckte es in die Tasche und gebot Peter, seinen Stiefel wieder anzuziehen. Peter gehorchte mit zitternden Fingern, starrte auf den Revolver und auf das Rattengesicht.

„Was ist geschehen, Herr Mc. Givney?"

„Sie werden es schon erfahren," lautete die Antwort. „Jetzt marsch hinunter, hinaus, vergessen Sie nicht, daß ich einen achtschüssigen Revolver habe. Wenn Sie auch nur einen Finger rühren, sitzen alle acht Kugeln in Ihnen."

Peter, Mc. Givney und Hammet begaben sich auf die Straße, bestiegen ein Automobil. Hammet führte den Wagen, Peter saß auf dem Rücksitz neben Mc. Givney, der den Revolver in der Tasche hielt, den Finger auf dem Hahn, die Mündung gegen Peter gerichtet. Deshalb befolgte Peter alle Anordnungen, hörte auch auf, Fragen zu stellen, auf die er ohnehin keine Antwort erhielt.

Sein tödlich erschrockener Verstand suchte tastend nach einer Erklärung. Das einzige, was ihm einfiel, war, Guffey habe Joe Engels Aussagen mehr Glauben geschenkt, als denen Peters. Aber weshalb der Revolver, das ganze Kinogebaren? Peter gab es auf, eine Lösung der Frage zu suchen, und dies war gut, denn was geschehen war, konnte weder Peter noch sonst irgend jemand erraten.

66.

Sie begaben sich aufs Bureau der Geheimagentur, wohin Peter noch nie hatte kommen dürfen. Es befand sich im vierzehnten Stockwerk des kaufmännischen Trustgebäudes, an der Tür stand zu lesen: „Agrar-

und Bankgesellschaft von American-City. Eintreten ohne anzuklopfen." Trat man ein, so vermeinte man in einem gewöhnlichen Agrargesellschaftsbureau zu sein, etliche Türen führten zu den geheimen Zimmern, wo Guffey und sein Stab ihrer Arbeit nachgingen.

Peter wurde in eines dieser Zimmer gestoßen. Hier erblickte er Guffey. Dieser stürzte auf ihn los, hob drohend die Faust: „Sie stinkender Hund!" rief er. „Sie jämmerlicher, schmutziger Hund! Sie gemeines Geschöpf!"

Peters Knie zitterten, seine Zähne schlugen gegen einander, er beobachtete jede Bewegung von Guffeys Fingern, jede Grimasse seiner wütend verzerrten Züge. Schließlich jedoch begriff er, man werde ihn diesmal nicht foltern, sondern bloß schelten. Peter war auf die allerschauerlichste Folter gefaßt gewesen, und empfand nun große Erleichterung. Peter war in seinem Straßenrattenleben weit mehr beschimpft worden, als dies Guffey zu tun vermochte, selbst wenn er hierzu einen Monat Zeit gehabt hätte. Wenn Guffey nichts anderes tut, als im Zimmer auf- und abschreiten, Peter mit der Faust drohen, so oft er an ihm vorüberkommt und ihn mit jedem Haustier vergleichen, so ist dies noch zu ertragen.

Peter gab es auf, herausfinden zu wollen, was eigentlich geschehen sei; er bemerkte, dies reize Guffey noch mehr. Guffey wollte nicht mit Peter sprechen, wollte nicht seine winselnde Hundestimme hören, wollte bloß seine Wut ausschütten, sehen, wie Peter in demütiger Angst zuhört, und Peter tat ihm diesen Gefallen. Inzwischen freilich arbeitete Peters Gehirn mit Hochdruck, klammerte sich an jede Andeutung, die eine Erklärung versprach. Eines war klar, alles

war aus, es blieb bloß noch das Begräbnis zu überstehen. Peters Geld war ihm fortgenommen worden, um für sein Begräbnis zu zahlen, mehr aber konnten sie aus ihm nicht herauspressen.

Allmählich häuften sich die Andeutungen. „Sie wollten also auf eigene Faust Geschäfte machen," knurrte Guffey, und seine Faust, die sich gerade unter Peters Nase befand, fuhr in die Höhe, so daß sich Peter beim Ausweichen fast den Hals verrenkte.

„Aha," dachte Peter. „Nelse Ackerman hat geschwätzt."

„Haben geglaubt, Sie werden ein Vermögen machen, fürderhin von Ihren Renten leben können!"

Ja, das mußte es sein, aber was hatte denn Nelse Ackerman so Furchtbares gesagt?

„Wollten einen eigenen Spion anstellen, ein eigenes Bureau haben, womöglich mich verdrängen!"

„Mein Gott," dachte Peter. „Wer kann ihm denn das gesagt haben?"

Jählings blieb Guffey vor ihm stehen. „War dies Ihre Absicht?" fragte er. Er wiederholte die Frage, schien tatsächlich eine Antwort zu erwarten. Peter stammelte: „Nei—ein, Herr." Doch paßte diese Antwort Guffey anscheinend nicht, denn er packte Peters Nase, riß daran, bis Peter Tränen in die Augen schossen.

„Was wollten Sie denn?" Häßlicher Hohn verzerrte die Züge des Detektivs; mit bösem Spott grinste er Peter an. „Sie haben wohl geglaubt, sie liebt Sie wirklich? War es das? Sie liebt Sie wirklich!" Mc. Givney, Hammet und Guffey gröhlten meckernd zusammen und Peter deuchte es, Dämonen aus der untersten Hölle verhöhnten ihn. Diese Worte rissen die Säulen von Peters Traumschloß nieder, das ganze

Gebäude fiel ihm krachend um die Ohren. Guffey hatte die Sache mit Nell entdeckt!

Während der ganzen Automobilfahrt hatte sich Peter krampfhaft Nells Worte wiederholt: „Durchhalten, Peter, durchhalten!" Und er hatte dies auch unter allen Umständen tun wollen. Nun jedoch erkannte er blitzartig, alles sei verloren. Wie kann er durchhalten, wenn die Leute um Nell wissen, wenn Nell selbst nicht durchgehalten hat?

Guffey las Peter diese Gedanken vom Gesicht ab, sein Höhnen verwandelte sich in Knurren: „Sie wollen also noch immer nicht mit der Wahrheit herausrücken? Nun, zufällig brauchen Sie gar nichts mehr zu sagen."

Abermals wandte er sich fort und schritt im Zimmer auf und ab. Die Wut in ihm erzeugte einen derart starken Druck, daß er nicht ruhig verharren konnte. Schließlich setzte er sich an sein Pult, zog aus der Lade ein Papier. „Ich sehe ja, daß Sie inzwischen neue Lügen aushecken," sagte er. Peter wagte nicht, dies zu verneinen, da jedes seiner Worte einen neuen Wutausbruch hervorrief.

„Gut," fuhr Guffey fort. „Ich werde Ihnen dies vorlesen; dann werden Sie wissen, woran Sie sind, was für ein Esel Sie sind."

Er las den Brief vor und noch bevor Peter einen ganzen Satz gehört hatte, wußte er, der Brief sei von Nell und wußte auch, daß sein Traumschloß für immer in Schutt und Trümmern liege. Die Ruinen von Ninive waren nichts dagegen.

Der Brief lautete: „Lieber Herr Guffey! Es tut mir leid, Sie im Stich lassen zu müssen, doch werden wir alle einmal der Arbeit überdrüssig und bedürfen

der Rast. Diese Zeilen sollen Ihnen mitteilen, daß Ted Crothers in Nelse Ackermans feuersicherer Kasse eingebrochen und etliche Freiheitsanleihen und Juwelen für etwa fünfzigtausend Dollars entwendet hat. Sie wissen, daß Ted sich auf Edelsteine versteht.

Sie werden natürlich herausbekommen, daß ich in Ackermans Haus gearbeitet habe und werden mich verfolgen wollen, doch kann ich Ihnen sagen, das hätte für Sie wenig Sinn, unser habhaft zu werden, wir kennen nämlich den ganzen Schwindel, den Sie im Prozeß Goober und überhaupt im letzten Jahre getrieben haben. Fragen Sie Peter Gudge danach, er wird meine Worte bestätigen. Peter und ich haben die ganze Bombenverschwörung arrangiert; Sie dürfen Peter darob nicht tadeln, er tat bloß, was ich ihm zu tun gebot. Er ist viel zu dumm, um gefährlich zu sein und wird Ihnen als Agent viel nützen, wenn Sie ihn gut behandeln und darauf achten, daß er nicht mit Frauen zusammenkommt. Dies ist leicht zu bewerkstelligen, Sie müssen ihm bloß das Geld fortnehmen, denn er ist so häßlich, daß ihn keine Frau anschauen wird, wenn er nicht gut zahlt.

Peter wird Ihnen erklären, wie wir die Dynamitverschwörung arrangierten. Sicherlich wäre es Ihnen peinlich, gelangten diese Tatsachen den Roten zur Kenntnis und Sie dürfen gewiß sein, daß dies geschehen wird, wenn Sie mich und Ted nicht in Ruhe lassen. Wenn Sie sich dagegen ruhig verhalten, werden wir kein Wort sagen, und Sie haben noch immer eine hübsche Verschwörung, die genügen dürfte, um die Roten zu vernichten. Schließlich haben Sie dies mit fünfzigtausend Dollars nicht überzahlt, denn Nelse Ackerman hat für weit mehr Geld von Ihnen viel

weniger erhalten. Ich weiß, wenn Sie dies lesen, werden Sie toben, überlegen Sie aber die Sache und verlieren Sie nicht den Kopf. Ich schicke den Brief durch einen Boten, damit Sie sich sofort an Nelse Ackerman wenden und verhindern können, daß er zur Polizei geht. Sie wissen ja, was das bedeuten würde, diese Schwachköpfe würden die Bombenaffaire entdecken, alles würde den Zeitungen und den Roten bekannt werden, was ein großer Schaden für Ihre Agentur wäre. Außerdem würden die Roten, jetzt, nachdem Sie Shawn Grady gelyncht und die anderen verprügelt haben, keine angenehmen persönlichen Feinde sein. Ted und ich werden uns eine Weile nicht zeigen und auch die Juwelen nicht gleich verkaufen. Derart wird alles in Ordnung sein.

Hochachtungsvoll

Edythe.

P. S. Es ist wirklich nicht Peters Schuld, daß er Frauen gegenüber so dumm ist, er hätte sehr gut für Sie gearbeitet, wäre ich weniger schön."

67.

Das also war es. Da Peter den Brief kannte, wußte er, nun habe er nichts mehr zu sagen. Plötzlich war die eigene Schwere mehr geworden, als er tragen konnte, er sank auf einen Stuhl, saß dort, blickte mit verzweifelten Augen von Guffey auf Mc. Givney, von Mc. Givney auf Hammet und wieder auf Guffey zurück.

Trotz seines Jähzorns war der erste Detektiv ein praktischer Mann, hätte sonst nicht die schwere und verantwortungsvolle Arbeit für den Trust leisten

können. Er ging daher aufs Geschäftliche über. Peter solle ihm alles von der Bombenverschwörung berichten, wie sie arrangiert worden sei, wer noch darum wisse. Und Peter, der ebenfalls ein praktischer Mensch war, erkannte, es habe keinen Sinn, etwas zu verheimlichen. So gestand er denn alles, betonte, bloß er und Nell wüßten um die Sache — falls Nell sie nicht ihrem Geliebten Ted Crothers verraten habe. Aus dem folgenden Gespräch entnahm Peter, der junge Mann mit dem Bulldoggengesicht sei einer der berühmtesten Einbrecher des Landes. Sicherlich war er der Urheber der Verschwörung gewesen, hatte Nell angeleitet, jeden Schritt dirigiert. Plötzlich entsann sich Peter der Küsse, die Nell ihm im Park gegeben hatte, ihrer Versprechen und errötete vor Scham. Zweifellos, was Frauen anbelangt, ist er furchtbar dumm.

Peter begann sich zu verteidigen. Es sei nicht seine Schuld, daß Nell ihn genarrt habe. Als ganz junger Bursche im Tempel des Jimjambo sei er wahnsinnig in sie verliebt gewesen. Sie sei nicht nur schön, sei auch die klügste Frau, die er kenne. Mc. Givney bemerkte, Nell habe bereits im Tempel des Jimjambo mit Peter gespielt — war sie doch damals schon in Guffeys Dienst, hatte Beweise gegen Paschtian el Kalandra gesammelt, die diesem die Gefängnisstrafe eingetragen hatten. Sie habe häufig für die Geheimagentur des Trusts gearbeitet, während Peter mit Pericles Priam durchs Land wanderte und die Wundermedizin verkaufte. Nell hatte in Guffeys Dienst einen bekannten Arbeiterführer verführt, sich mit ihm im Hotelzimmer erwischen lassen und derart einem der größten Streiks das Genick gebrochen.

Peter erkannte jählings, seine Entlastung sei zu-

reichend. Natürlich konnte er mit einer derartigen Frau nicht fertig werden. Es war Guffeys eigene Schuld, wenn er solche Leute dang und dann frei umherschwärmen ließ. Auch ahnte Peter, Nell müsse gewußt haben, daß er im Hotel de Soto nach dem jungen Lackman suche, müsse hingegangen sein, um ihn anzulocken. Da Mc. Givney zugab, dies sei nicht unmöglich, fühlte Peter, er habe das Spiel gewonnen. Er wurde beredt, freilich sei er ein Trottel gewesen, finde für sich keine Entschuldigung, doch habe er nun wahrlich seine Lektion gelernt, wolle von Frauen nichts mehr wissen, auch nichts vom vornehmen Leben. Wenn Herr Guffey es noch einmal mit ihm versuchen wolle . . .

Natürlich wies Guffey dies wutschnaubend zurück. Er wolle einen solchen Idioten nicht auf zehn Meilen Entfernung von seiner Agentur wissen. Peter verlegte sich aufs Betteln. Er kenne tatsächlich die Roten genau, wisse Herr Guffey einen anderen, der die Roten so gut kenne? Alle Roten trauten ihm, er war ein echter Märtyrer, Herr Guffey solle bloß die Pflaster und den Verband betrachten. Außerdem habe er eben noch ein Lorbeerblatt in seinen Kranz eingefügt, habe Frau Gott aufgesucht, von Herrn Gott Fußtritte erhalten. Diese Geschichte werde er verbreiten, könnte vielleicht die Roten zu einer Verschwörung wider Herrn Gott aufstacheln. Und jedenfalls hatten sie gutes Material gegen Mc. Cormick und die übrigen I. W. Ws. Man könne ihn, Peter, doch jetzt nicht fallen lassen, müsse bloß Herrn Ackerman die Sache erklären . . .

Diese letzte Bemerkung war verfehlt, Guffey schnellte abermals auf, schritt im Zimmer umher,

beschimpfte Peter und verriet dabei unwillentlich, daß er bereits mit Herrn Ackerman zusammengetroffen war und daß dieser die Nachricht, die von ihm finanzierte Geheimagentur habe in sein Haus zwei bekannte Verbrecher eingeführt, ihn um fünfzigtausend Dollars geschädigt, keineswegs liebenswürdig aufgenommen habe. Peter wurde mitgeteilt, er könne Gott danken, daß ihn Guffey nicht für den Rest seines Lebens ins Loch werfe, oder ihm einzeln die Glieder ausreiße. Jetzt solle er sich packen. „Vorwärts Marsch, fort von hier!"

Peter erhob sich, wankte zur Tür. Er dachte bei sich: „Soll ich ihnen drohen? Sagen, ich gehe zu den Roten über, verrate alles?" Nein, lieber nicht, sonst wirft ihn Guffey bestimmt ins Loch. Wie wagt es Guffey überhaupt, ihn gehen zu lassen, etwas derartiges zu riskieren? Er muß doch bedenken, daß Peter in einem Wut- oder Verzweiflungsanfall zu den Roten gehen, alles verraten könne. Und dann ist die Geheimagentur für immer ruiniert. Nein, dies wird Guffey nicht riskieren. Peter schritt äußerst langsam zur Tür, öffnete sie widerstrebend, hielt sich an der Klinke fest, als sei er zu schwach, um aufrecht zu stehen. Wartete — wartete.

Und richtig, Guffey sprach: „Kommen Sie zurück, Sie Esel!" Peter wandte sich um, strebte auf den Detektiv zu, erhob die Hände zu einer demütigen Gebärde; hätte er sich in einem östlichen Land befunden, er wäre auf die Knie gefallen, hätte dreimal mit der Stirne den Boden berührt. „Bitte, bitte, Herr Guffey," flehte er wimmernd. „Versuchen Sie es noch einmal mit mir."

„Wenn ich Sie wieder anstelle," knurrte Guffey, „werden Sie bloß tun, was ich Ihnen sage, und nicht tun, was Ihnen beliebt?"

„Ja, ja, Herr Guffey."

„Werden auf eigene Faust nichts arrangieren?"

„Nein, nein, Herr Guffey."

„Gut, ich will es noch einmal versuchen. Aber bei Gott, wenn Sie noch einmal ein Mädchen auch nur anschauen, schlage ich Ihnen alle Zähne ein."

Peters Herz jauchzte auf. „Danke, danke, Herr Guffey."

„Ich werde Ihnen wöchentlich zwanzig Dollar geben, nicht einen Cent mehr. Sie sind mehr wert, aber ich kann Ihnen kein Geld anvertrauen. Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?"

„Ich bin ganz zufrieden, Herr Guffey, ' entgegnete Peter.

68.

Damit endete das vornehme Leben für Peter Gudge. Er bewegte sich nicht mehr in olympischen Kreisen, sah nicht mehr den chinesischen Diener des Herrn Ackerman, noch die französische Zofe der Frau Gott. Nie mehr werden ihn die vierundzwanzig Engel vom Plafond des Hotels de Soto anlächeln. Er wird in einer gemeinen Kneipe seine Mahlzeiten verzehren, wird tatsächlich der bescheidene Proletarier, der Jimmie Higgins seiner Rolle sein. Er tat die sonnigen Träume eines Vermögens von sich, begnügte sich mit der harten täglichen Arbeit, schloß mit weiteren Agitatoren Bekanntschaft, beobachtete sie, stahl ihre Briefe, Adreßbücher und Notizbücher, brachte diese nach Zimmer 427 des American-House.

Es gab in dieser Zeit viel zu tun. Trotz dem Lynchen, der Prügel, der Gefängnisstrafe — oder vielleicht gerade deshalb — lebte die radikale Bewegung mit neuer Stärke auf. Die I. W. Ws. hatten sich im geheimen neu organisiert, sammelten Gelder für den Verteidigungsfond ihrer Gefangenen; auch die anderen, rosa und röter schattierten Sozialisten, waren nicht müßig, hatten nie aufgehört, den Prozeß Goober auszubeuten. Eben jetzt handelten sie um so energischer, da Frau Goobers Prozeß stattfand. In Rußland hatten Anarchisten vor der amerikanischen Botschaft demonstriert, weil ein Mann, den die Russen: „Guba" nannten, mißhandelt worden war. Die New Yorker Zeitungen, denen die Wahrheit über den Fall Goober sorgfältig vorenthalten worden war, brachten diese Nachricht und den russisch ausgesprochenen Namen „Guba". Dies veranlaßte die Roten, höhnisch zu lachen und darauf hinzuweisen, wie sehr sich die New Yorker Zeitungen für das Proletariat interessieren.

Den extremsten Roten schien es in Rußland äußerst gut zu gehen. Im Spätherbst stürzten sie die Regierung, übernahmen die Leitung des Landes, schlossen mit Deutschland Frieden, was den Alliierten äußerst peinlich war und ein neues Wort in Umsatz brachte: das erschreckende Wort „Bolschewik". Von da ab genügte es, von einem Menschen zu behaupten, er sei ein Bolschewik, und schon war er unmöglich gemacht.

Die Radikalsten jedoch nahmen diesen Namen an, trugen ihn als Erkennungszeichen. Die sozialistische Lokalgruppe von American-City nahm unter einem Beifallssturm die Resolution an, sich fürderhin die „bolschewistische Lokalgruppe" zu nennen, und eine

zeitlang herrschte der linke Flügel. Der Führer der Linken war der Redakteur der American-City-Parteizeitung: „Die Trompete", Herbert Ashton. Ein Journalist, hager, blaß, unglaublich verbittert. Ashton hatte anscheinend sein ganzes Leben mit dem Studium der Intrigen des internationalen Kapitals verbracht, wußte auf jedes Argument eine Antwort. Ihn deuchte der Krieg ein Kampf zwischen dem alten englischen Kommerzialismus — die britische Regierung bezeichnete er als eine „ungeheure Handelsgesellschaft" — und dem neu aufstrebenden agressiven deutschen Kommerzialismus.

Ashton bemächtigte sich der Schlagworte der Kriegspropagandadisten und behandelte sie, wie ein Terrier eine Ratte. Also dies ist ein Krieg für die Demokratie! Seit zwanzig Jahr haben Pariser Bankiers die russischen Zaren finanziert, jene Zaren, die hunderttausend Verbannte nach Sibirien gesandt haben, um der Welt die Demokratie zu sichern. Auch das britische Reich ist für die Demokratie in den Krieg gezogen — zuerst in Irland, dann in Indien und Aegypten, und auch in den Slums von Whitechapel! Nein, sagte Ashton, die Arbeiter lassen sich von einem derartigen Schwindel nicht narren. Die Wall-Straße, die Börsen-Straße, hatte den alliierten Bankiers etliche Milliarden Dollars geliehen und nun sollte das amerikanische Volk sein Blut vergießen, um diese Anleihe zu sichern.

Peter redete Mc. Givney zu, dieser Agitation ein Ende zu bereiten, und der Rattengesichtige erklärte, die Zeit zum Handeln sei gekommen. Eine große Massenversammlung sollte die bolschewistische Revolution feiern, und Mc. Givney warnte Peter vor dieser Versammlung, dort dürfte es Hiebe setzen.

Peter nahm sein rotes Abzeichen und das Schildchen mit den verschlungenen Händen ab, verfügte sich auf die Galerie, verschwand in der Menge. Er erblickte unter den Anwesenden eine beträchtliche Zahl Spitzel, sah auch den Polizeikommissar und den Leiter des städtischen Detektivbüros. Als Herbert Ashton seine Rede zur Hälfte gehalten hatte, trat der Leiter des Detektivbüros an die Tribüne heran und ließ Ashton verhaften. Etwa zwanzig Polizisten stellten sich zwischen den Redner und die tobende Menge.

Im ganzen wurden sieben Leute verhaftet, und da am folgenden Morgen ersichtlich ward, welche Begeisterung dieses Vorgehen bei den Zeitungen hervorgerufen hatte, beschloß man, noch weiter zu gehen. Ein Dutzend von Guffeys Leuten überfielen zusammen mit einem Dutzend Leuten des Staatsanwaltes die Redaktion der „Trompete", warfen das Redaktionspersonal die Treppe hinunter oder aus dem Fenster, ruinierten die Maschinen, schleppten die Abonnentenlisten und eine Unzahl Schriften in den Hof, um sie dort zu verbrennen. Auch das Hauptquartier der bolschewistischen Lokalgruppe wurde überfallen, sieben Mitglieder des Exekutivkomitees verhaftet, die Kaution für jedes auf fünfundzwanzigtausend Dollars festgesetzt. Zwei- bis dreimal in der Woche sandte die „Times" einen Angestellten nach Guffeys Agentur, und Guffey übergab ihm einen Haufen von Material, das Peter zusammengestellt hatte und das klar und deutlich bewies, das sozialistische Programm sei gleichbedeutend mit Terrorismus und Mord.

Fast tagtäglich leistete Peter seinem Vaterland einen derartigen Dienst. Er entdeckte die geheime Druckerei der I. W. Ws.; der Ort wurde gestürmt, die

Druckmaschine beschlagnahmt, ein halbes Dutzend Agitatoren ins Gefängnis geworfen. Diese Männer erklärten einen Hungerstreik, versuchten sich als Protest gegen die erlittenen Mißhandlungen verhungern zu lassen. Etliche hysterische Weiber versammelten sich bei Ada Ruth, faßten ein Protestzirkular ab. Peter erfuhr, wann die Zirkulare zur Post gegeben würden, die Zirkulare wurden auf dem Postamt beschlagnahmt; derart war abermals eine Verschwörung vereitelt. Die Geheimagentur beschäftigte nun bereits etliche Leute auf dem Postamt, ließ die Post der Agitatoren überwachen. Bisweilen wurde der Befehl erlassen, einer verdächtigen Person ihre Post nicht zukommen zu lassen.

Auch die „Trompete" wurde auf der Post nicht durchgelassen. Etliche Genossen übernahmen es, die Zeitung in Automobilen in die Nachbarstädte zu befördern. Peter wurde beauftragt, die betreffenden Genossen kennen zu lernen; eines Nachts betraten Guffeys Leute die Garage, ruinierten die Steuervorrichtung des einen Automobils, sodaß sich der Fahrer am folgenden Tag fast das Genick brach. Derart ward abermals eine Verschwörung vereitelt.

69.

Peter fühlte sich glücklich; nun endlich sind die Autoritäten aufgerüttelt worden, er hat ihnen neue Daten verschafft, sieht mit Genugtuung, daß etwas geschieht. Offiziell wurde von Seiten der Regierungsagenten, der Staatsanwaltschaft oder der städtischen Polizei vorgegangen, doch wußte Peter genau, hinter den Kulissen ziehen er und die übrigen Agenten Guffeys an den Schnüren. Guffey hatte Geld, arbeitete für

Männer, die in American-City etwas bedeuten, Guffey war der wahre Herr. Im ganzen Lande ereignete sich das gleiche: die Roten wurden von den Geheimagenturen der Handelskammern, der Kaufmanns- und Fabrikanten-Vereinigungen verfolgt, sowie von der „Liga zur moralischen Hebung Amerikas".

Diese Agenten konnten handeln, wie es ihnen beliebte. Das Reich befand sich im Krieg, die Kriegserregung ergriff das ganze Land wie ein Präriefeuer. Man brauchte bloß einen Menschen „Prodeutsch" oder „Bolschewik" zu heißen, dabei genügend zu schreien, und schon war der Mob bereit, ihn zu verprügeln, zu lynchen, ihn mit Teer und Federn zu bestreichen. Seit vielen Jahren haßten die großen Geschäftsleute die Agitatoren, jetzt endlich war für sie eine günstige Gelegenheit gekommen; in jeder Stadt, in jedem Geschäft, in jeder Fabrik, in jedem Bergwerk arbeiteten die Peter Gudges, die „Jimmie Higgins" der Weißen, spionierten die „Jimmie Higgins" der Roten aus. Ueberall leiteten Mc. Givneys und Guffeys die Arbeit, hatten starke Männer mit Revolvern, mit Sheriffs- und anderen Abzeichen auf der Innenseite des Rockes, die ihnen das unbegrenzte Recht gaben, das Land vor den Verrätern zu schützen.

In den Exerzierlagern gab es drei bis vier Millionen Leute, allwöchentlich verließen gewaltige Dampfer die östlichen Häfen, mit Truppen für „dort drüben" beladen. Munition für Milliarden Dollars, Nahrungsmittel und alle patriotischen Sehnsüchte des Landes wurden ebenfalls nach „dort drüben" verschifft. Peter las wieder Reden, Predigten und Leitartikel, fühlte sich stolz und froh, wissend, daß auch er in seiner bescheidenen Art an dem großen Abenteuer teilnahm.

Wie konnte er über seine zwanzig Dollars die Woche murren, wenn er las, daß die größten Industrie- und Finanzherren für einen Dollar das Jahr dem Land ihre Dienste verkauften? Wenn die Roten auf Versammlungen oder in Flugschriften behaupteten, diese Industrie- und Finanzherren stünden an der Spitze von Gesellschaften, die ungeheure Geschäfte mit der Regierung machten, etwa zehnmal so viel einnahmen, wie vor dem Krieg, so wußte Peter genau, er lausche den Aussprüchen eines äußerst gefährlichen Bolschewiks, notierte sich den Namen des Redners, brachte ihn Mc. Givney, der dann an geheimen Schnüren zog. Plötzlich verlor der Betreffende seine Arbeit, oder wurde von der städtischen Polizei belangt, weil er eine Müllkiste ohne Deckel auf die Straße gestellt hatte.

Nach einer hartnäckigen Agitation war es den Roten gelungen, den Richter zu veranlassen, Mc. Cormick und die übrigen Verschwörer gegen Erlegung einer Kaution von fünfzigtausend Dollars per Kopf auf freien Fuß zu setzen. Dies empörte Peter, es war doch klar, daß der Einfluß eines Roten, indem er ins Gefängnis geworfen, zum Märtyrer gemacht ward, vergrößert wurde. Kam er dann frei, so wirkte seine Agitation zehnmal mehr, als zuvor. Aber die Richter sahen das nicht ein, hatten den Kopf mit Gesetzesparagraphen vollgestopft, ließen sich von David Andrews und den anderen roten Advokaten narren. Auch Herbert Ashton und seine Anhänger wurden gegen Kaution freigelassen, die „Trompete" erschien noch immer, wurde ganz öffentlich in den Zeitungskiosken verkauft. Zwar wagte die Zeitung nicht mehr, gegen den Krieg zu schreiben, doch veröffentlichte

sie alles erdenkliche Insultierende gegen die „ungeheuere Handelsgesellschaft", die auch unter dem Namen britisches Reich geht, gegen die „französischen Bankiers" und die „italienischen Imperialisten". Sie forderte für Irland, Aegypten und Indien die „Demokratie", verteidigte auf schamlose Art die Bolschewiki, diese prodeutschen Verschwörer und Nationalisierer der Frauen.

Peter sammelte weitere Beweise gegen die Redaktion der „Trompete" und gegen die I. W. Ws. Eines Tages las er die freudige Nachricht, die Regierung habe im ganzen Land etwa zweihundert I. W. W.-Führer verhaften lassen, sowie etliche Sozialistenführer; alle waren der Verschwörung angeklagt. Dann kam der Prozeß gegen Mc. Cormick, Gud, Henderson und die übrigen. Eines Morgens las Peter in der „Times" etwas, das ihm den Atem verschlug. Joe Engel, einer der Mitverschwörer, war Staatszeuge geworden! Er hatte dem Distrikt-Staatsanwalt nicht bloß gestanden, welche Rolle er in der Bombenverschwörung gegen Nelse Ackerman gespielt habe, sondern auch, woher das Dynamit genommen worden, wie die Bomben verfertigt worden waren, und auf welche führenden Persönlichkeiten der Stadt man es noch abgesehen hatte. Peter las, keuchend, atemlos; da er fertig war, wälzte er sich lachend auf dem Bett. Peter hatte Guffeys Angestellten in eine Schwindelverschwörung verwickelt, und Guffey hatte natürlich seinen Angestellten nicht ins Gefängnis werfen können. Deshalb mußte er Staatszeuge werden und wurde nun zur Belohnung für seinen Verrat freigelassen.

Die Gerichte waren mit „Spionage-Prozessen" überschwemmt, mit Verhandlungen gegen pazi-

fistische Geistliche, gegen Arbeiterführer, die Streiks zu organisieren versucht hatten, gegen Mitglieder der „Antidienstpflicht-Liga“ und deren Anhänger, gegen Anarchisten, Kommunisten, Quäker, I. W. Ws., Sozialisten und „Russelliten“. Es gab stets mehrere Prozesse zu gleicher Zeit, und bei jedem Prozeß hatte Peter die Hand im Spiel, mußte Zeugen beschaffen, das Vorleben der Geschworenen erforschen, die Entlastungszeugen unschädlich machen, indem er ihnen etwas andichtete. Jede Verurteilung kam Peter wie ein persönlicher Triumph vor. Und da es bloß Verurteilungen gab, schwoll Peter an vor patriotischer Begeisterung, die Erinnerung an Nell Doolin und Ted Crothers verblaßte allmählich. Als Mac und seine Mitschuldigen zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt wurden, fühlte Peter, er habe alle seine Sünden gesühnt, wagte es, Mc. Givney bescheiden darauf aufmerksam zu machen, daß das Leben täglich teuerer werde und daß er sein Versprechen gehalten und seit sechs Monaten keine Frau angeschaut habe. Mc. Givney nickte; Peter werde dreißig Dollars die Woche erhalten.

70.

Natürlich waren Peters Beteuerungen Mc. Givney gegenüber nicht buchstäblich zu nehmen; er hatte mehr als eine Frau angeschaut, doch hatte leider keine den Blick erwidert. Zuerst hatte sich Peter um Miriam Jankowitsch bemüht, die rundlich und hübsch war, doch hatte Miriam bloß für den im Gefängnis schmachtenden Mc. Cormick Gedanken, außerdem mußte sie sich nach ihrem Abenteuer mit Bob Ogden ins Spital begeben und Peter wollte natürlich

mit einer Kranken nichts zu tun haben. Er tat auch noch anderen roten Mädchen schön, war auch bei ihnen nicht unbeliebt, doch behandelten sie ihn als guten Kameraden, schienen keineswegs die Theorie der freien Liebe befolgen zu wollen. Peter beschloß daher, nach einem Mädchen zu suchen, das keine Rote war. Dies würde ihm gestatten, sich zu erholen und zu unterhalten. Die Roten verstanden sich schlecht auf Unterhaltung, sie deuchte es eine Zerstreuung, sich in einem Zimmer zu versammeln und halblaut, um von der Polizei nicht gehört zu werden, die Internationale oder die Rote Fahne zu singen.

An einem Samstag-Nachmittag begab sich Peter in ein Konfektionsgeschäft, das einem Sozialisten gehörte, kaufte auf Kredit einen neuen Hut und Anzug. Dann verfügte er sich auf die Straße, sah ein nettes kleines Mädchen in ein Kino eintreten und folgte ihr. Sie wurden bekannt und soupierten mit einander. Sie war vornehm gekleidet und erzählte Peter, daß sie Maniküre sei. Ihre Ideen über Unterhaltung stimmten mit denen Peters überein, und er gab an diesem Samstagabend sein ganzes Geld aus und beschloß, sobald er etwas Neues über die Roten zu berichten habe, von Mc. Givney vierzig Dollars die Woche zu verlangen.

Der folgende Tag war Ostersonntag. Peter traf seine Maniküre, und sie schlenderten die Park-Avenue, die vornehme Straße von American-City, entlang. Viele der Häuser waren beflaggt, man sah eine Menge Männer in Uniform; alle Predigten beschäftigten sich mit kriegerischen Dingen. Anscheinend war Christus auferstanden, um der Welt die Demokratie zu sichern und das Selbstbestimmungsrecht der Nationen ein-

zuführen. Peter und Fräulein Frisbie waren sonntäglich gekleidet, beobachteten die festliche Menge, Fräulein Frisbie studierte die Kleider der Damen, erlauschte etliche Brocken aus ihren Reden, die sie flüsternd Peter mitteilte, und Peter fühlte, er sei auf den Olymp zurückgekehrt.

Sie betraten eine der aristokratischen Kirchen, die „Kirche des göttlichen Mitleids". Es war eine „hohe" Kirche, mit Kerzen und Weihrauch, — letzteren konnte man freilich kaum riechen, weil ihn die Lilien und der Parfüm der andächtigen Damen überdufteten. Peter und seine Freundin setzten sich in einen der ledergepolsterten Kirchenstühle und hörten eine der patriotischen Predigten des ehrwürdigen de Willoughby Stotterbridge, der stets in der Montagsausgabe der „Times" lobend erwähnt wurde. Der ehrwürdige de Willougby Stotterbridge zitierte etwas aus dem alten Testament, das sich mit der Ausrottung der Feinde des Herrn befaßte, lobpries den Triumph der amerikanischen Waffen und die herrliche Ueberlegenheit der amerikanischen Munition. Er verdammte die Bolschewiki und die anderen Verräter, forderte ihre sofortige Vernichtung. Zwar berichtete er nicht, daß er sich unter der Menge befunden hatte, die die I. W. Ws. durchgepeitscht und die Redaktion der „Trompete" gestürmt hatte, doch war aus seinen Worten ersichtlich, daß er ein derartiges Vorgehen verlange und gutheiße. Peters Brust schwoll vor stolzem Glück. Es ist etwas wert, zu wissen daß man seinem Vaterland dient, und die alte Fahne schützt, noch mehr jedoch ist es wert, versichert zu werden, man befände sich im Dienste des Allerhöchsten, der Himmel und seine Heerscharen stünden auf der gleichen Seite.

Freudig erfuhr Peter, daß alles, was er getan habe, die Billigung des Gottesdieners habe, der im heiligen Tempel des Allmächtigen, zwischen bunten Glasfenstern, hellbrennenden Kerzen, Weihrauchduft, Lilienduft und dem Parfüm der vornehmen, entzückend gekleideten Damen des Olymps im Namen seines Gottes sprach. Freilich verwechselte Peter ein wenig die verschiedenen Mythologien, doch war seine Bildung recht vernachlässigt worden, und man durfte es ihm nicht verargen, wenn er die Großen der Erde, so wie sie waren, bewunderte und alles glaubte, was sie lehrten.

Der weißgewandete Chor durchschritt die Kirche, die Melodie des Liedes: „Vorwärts, christliche Soldaten" erstarb, Peter und seine Freundin verließen die „Kirche des göttlichen Mitleids", schlenderten abermals die Avenue entlang. Dann begaben sie sich in den Park, wo es lauschige, einsame Ecken für junge Leute gab, die sich für einander interessieren. Aber ach, das Schicksal, das Peter verfolgte, wollte ihm auch an diesem Morgen einen bösen Streich spielen. Am Eingang des Parkes begegnete Peter dem Genossen Schnitzelman, einem fetten kleinen Metzger, der der bolschewistischen Lokalgruppe angehörte. Peter versuchte auf die andere Seite zu schauen und vorüberzueilen, doch paßte dies dem Genossen Schnitzelman nicht. Er stürzte sich auf Peter, die fleischige Hand ausgestreckt, ein strahlendes Lächeln auf dem runden teutonischen Gesicht. „Ach Genosse Gudge, wie gehts heute Morgen?"

„Sehr gut, danke," erwiderte Peter kalt und wollte weiter hasten.

Doch hielt Genosse Schnitzelman seine Hand fest. „So, Sie haben sich die Osterparade angeschaut?

Was meinen Sie, könnten wir allen Lohnsklaven diese paradierenden Leute zeigen, wir würden aus ihnen rasch genug Bolschewiki machen! Nicht wahr, Genosse Gudge?"

„Ja, das glaube ich," entgegnete Peter noch kälter.

„Wir würden Ihnen zeigen, wohin das Geld kommt, wie Genosse Gudge?" Genosse Schnitzelman kicherte, und Peter sagte hastig: „Adieu," nahm seine Freundin beim Arm und zog sie eilends fort.

Aber ach, es war schon zu spät. Etliche Minuten schritten sie in unheilverkündendem Schweigen dahin. Dann stand die Maniküre jählings still, wandte sich Peter zu: „Herr Gudge," fragte sie. „Was bedeutet das?"

Natürlich vermochte Peter nicht zu antworten. Er wagte es nicht, ihren funkelnden Augen zu begegnen, schwieg, bohrte seinen Schuh in den Sand. „Ich will wissen, was das bedeutet," beharrte das Mädchen. „Sind Sie ein Roter?"

Was konnte der arme Peter sagen? Wie sollte er ihr diese Bekanntschaft, den deutschen Akzent, das deutsche Gesicht erklären?

Das Mädchen stampfte zornig mit dem Fuß. „Sie sind also ein Roter! Sind einer jener prodeutschen Verräter! Sie sind ein Schwindler, ein Spion!"

Peter war vor Verlegenheit und Bestürzung völlig hilflos. „Fräulein Frisbie, ich kann es Ihnen nicht erklären . . ."

„W e s h a l b können Sie es nicht erklären? Weshalb kann ein ehrlicher Mann es nicht erklären?"

„Aber . . . aber . . . Ich bin nicht, was Sie glauben . . . es ist nicht wahr. Ich . . . Ich . . ." Auf

Peters Zunge lagen die Worte: „Ich bin ein Patriot, ein hundertprozentiger Amerikaner, verteidige mein Vaterland gegen jene Verräter." Aber die Berufsehre versiegelte seinen Mund, und die kleine Maniküre stampfte abermals mit wutfunkelnden Augen auf.

„Und Sie wagen es, meine Bekanntschaft zu suchen? Wagen es, mit mir in die Kirche zu gehen! Wenn ein Polizist in der Nähe wäre, ich zeigte sie an, ich würde Sie verhaften lassen!" Und sie blickte sich tatsächlich nach einem Polizisten um. Doch ist es eine bekannte Tatsache, daß nie ein Polizist da ist, wenn man einen sucht, daher stampfte Fräulein Frisbie wieder auf, zischte Peter ins Gesicht: „Leben Sie wohl, Genosse Gudge!" Die Betonung, mit der sie „Genosse" sagte, hätte die trotzigste rote Seele zum Erstarren gebracht; sie wandte sich röckerauschend ab, entfernte sich. Peter beobachtete wehmütig die kleinen hohen Absätze, die knirschend über den Kiesweg dahineilten. Da sie verschwunden waren, sank Peter auf die nächste Bank, vergrub das Gesicht in den Händen, verharrte reglos, ein Bild des Jammers. Gab es auf der ganzen Welt noch einen Mann, der soviel Unglück mit Frauen hatte?

71.

Die Tage der Welt-Agonie waren gekommen, die Leute kauften täglich alle Zeitungsausgaben, scharten sich vor den Bulletins, rieten: werden die Deutschen nach Paris kommen, den Kanal erreichen, Frankreich ausschalten? Dann plötzlich führten die Amerikaner den ersten Schlag, warfen bei Chateau Thierry die Deutschen zurück, und ganz Amerika brüllte auf vor Triumph.

Man hätte glauben können, diese Tage seien ungünstig für pazifistische Agitation, doch besaßen die Mitglieder der „Antidienstpflicht-Liga" so wenig Taktgefühl, daß sie gerade jetzt eine Broschüre veröffentlichten, in der das Foltern der Dienstverweigerer in Militärgefängnissen und Exerzierlagern geschildert wurde. Peter hatte sich eifrig an diesem Werk beteiligt, hatte auch in die Broschüre einen gewissen gefährlichen, von Mc. Givney diktierten Satz eingeschmuggelt. Die Broschüre wurde von der Regierung beschlagnahmt, und alle Mitglieder der „Antidienstpflicht-Liga", einschließlich Sadie Todd, Ada Ruth und Donald Gordon wurden verhaftet. Peter tat es leid um Sadie Todd, trotzdem sie ihn beschimpft hatte. Mit Ada Ruth empfand er kein Mitleid, sie war eine Fanatikerin, hatte es darauf abgesehen, sich ins Unheil zu stürzen. Was Donald Gordon anbetraf, so war es seine eigene Schuld, wenn ihn die Prügel nicht eines Besseren belehrt hatten.

Peter war Mitglied der „Antidienstpflicht-Liga", behauptete deshalb, sich verbergen zu müssen, spielte Ada Ruths Cousine, einer Engländerin, eine kleine Komödie vor, und ließ sich in ihrem Haus auf dem Land verstecken. Als Donald Gordon gegen Erlegung einer Kaution aus dem Gefängnis entlassen wurde, mußte Peter eine unangenehme Viertelstunde durchleben, denn der junge Quäker behauptete hartnäckig, er habe den einen Satz, der den ganzen Schaden angerichtet hatte, im Manuskript gestrichen, bevor Peter es in die Druckerei trug. Peter jedoch beharrte darauf, daß Donald irre, und es gelang ihm auch, die anderen davon zu überzeugen. Als alle gegen Kaution freigelassen worden waren, verließ auch Peter sein Versteck,

Häßlicher Hohn verzerrte die Züge des Detektivs; mit bösem Spott grinste er Peter an. (S. 235)

besuchte etliche Protestversammlungen in Privathäusern.

Und nun erlebte er ein neues Abenteuer, vielleicht das aufregendste von allen. Es hing abermals mit einem Mädchen zusammen und nahm seinen Anfang in Ada Ruths Heim, wo sich etliche der halsstarrigsten Pazifisten eingefunden hatten, um zu besprechen woher das Geld für ihre Verteidigung kommen solle. Zu diesem Meeting kam auch Miriam Jankowitsch, blaß und schwach, denn sie hatte eine Brustkrebsoperation hinter sich, aber mit ebenso rotem Herzen und Geist wie zuvor. Miriam war, da sie zu schwach war, um allein zu gehen, von einer Freundin begleitet, und diese Freundin stieß Peter in sein neuestes Abenteuer.

Sie hieß Rosie Stern, war eine stämmige, kleine jüdische Arbeiterin, mit dreisten, schwarzen Augen, üppigem, glänzendem, schwarzem Haar, glühenden Wangen und strahlendem Lächeln. Sie kleidete sich, als wisse sie um ihre Schönheit und verstünde sie zu würdigen; deshalb wunderte sich Peter keineswegs, da Miriam ihm mitteilte, Rosie sei keine Rote, könne die Roten nicht leiden, sei bloß gekommen, um ihr zu helfen und zu sehen, wie es bei einer Pazifistenversammlung zugehe. Vielleicht gelinge es Peter, aus Rosie eine Rote zu machen. Peter freute sich ehrlich, noch nie war ihm das Gewinsel der Pazifisten derart widerlich erschienen, als gerade jetzt, da unsere Jungens die Deutschen an der Marne schlugen und ihre Namen in das ewige Buch der Geschichte schrieben.

Rosie war neu und unerwartet, Peter bemühte sich um sie, bemerkte gar bald mit Entzücken, daß sie sich für ihn interessiere. Natürlich wußte Peter,

er stehe hoch über allen Anwesenden, doch wurde diese Tatsache meist nicht anerkannt. Wie immer, wenn eine Frau ihm zulächelte, stieg sein Selbstgefühl auf Hochdruck. Rosie gehörte zu den Leuten, die die Welt nehmen, wie sie ist, und es verstehen, sich dabei zu unterhalten. Während pazifistische Reden gehalten wurden, saß Peter mit dem Mädchen in einer Ecke, berichtete ihr flüsternd von seinen drolligen Erlebnissen im Tempel des Jimjambo und mit Pericles Priam. Rosie vermochte kaum das Lachen zu unterdrücken, ihre schwarzen Augen leuchteten; noch ehe der Abend vorüber war, hatten sich ihre Hände etliche Mal in herzlichem Druck gefunden. Peter erbot sich, Miriam und sie nach Hause zu geleiten. Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß er zuerst Miriam heimbrachte. Um diese Stunde waren die Straßen verödet, es ergab sich die Gelegenheit zu einer flüchtigen Umarmung, und da Peter heimstrebte, vermeinte er mit den Füßen kaum den Boden zu berühren.

Rosie arbeitete in einer Pappschachtelfabrik. Am folgenden Abend holte sie Peter zum Essen ab, und ihre Freundschaft wurde rasch äußerst innig. Aber nur bis zu einem gewissen Punkt, dann wich Rosie zurück. Auf Peters Drängen sagte sie ihm, sie wolle mit den Roten nichts zu schaffen haben, sei des Geschwätzes der Roten überdrüssig, könne keinen Roten lieben. Er solle bloß Miriam Jankowitsch ansehen, das Mädchen habe sich das ganze Leben verdorben. Sie war hübsch gewesen, hätte leicht einen wohlhabenden Mann finden können — und nun hatte sie sich in kleine Stücke operieren lassen müssen. Und Sadie Todd, die sich zu Tode schuftet und Ada Ruth

mit ihren ewigen langweiligen Gedichten! Rosie verhöhnte alle, durchpfeilte sie mit den Speeren ihres Witzes. Natürlich stimmte Peter in seinem Herzen mit allen ihren Worten überein, doch mußte er ihr widersprechen, dies ärgerte Rosie, verdarb ihr die Laune, es kam fast zu einem Streit.

Unter solchen Umständen fiel es Peter selbstverständlich schwer, mit keinem Wort seine wahren Gefühle anzudeuten. Nachdem er sein ganzes Geld und einen großen Teil seiner Zeit auf Rosie vergeudet hatte und um nichts weitergekommen war, beschloß er, Konzessionen zu machen, erklärte, er werde nicht mehr versuchen, sie zu bekehren. Rosie schnitt eine Grimasse: „Sehr freundlich von Ihnen, Herr Gudge. Wie aber wäre es, versuchte ich einen „Weißen" aus Ihnen zu machen?" Sie gestand, sie suche einen jungen Mann, der für sie sorgen und viel Geld verdienen könne. Peter erwiderte, er verdiene ganz ordentlich. Womit, wollte Rosie wissen. Dies könne er ihr nicht erklären, doch verdiene er recht viel, wolle sie zum Beweis heute Abend ins Theater mitnehmen.

Derart ging das kleine Duell Abend für Abend weiter. Peter verliebte sich immer heftiger in die schwarzäugige Schönheit, und sie wurde immer koketter, immer ungeduldiger über sein sozialistisches Gefasel. Rosies Vater hatte sie als winziges Kind von Kischineff nach Amerika gebracht, trotzdem war sie eine echte hundertprozentige Amerikanerin, die Jungens, die dort drüben die Hunnen schlugen, waren die rechten für sie, sie wollte nichts von einem Manne wissen, der sich mit Geheimnissen umgab. Weshalb zog Peter nicht in den Krieg? War er etwa ein Drückeberger? Rosie wollte mit derlei Leuten nichts zu tun haben.

Erst heute habe sie in der Zeitung einen Bericht über die Greueltaten der Hunnen gelesen. Wie konnte ein Mann, der rotes Blut in den Adern hat, mit Pazifisten und Verrätern sympathisieren? Da Peter verzagt etliche Argumente der Pazifisten vorbrachte, fiel sie ihm ins Wort: „Blech! Sie sind viel zu klug, um mir derartigen Blödsinn einreden zu wollen!" Und Peter wußte selbstverständlich, er sei tatsächlich zu klug dazu; es fiel ihm schwer, sich dies nicht anmerken zu lassen. Er hatte wegen seiner roten Verbindungen bereits ein Mädchen verloren, sollte er nun auch das zweite aufgeben müssen?

Etliche Wochen stritten und debattierten sie. Rosie wollte sich nicht von Peter küssen lassen, und Peter verlor vor Begierde schier den Kopf. Sie deuchte ihm das herrlichste Mädchen, das er je gekannt hatte, nicht einmal Nell Doolin konnte sich mit ihr vergleichen. Schließlich gestand er ihr seine Sympathie für die Roten sei geschwunden, er verachte diese Leute, Rosie habe ihn bekehrt. Das Mädchen war entzückt, schlug vor, sie sollten sofort zu Miriam Jankowitsch gehen, ihr das Geschehene mitteilen, vielleicht könne Peter auch Miriam bekehren. Peter war in eine peinliche Lage geraten, mußte darauf bestehen, daß Rosie seine Bekehrung geheim halte. Dies empörte das Mädchen, sie kniff die Lippen zusammen, meinte, eine geheime Bekehrung sei gar keine Bekehrung, sondern bloß ein gemeiner Schwindel, Peter sei ein Feigling, sie habe genug von ihm. Verzweifelt und verwirrt schlich sich Peter fort.

Es gab für Peter bloß einen einzigen Ausweg: er mußte Rosie die Wahrheit bekennen. Weshalb auch nicht? Er war wahnsinnig verliebt in sie, wußte, auch sie sei in ihn verliebt, und bloß eines — sein großes Geheimnis — stehe zwischen ihnen und dem vollkommenen Glück. Beichtete er ihr das große Geheimnis, so würde er in ihren Augen als Held erscheinen, würde ihr noch herrlicher vorkommen, als die Jungens, die die Deutschen schlugen und ihre Namen in das ewige Buch der Geschichte schrieben.

Eines Abends saß er in ihrem Zimmer, hielt sie in den Armen. Sie hatte fast — aber noch nicht ganz — nachgegeben. „Bitte, bitte, Peter," bettelte sie, „höre doch auf, einer dieser abscheulichen Roten zu sein." Da ertrug es Peter nicht länger. Er gestand ihr, er sei gar kein Roter, sondern ein Geheimagent, von den größten Geschäftsleuten von American-City angestellt, um die Roten auszuspionieren, ihre Pläne zu vereiteln. Rosie starrte ihn bestürzt an, wollte es ihm nicht glauben, lachte ihm ins Gesicht und ward schließlich zornig. Glaube er denn, sie mit einer derart dummen Geschichte zu narren?

Peter wurde ärgerlich, versuchte, sie zu überzeugen. Er erzählte ihr von Guffey, von der Agrar- und Bankgesellschaft, berichtete, wie er regelmäßig mit Mc. Givney in Zimmer 427 des American-House zusammentreffe. Auch von den dreißig Dollars in der Woche sprach er, die bald auf vierzig erhöht werden würden, und versprach, das ganze Geld für sie auszugeben. Vielleicht könne sie behaupten, durch ihn bekehrt, ebenfalls eine Rote geworden zu sein und dann

würde Mc. Givney auch sie anstellen und dies wäre für sie vorteilhafter, als zehneinhalb Stunden am Tag in der Fabrik von Isaac & Goldenstein zu arbeiten.

Endlich gelang es Peter, das Mädchen zu überzeugen. Sie wurde still und ängstlich, hatte nichts derartiges erwartet, brauchte Zeit, um sich das Ganze zu überlegen. Nun wurde auch Peter bekümmert, sagte, er hoffe, sie verarge ihm nichts, erklärte ihr, wie wichtig seine Arbeit sei, wie alle großen Leute der Stadt sie billigten — nicht bloß Bankiers und Geschäftsleute, sondern auch der Bürgermeister, die Staatsangestellten, Redakteure, Rektoren der Hochschulen, die Geistlichen, gleich dem Ehrwürdigen de Willoughby Stotterbridge von der Kirche des göttlichen Mitleids. Rosie erwiderte, das klinge alles ganz schön, doch sei sie ein wenig erschrocken, müsse nachdenken. Sie schickte ihn unvermittelt fort und Peter kehrte betrübt heim.

Etwa eine Stunde später wurde heftig an seine Zimmertür geklopft. Peter öffnete, stand David Andrews, dem Advokaten, Donald Gordon und John Durand, dem riesenhaften Führer der Seeleute-Gewerkschaft gegenüber. Sie sagten nicht einmal „guten Abend," betraten das Zimmer, Durand schloß hinter sich die Tür, starrte Peter zornig und stumm an, wie das steinerne Bildnis eines Aztekenhäuptlings. Noch ehe ein Wort gesprochen wurde, wußte Peter, was sich ereignet habe, wußte, diesmal sei endgültig alles aus. Und abermals wegen einer Frau — abermals, weil er Guffeys Rat, keine Frau mehr anzuschauen, nicht befolgt hatte.

Tödliche Angst vertrieb aus Peters Gehirn alle anderen Gedanken. Seine Zähne klapperten wie ein

zorniger Specht, seine Füße trugen ihn nicht mehr, er sank auf den Bettrand, starrte die drei Aztekengesichter an. „Also Sie, Gudge," sprach endlich Andrews, „sind der Spion, den wir seit langem suchen?"

Peter erinnerte sich Nells Rat: „Durchhalten, Peter, durchhalten."

„Wa—as mei—einen Sie, Herr Andrews?"

„Geben Sie es auf, Gudge," entgegnete Andrews, „Wir haben soeben mit Rosie gesprochen. Rosie ist u n s e r e Spionin."

„Sie hat gelogen!" rief Peter.

Andrews jedoch erwiderte: „Unsinn, Gudge, so leicht betrügt man uns nicht. Miriam Jankowitsch hat hinter der Tür gelauscht und jedes Wort gehört."

Peter sah ein, die Sache sei hoffnungslos, nun galt es nur noch, zu erfahren, was seiner harre. Würden sie ihn bloß beschimpfen und an sein Gewissen appellieren? Oder würden sie ihn fortschleppen, foltern, erwürgen? Dies war die Angst, die Peter seit dem Beginn seiner Laufbahn als Spion verfolgt hatte. Allmählich ward ihm klar, die drei Azteken beabsichtigten keinerlei Gewalttat, wollten bloß erfahren, wieviel er seinem Vorgesetzten berichtet habe. Peter lachte in seinem Herzen, äußerlich jedoch brach er in Tränen aus, schluchzte, das ganze sei so gekommen, weil Mc. Cormick über ihn und die kleine Jennie die grausame Lüge verbreitet hatte. Ein Jahr lang habe er der Versuchung widerstanden, dann jedoch sei er arbeitslos gewesen, das Goober-Verteidigungskomitee habe ihn nicht mehr anstellen wollen, er habe gehungert und schließlich Mc. Givneys Vorschlag, er solle die Roten ausspionieren, angenommen. Doch habe er keinen einzigen Menschen angezeigt, der sich tat-

sächlich wider das Gesetz vergangen hatte, habe auch Mc. Givney immer nur die Wahrheit gesagt.

Andrews begann ihn auszufragen. Peter leugnete hartnäckig, daß er je etwas über den Fall Goober ausgesagt, auch mit dem Bombenschwindel habe er nichts zu tun gehabt. Als sie versuchten, ihn zu überführen, nahm er jählings seine ganze Würde zusammen, erklärte, sie hätten kein Recht, ihn auszufragen, er sei ein hundertprozentiger, reinblütiger, amerikanischer Patriot, habe sein Land und seinen Gott vor den deutschen Agenten und den verräterischen Bolschewiki geschützt.

Dies brachte Donald Gordon zum Rasen. „Sie haben in unsere Broschüren Sätze eingeschmuggelt, die zu unserer Verhaftung führten!"

„Das ist eine Lüge, ich habe nie derartiges getan."

„Sie haben die Bleistiftstriche ausradiert, mit denen ich in der Broschüre den einen Satz ausgestrichen hatte."

„Ich habe es nicht getan!" rief Peter immer wieder. „Habe es nicht getan!"

Plötzlich ballte der riesenhafte John Durand die Fäuste, sein Gesicht wurde vor zurückgehaltener Wut schauerlich. „Sie feiger jämmerlicher Hund!" schrie er, „wir sollten Ihnen die Lügenzunge ausreißen." Er trat einen Schritt vor, als wolle er es wirklich tun.

David Andrews sprang zwischen die beiden. Er war ein Advokat, wußte genau, was sie und was Guffeys Leute tun durften, und dies war nicht das gleiche. „Nein, nein, John," sagte er. „Das nicht. Wir haben jetzt wohl alles nötige erfahren. Können den Kerl seinem eigenen Gewissen und seinem Jingo-Gott überlassen. Komm, Donald." Er nahm den weißgesichtigen

jungen Quäker und den riesenhaften Arbeiterführer an der Hand, zerrte sie aus der Stube Peter hörte, wie sie die Treppen hinabstampften. Er vergrub das Gesicht in den Kissen, fühlte sich äußerst unglücklich, weil er abermals wie ein Idiot gehandelt hatte und wie immer von einer Frau dazu verführt worden war.

73.

Als Peter die ganze Sache recht überlegte, ward ihm alles klar und er erkannte, welch ein wahnsinniger Idiot er gewesen sei. Er hätte doch wissen müssen, es gälte vorsichtig zu sein, besonders jetzt, da er im Verdacht stand, Donald Cordons Bleistiftzeichen ausradiert zu haben. Die Roten hatten ein Mädchen ausgewählt, das Peter noch nie gesehen, sie hatte sich als Miriams Freundin ausgegeben, hatte Peter bei der Nase zum Abgrund geführt, ihn hineingestoßen. Jetzt wird sie ihn verlachen, den Freunden von ihrem Triumph erzählen und Peter wird nie nehr seine dreißig Dollars die Woche sehen.

Peter verbrachte einen beträchtlichen Teil der Nacht mit dem Ausdenken der Geschichte, die er morgen Mc. Givney erzählen würde. Natürlich würde er Rosie Stern nicht erwähnen, würde behaupten, die Roten wären seiner Spur bis zu Zimmer 427 gefolgt, hätten in Guffeys Agentur einen Spion. Peter erzählte am folgenden Tage feierlich diese Geschichte und erkannte wieder einmal zu spät, daß er abermals eine Dummheit begangen habe. Im Verlauf von vierundzwanzig Stunden wußte jeder Rote von American-City die Wahrheit über die Enthüllung Peter Gudges als Spion des Trusts. Die Geschichte nahm in der „Trompete" etliche Seiten ein, die Zeitung brachte auch Peters Bild,

sowie einen Bericht über die Rolle, die Peter bei verschiedenen Verschwörungsschwindeleien gespielt hatte. Das meiste davon stimmte, und die Tatsache, daß es größtenteils von Donald Gordon kombiniert worden war, tröstete Peter keineswegs. Natürlich lasen Mc. Givney und seine Leute die Geschichte und wußten eben so gut wie Peter selbst, was für ein Trottel dieser sei.

„Suchen Sie sich eine Arbeit mit Schaufel und Spaten," sagte Mc. Givney und Peter trollte sich verzweifelt von dannen. Er hatte bloß etliche Dollars in der Tasche. Diese waren bald ausgegeben, nun stand ihm abermals der Hungerwolf gegenüber und glotzte ihn grimmig an. Da erschien eines Tages Mc. Givney mit einem neuen Vorschlag. Es gab für Peter noch eine Arbeit, wenn er dazu stark genug sei.

Peter solle als Staatszeuge auftreten, er kenne genau die rote Bewegung, kenne die Pazifisten, Sozialisten, Syndikalisten und I. W. Ws., die sich im Gefängnis befanden. In etlichen Fällen mangelte es an Beweisen; Peter könne wiederum seinen Lohn erhalten, wenn er bereit sei, in der Zeugenbank zu sitzen, auszusagen, was man ihm vorschrieb, wenn er es vermöge, sich im Gerichtssaal aufzuhalten, ohne sich in einen weiblichen Geschworenen oder in eine Spionin der Gegenpartei zu verlieben. Peter fühlte nicht einmal die tödlichen Hohnpfeile, derart erschreckte ihn Mc. Givneys Vorschlag. Aufs offene Feld herauskommen, dem blendenden Haß der Roten ins Auge schauen! Sich, die Ameise, zwischen die ungeheuren, schlagenden Fäuste der Riesen werfen!

Ja, meinte Mc. Givney, es sei nicht ungefährlich für einen derartigen Feigling, doch hatten bereits viele hierzu den Mut gehabt und noch keiner sei daran ge-

storben. Mc. Givney behauptete, ihn interessiere es wenig, ob Peter einwillige oder nicht, er befolge bloß Guffeys Befehl. Die Arbeit sei vierzig Dollars die Woche wert, Peter möge es sich überlegen.

Da saß nun Peter, hatte bloß etliche Cents in der Tasche, schuldete bereits seit zwei Wochen die Miete, und seine Hauswirtin lauerte ihm stets im Vorzimmer auf, wie ein Indianer mit einem Tomahawk. Peter machte Einwände, seine dunkle Vergangenheit bei Pericles Priam und im Tempel des Jimjambo, die ihn bereits im Goober-Prozeß als Belastungszeugen untauglich gemacht hatte. Mc. Givney erwiderte trocken, mit dieser Entschuldigung käme er nicht weit, er solle ja den bekehrten I. W. W. spielen, je mehr Verbrechen und Gaunereien in seinem Vorleben zu finden waren, desto überzeugter würden die Geschworenen davon sein, daß er ein echter I. W. W. war.

Peter fragte, wann er als Zeuge auftreten werde. In der folgenden Woche, erwiderte Mc. Givney. Siebzehn I. W. Ws. sollten wegen Verschwörung abgeurteilt werden, Peter müsse in der Zeugenbank erscheinen, aussagen, wie oft er von den Betreffenden Aufforderungen zur Gewalt gehört habe, wie sie geprahlt hätten, daß sie Scheunen und Weizenfelder angezündet, Phosphorbomben in Heuhaufen versteckt, Kupfernägel in Obstbäume getrieben, Stachel zwischen Sägemaschinen und Schmirgel in Lokomobile gesteckt haben. Peter brauche sich der Aussage wegen keine Sorge zu machen, Mc. Givney werde ihm alles sagen, er müsse bloß die Worte wiederholen. Außerdem werden ihn die Zeitungen als Helden feiern, werden klar machen, er habe alles aus den edelsten Beweggründen eines hundertprozentigen Amerikanis-

mus getan, und kein Soldat im Kriege habe bessere und gefährlichere Dienste geleistet.

Peter glaubte wohl, dies könnten die Zeitungen wahrlich sagen, ohne ihr Gewissen mit einer Lüge zu belasten. Mc. Givney beruhigte Peter noch weiter, es entspreche nicht Guffeys Programm, wenn die Roten seinen besten Zeugen aus dem Wege räumen würden. Peter werde an einem sicheren Ort versteckt, stets von einer Leibwache beschützt werden. So lange er in der City weile, werde er im Hotel de Soto wohnen.

Damit war selbstverständlich die Sache geregelt. Hier war der arme Peter mit etlichen Cents in der Tasche und vor ihm stand ein Feuergefährt mit Zauberpferden. Er braucht bloß einzusteigen, und schon bringen ihn die Rosse auf den Olymp. Peter stieg ein.

74.

Mc. Givney brachte Peter in Guffeys Bureau. Guffey vergeudete keine Zeit mit Präliminarien, er öffnete sein Pult, entnahm diesem ein langes, mit der Maschine geschriebenes Dokument, in dem alles enthalten war, was die Staatsanwaltschaft gegen die siebzehn I. W. Ws. beweisen wollte. Zuerst berichtete Peter, was er gesehen und gehört hatte — es war nicht viel, doch genügte es als Haken, an den man die Geschichte hängen konnte. Die Halle der I. W. Ws. war der Sammelpunkt aller obdachlosen Gelegenheitsarbeiter des Landes, der Leute, die von der Welt die härtesten Schläge bekommen — und diese manchmal auch zurückgeben. Es gab keinerlei Ungerechtigkeit, die diese Burschen nicht hätten erleiden müssen, und bisweilen beantworten sie einen Schlag mit einem Gegenschlag. Auch gab es unter ihnen aufbegehrende

Naturen, die ihrem Zorn durch Drohungen gegen ihre Feinde Luft machten Bisweilen fand sich unter ihnen auch ein echter Verbrecher, ein Lockspitzel, ein Peter Gudge oder Joe Engel. Peter erzählte das Aergste, was er von den Verhafteten und über sie gehört hatte, Guffey notierte es und baute auf diesem Grund weiter. Alf Guinneß zum Beispiel war mit einem Farmer im Weizenland in Streit geraten; kurze Zeit darauf brannte eine benachbarte Scheune. Guffey würde Peter mit zwei Detektiven in einem Automobil an Ort und Stelle befördern, sie sollten sich das Dorf und die Umgebung gut anschauen, dann müsse Peter aussagen, er, Guinneß und sechs andere der Angeklagten hätten die Scheune in Brand gesteckt.

Peter hatte sich gar nicht in derart ernste Dinge einlassen wollen, doch benahm sich Guffey so geschäftsmäßig, fand alldies so selbstverständlich, daß Peter nicht wagte, seine Feigheit zu zeigen. Schließlich war Krieg, Hunderte von Menschen verloren täglich ihr Leben in den Argonnen — weshalb sollte nicht auch Peter etwas riskieren, um die gefährlichsten Feinde des Vaterlandes zu vernichten?

Peter und die beiden Detektive fuhren im Automobil aufs Land. Dann kehrte Peter zurück, richtete sich behaglich im zwölften Stock des Hotels de Soto ein, studierte dort eifrig die Dokumente, die ihm Mc. Givney brachte, lernte seine Aussage auswendig. Auf dem Korridor vor Peters Zimmer schritt unablässig einer von Guffeys Leuten mit dem Revolver an der Seite auf und ab. Dreimal am Tag wurden Peter seine Mahlzeiten gebracht, dazu eine Schachtel Zigaretten und eine Flasche Bier. Zweimal täglich las Peter in der Zeitung Berichte über die Heldentaten unserer

Jungens dort drüben und auch über die Bombenverschwörungen, die unaufhörlich im Lande entdeckt, und über die verschiedensten Spionageprozesse, die geführt wurden.

Peter erlebte auch die Freude in einer „wirklichen" Zeitung seinen Namen zu lesen. Bisher war dieser bloß in der „Trompete" und anderen sozialistischen Zeitungen, die nicht zählten, gedruckt worden, nun aber brachte die „Times" einen langen Bericht, wie die Staatsanwaltschaft bei den I. W. Ws. einen Geheimagenten eingeschmuggelt hatte und wie dieser Mann, dessen Name Peter Gudge war, seit zwei Jahren für die Agentur arbeite und als Zeuge die ganze Infamie der I W. Ws. beweisen werde.

Zwei Tage vor Beginn der Verhaftungen wurde Peter, von Mc. Givney und einem anderen Detektiv begleitet, in das Bureau des Staatsanwaltes geführt. Hier verbrachte er den halben Tag in Besprechungen mit Herrn Burchard und dessen Gehilfen Herrn Stannard, die den Prozeß führen sollten. Mc. Givney hatte Peter gewarnt, der Distrikt-Staatsanwalt sei nicht eingeweiht, halte Peters Aussage für wahr, doch, glaubte Peter, dies sei erlogen, solle bloß dazu dienen Herrn Burchardt die peinliche Lage zu ersparen, den Staatsanwalt zu decken, falls Peter falsch spiele. Peter bemerkte auch, daß Herr Burchard und dessen Gehilfe jedesmal, wenn Peter in seiner Aussage eine Lücke ließ, ihn aufforderten, diese auszufüllen. Und Peter erriet auch stets richtig, wie er dies zu tun habe.

Henry Clay Burchard stammte aus dem Süden, hatte eine Beredsamkeit, die seit langem unmodern war. Er trug das schwere schwarze Haar etwas länger als üblich, betrat er die Tribüne, so pflegte er die

Hände auszustrecken, mit vor Rührung bebender Stimme zu sprechen: „Die Damen, Gott segne sie.“ Oder: „Ich bin ein Freund des schlichten Mannes. Mein Herz schlägt in Sympathie mit jenen, die das wahre Rückgrat Amerikas sind: die Arbeiter im Geschäft und auf der Farm.“ Dann applaudierten die Mitglieder der Handelskammer und der Kaufmanns- und Fabrikanten-Vereinigung, schickten für die Wahlcampagne diesem Freunde des schlichten Mannes große Checks. Herrn Burchards Gehilfe, Herr Stannard, war ein juristischer Fuchs, der seinen Vorgesetzten lehrte, was er tun, und wie er es tun solle, ein vertrockneter kleiner Mann, der einem Bücherwurm glich, einen mit scharfen Augen durchbohrte, mit juridischen Rapieren durchstach. Er tat dies auf eine freundliche Art, scherzte in der Mittagspause, nahm an, man begreife, daß alldies zum Geschäft gehöre und nicht bös gemeint sei.

75.

Die beiden Männer lauschten Peters Erzählung, korrigierten sie etwas, hörten sie dann noch einmal an und erklärten sich damit zufrieden. Peter kehrte in sein Hotel zurück, wartete pochenden Herzens auf die Stunde, da er auf der Bühne erscheinen sollte. Als er in den Gerichtssaal geführt ward, zitterten seine Knie, doch behagte ihm das Gefühl unsäglicher Wichtigkeit: hatte er doch eine Leibgarde von vier starken Männern und sah etliche Spitzel auf den Korridoren sowie unter dem Publikum. Der ganze Saal war voller Leute, die mit den Roten sympathisierten, doch waren diese alle vor ihrem Eintritt durchsucht worden und wurden unentwegt beobachtet.

Als sich Peter auf die Zeugenbank setzte, war ihm zumute, wie es Tom Duggan und Donald Gordon zu Mute gewesen sein mochte, da ihnen in jener Nacht das grelle Licht von dreißig oder vierzig Automobilen in die Augen schlug. Peter fühlte den konzentrierten Haß von etlichen hundert Roten. Bisweilen brach die zurückgedämmte Wut aus, protestierendes Murren erhob sich, höhnisches Lachen, dann schlug der Gerichtsdiener mit seinem Holzhammer auf den Tisch, der Richter erhob sich halb von seinem Stuhl, erklärte, er werde, falls dies noch einmal vorkäme, den Saal räumen lassen.

Unweit von Peter saßen an einem langen Tisch die siebzehn Angeklagten. Sie gemahnten an Ratten, die in einer Falle gefangen waren, ihre vierunddreißig Rattenaugen hafteten an Peters Gesicht, wandten sich keine Sekunde davon ab. Peter blickte ein einziges Mal zu ihnen hinüber; sie fletschten die Rattenzähne, und Peter schaute rasch wieder fort. Er sah auch noch ein anderes Antlitz, das ihm keinen Trost brachte. In duftigen weißen Chiffon gehüllt Frau Gott, die großen blauen Augen auf ihn gerichtet, voller Vorwurf und Bekümmerung. „O, Herr Gudge," schienen die blauen Augen zu sagen. „Wie können Sie? Herr Gudge, ist dies Friede . . . Gerechtigkeit . . . Wahrheit . . . Gesetz?" Peter erkannte schmerzlich, er habe sich für immer vom Olymp, von der Veranda, dem weichen Stuhl mit den Seidenkissen abgeschnitten. Er wandte sich der Geschworenenbank zu, wo die männlichen und weiblichen Geschworenen saßen. Eine alte Dame lächelte ihn wohlwollend an, ein junger Farmer blinzelte ihm schlau zu. Peter fühlte, dort habe er Freunde — und schließlich kam in der Ver-

handlung alles auf die Geschworenen an. Gegenüber dem erhabenen Gerichtshof war Frau Gott ebenso ohnmächtig wie irgend ein I. W. W.

Peter machte seine Aussage, dann erfolgte das Verhör. Und wer verhörte ihn? — David Andrews, verbindlich, scherzend und mörderisch. Peter hatte stets Andrews gefürchtet; er kroch schier in sich selbst hinein. Niemand hatte ihm gesagt, daß ihm etwas Derartiges bevorstehe. Niemand hatte ihm gesagt, Andrews werde ihn über alle Details der angeblich von ihm miterlebten Verbrechen ausfragen, über die erlauschten Gespräche, darüber, wer anwesend gewesen war, und dergleichen mehr. Zwei Dinge retteten Peter, das Schnellfeuer von Einwürfen, das Stannard losließ, um Peter Zeit zur Ueberlegung zu geben, und Stannards guter Rat: „Sie können immer etwas völlig vergessen haben." Peter wiederholte ein Gespräch mit Alf Guinneß betreffs der Brandlegung, hatte aber völlig vergessen, wer bei diesem Gespräch zugegen gewesen, was noch gesagt und wann das Ganze gewesen sei.

Dann kam die gebenedeite Mittagspause, die Peter ermöglichte, sich neu zu wappnen, bevor die Verhandlung wieder begann. Stannard fragte ihn aus, flickte alle Lücken seiner Aussage. Abermals vergaß Peter gewisse Dinge zur rechten Zeit und entging so den Fallen, die ihm Andrews stellte. Es wurde ihm mitgeteilt, er habe sich „gut gehalten", er wurde im Triumph ins Hotel de Soto zurückgeführt, verweilte dort eine Woche, während die Verteidigung einen Versuch machte, seine Aussagen zu entkräften. Peter las in der Zeitung die langen Reden des Distriktsstaatsanwaltes und dessen Gehilfen, die Peter als

Patrioten feierten, der sein Land vor den „inneren Feinden" schützt, auch las er einen kurzen Bericht über David Andrews „Tirade", der Peter eine „Ratte", einen „feigen Judas" genannt hatte. Dies bekümmerte Peter nicht, er wußte, es gehöre dazu und Schimpfen ist stets ein Zeichen von Ohnmacht.

Peinlicher berührte Peter ein Brief von Frau Gott, den er am gleichen Tage las. Der Brief war nicht an ihn adressiert, doch sah er Hammet und einen andern Spitzel über etwas lachen, und fragte, was es gebe. Sie erzählten, Frau Gott habe irgendwie alles über Guffey erfahren, ihm einen Brief voller Insulten geschrieben, und Guffey sei wütend. Auf teuerem wappengeschmücktem Briefpapier hatte die olympische Mutter mit ihrer schönen mädchenhaften Handschrift ihre Ansicht über Geheimagenten und jene, die sie dangen, ausgedrückt.

„Ihr hockt da, wie eine große Spinne, webt Netze um Menschen einzufangen und zu vernichten. Ihr vernichtet sowohl Euere Opfer wie Euere Werkzeuge. Der arme Junge, Peter Gudge, den Ihr in mein Haus sandtet — das Herz blutet mir, wenn ich an ihn denke und an das, was Ihr mit ihm getan habt. Er ist ein klägliches, schwachsinniges Opfer der Habsucht, der in ein Spital für verkrüppelte Seelen gehört, Ihr habt ihn eingefangen, ihm eine gemeine Aussage gelehrt, damit Ihr ehrliche Idealisten ins Gefängnis werfen könnt."

Dies genügte. Peter legte den Brief fort, er wird solchem Blödsinn nicht die Ehre antun, ihn zu lesen. Abermals beschäftigte Frau Gott seine Gedanken. Eine derart mächtige, einflußreiche Frau war weit gefährlicher als die siebzehn I. W. Ws., die vors Gericht

gezerrt worden waren. Peter erfuhr, Guffey sei in dieser Angelegenheit bereits bei Nelse Ackerman gewesen, dieser habe Herrn Gott aufgesucht, und Herr Gott habe mit seiner Gattin eine Unterredung gehabt. Die „Times" hatte Frau Gotts olympischen Palast ein „Nest des Bolschewismus" genannt, Frau Gotts Freunde boykottierten ihre Einladungen — Frau Gott wurde also für ihre Frechheit gegen Peter gestraft.

„Ein Spital für verkrüppelte Seelen!" Peter war derart erschüttert, daß ihm nicht einmal die Nachricht, die Geschworenen hätten in erster Instanz die Angeklagten schuldig befunden, seine Lebensfreude zurückgeben konnte. Er teilte Mc. Givney mit, der Prozeß sei zu viel für seine Nerven gewesen, sie müßten jetzt etwas für ihn tun. Ein Automobil fuhr vor und Peter wurde zur Erholung aufs Land gebracht.

Hammet, der ein vorzüglicher Schütze war, begleitete ihn, und Peter wich nicht von seiner Seite. Die Nacht verbrachte er wachend im zweiten Stock des Bauernhauses, fürchtend, einige der I. W. Ws. könnten seine Aussage, sie pflegten ihre Feinde in der Dunkelheit zu erschießen, allzu buchstäblich nehmen. Peter wußte genau, wie sehr sie ihn hassen mußten. Er hatte in der Zeitung gelesen, wie der Richter die Schuldigen vor sich gerufen, sie verurteilt und gezwungen hatte, eine donnernde Rede anzuhören, die in der Zeitung wiedergegeben war. Das Gesetz sah eine Strafe von einem bis zu vierzehn Jahren Gefängnis vor, der Richter verurteilte sechzehn der Angeklagten zu vierzehn Jahren und einen zu zehn Jahren, derart Gerechtigkeit durch Gnade mildernd.

Eines Tages sandte Mc. Givney ein Automobil, Peter wurde in Guffeys Büro gebracht, ein neuer

Plan wurde ihm vorgelegt. In der Nachbarstadt Eldorado waren weitere I. W. Ws. verhaftet worden, und Peter sollte dort seine Aussage wiederholen. Zufällig kannte er einen der Verhafteten; dies genügte, um seine Aussage erforderlich zu machen, er solle die Geschichte der Brandlegung und der Bombenverschwörung von neuem anbringen. Er werde in Eldorado eben so gut behütet werden, wie hier, ja vielleicht sogar noch besser; Guffey würde ihn seinem Freund Steve Ellmann empfehlen, der für die große Geschäftsorganisation der Stadt als Detektiv arbeitet.

Peter zierte sich. Dies sei eine allzu harte und gefährliche Arbeit, ruiniere einem die Nerven. Es sei kein Vergnügen, den ganzen Tag in einem Hotelzimmer zu hocken, Zigaretten zu rauchen, darauf zu warten, daß die I. W. Ws. einen mit Bomben bewerfen. Auch sei es eine kurzfristige Arbeit, müßte besser bezahlt werden. Guffey erwiderte, darüber solle sich Peter keine Sorgen machen, wenn er gewillt sei, die Aussage zu wiederholen, könne er umsonst im Automobil von einem Ende des Landes zum andern fahren, würde überall im Ueberfluß leben, von allen Zeitungen als Held gepriesen werden.

Doch zierte sich Peter noch immer. Durch die „Times" hatte er erfahren, welch wertvoller Zeuge er sei, nun wagte er es sogar von dem furchtbaren Guffey den ihm zukommenden Preis zu verlangen. Schließlich sagte Guffey, gut, wenn Peter nach Eldorado gehe, könne er fünfundsiebzig Dollars die Woche haben und alle Auslagen bezahlt bekommen. Außerdem garantiere Guffey, daß er mindestens sechs Monate lang für Peter Arbeit haben werde.

So reiste denn Peter nach Eldorado und half elf Männer auf drei bis vierzehn Jahre ins Gefängnis werfen. Dann fuhr er nach Flagland, machte in drei verschiedenen Prozessen seine Aussage und heftete sieben weitere Skalpe an seinen Gürtel. Nun wußte er bereits, die Roten könnten ihm nichts anhaben, vermöchten bloß, ihm Gesichter zu schneiden, die Rattenzähne zu zeigen. Er lernte die Sache leichter nehmen, wagte bisweilen, ohne seine Leibgarde eine Abendunterhaltung zu besuchen. Befand er sich auf dem Lande, so machte er lange Spaziergänge, dachte gar nicht daran, daß ihm Tausende von blutdürstigen Roten auf der Spur waren.

Als Peter in Flagland war, wurde von Europa ein Zauberwort herübergefunkt. Die ganze Stadt ward schier rasend vor Freude Alle, Kinder und Greise, rannten auf der Straße umher, schwenkten Fahnen, trommelten auf Blechtrommeln, brüllten nach dem Siegfrieden. Da sich herausgestellt, die Zeitungen hätten das Publikum genarrt, wartete es drei Tage, führte dann wieder die gleiche Komödie auf. Peter empfand zuerst Beunruhigung, das Kommen des Friedens könne seiner unentwegten Rettung des Landes ein Ende bereiten, doch erkannte er gar bald, diese Sorge sei unnötig, die Roten würden nach wie vor verfolgt und vernichtet werden.

Während Peter in Flagland war, wurden etliche Razzias auf die Sozialisten unternommen, und Peter wurde von den Detektiven aufgefordert, der Unterhaltung beizuwohnen. Peter bewaffnete sich mit einem Revolver und half die sozialistischen Haupt-

quartiere stürmen. Der Krieg war vorüber, aber Peter empfand noch immer ebenso militärisch wie früher, besonders da es ihm gelang, den kleinen jüdischen Organisator der Lokalgruppe in eine Ecke hinter ein Pult zu drängen und ihm auf den Kopf zu schlagen. In diesem Augenblick wußte Peter ganz genau, wie es unseren Jungens in den Argonnen zu Mute gewesen war. Und als er die Freude kennen lernte, auf einer Schreibmaschine herumzutanzen, verstand er sogar die Hunnen.

Eine Anzahl Studenten, die sich mit Begeisterung an derartigen Vorgängen beteiligten, hatte ich den Detektiven angeschlossen. Da nun einmal ihr Blut in Wallung gebracht worden war, beschlossen sie, die ganze rote Bewegung vom Erdboden fortzufegen, stürmten die „Internationale Buchhandlung", die von einem Hawaijaner geleitet wurde. Der Besitzer entfloh in die Küche des benachbarten chinesischen Restaurants, hüllte sich eilends in eine weiße Küchenschürze. Doch hatte noch nie jemand einen Chinesen mit einem schwarzen Schnurrbart gesehen, daher fielen die Angreifer über ihn her, schlugen ihn mit den Schüsseln auf den Kopf. Dann schleppten sie die Waren der „Internationalen Buchhandlung" in den Hinterhof, errichteten damit einen Scheiterhaufen, entzündeten ihn. Detektive und Studenten reichten einander die Hände, tanzten eine Art hawaijanischen Reigen um die brennenden Bücher.

Derart führte Peter einige Monate lang ein fröhliches Leben. Etliche seiner Reisen waren erfolglos, weil ein eigensinniger Richter nicht zugeben wollte, daß alles, was seit zehn Jahren von den I. W. Ws. gesagt oder getan worden war, als Beweis gegen be-

stimmte angeklagte I. W. Ws. gelten könne. Die meisten Richter jedoch waren gerne bereit, mit den großen Geschäftsleuten zusammenzuarbeiten und das Land von der roten Gefahr zu befreien. Peters Skalpe erreichten etwa die Zahl hundert, ehe der Tag kam, an dem ihm Guffey den letzten Check sandte und ihn entließ.

Dies ereignete sich in Richport, und Peter, in dessen Rocktaschen über tausend Dollars steckten, fühlte, nun habe er wahrlich ein angenehmes Leben verdient. Er schlenderte die „Frohe Weiße Straße" entlang, vor einem Kino lächelte ihn ein goldhaariges Mädchen an. Dies war noch in den Tagen des drei- und vierprozentigen Bieres, und Peter lud das Mädchen in einen Biersalon ein, um dort ein Glas zu trinken. Da er erwachte, war es dunkel, der Kopf schmerzte ihn furchtbar. Er tastete um sich und entdeckte, er liege auf der Erde in einer dunklen Allee. Entsetzen preßte sein Herz zusammen, er griff nach seiner Rocktasche und fand bloß schauerliche Leere. So war Peter wieder einmal ruiniert — und abermals durch eine Frau.

Peter ging zur Polizei, doch wurde die Frau niemals gefunden — oder falls die Polizei sie fand, so teilte sie mit der Frau und nicht mit Peter. Peter wandte sich an die Barmherzigkeit des Polizeisergeanten, überzeugte ihn davon, er, Peter, sei ein Bestandteil der Maschine, die zum Schutze des Vaterlandes dient, und schließlich zahlte der Sergeant ein Telegramm an Guffey. Doch durfte dieses bloß zehn Worte enthalten. Mit vieler Mühe gelang es Peter, sein elendes Schicksal in zehn Worten auszudrücken: „Abermals Frau, völlig ruiniert, bitte um Arbeit, Reisegeld tele-

graphisch anweisen." Anscheinend wollte sich auch Guffey an zehn Worte halten; seine Antwort lautete: „Idiot, habe Sekretär Handelskammer telegraphiert, er wird Ihnen Billet geben."

Peter verfügte sich sogleich in das prächtige Gebäude der Handelskammer, der geschäftige, klug aussehende, zugängliche junge Sekretär schickte einen Angestellten mit Peter zur Bahn, um ihn dort ein Billet zu kaufen und ihn in den Zug zu verladen. In einer derartigen Lage erkannte Peter, was es bedeute, hinter sich eine große und mächtige Organisation zu haben, mit schönen, großen Bureaus und Geld für alle Zufälle des Lebens. Er schwor von neuem Nüchternheit und Tugend, auf daß er immer die Kräfte des Gesetzes und der Ordnung auf seiner Seite haben möge.

77.

Peter wurde tüchtig ausgescholten und im Bureau mit zwanzig Dollars die Woche angestellt. Er mußte mit Guffeys unzähligen Gehilfen verkehren, ihnen mitteilen, was er über rote Organisationen oder einzelne Rote wußte. Er selbst vermochte freilich nicht mehr den Roten zu spielen, doch gab es Fälle, wo er Detektivarbeit leisten konnte, ohne erkannt zu werden; zum Beispiel, wenn es galt, das Vorleben eines Geschworenen auszuforschen.

Den I. W. Ws. von American-City war das Handwerk gelegt worden, die Sozialisten jedoch waren trotz Verfolgungen und Verurteilungen noch immer tätig. Auch eine neue Gefahr zeigte sich am Horizont: die Soldaten kehrten heim, viele von ihnen waren unzufrieden, wagten es, sich über die ihnen im Heer

zuteil gewordene Behandlung zu beklagen, sowie über die Arbeitslosigkeit daheim, ja sogar an dem Friedensvertrag, den der Präsident eben in Paris abfaßte, hatten sie etwas auszusetzen. Sie behaupteten, sie hätten gekämpft, um der Welt die Demokratie zu sichern, und nun stellte es sich heraus, sie hätten die Welt bloß den Profit gesichert. Dies war unverfälschter Bolschewismus in seiner gefährlichsten Form, denn diese Burschen hatten gelernt, ein Gewehr handhaben und man konnte unmöglich erwarten, daß sie sofort Pazifisten werden würden.

Während des Krieges hatte es überall an Arbeitern gefehlt und die mächtigeren Gewerkschaften hatten die Teuerung benützt, um höhere Löhne zu verlangen. Dies hatte selbstverständlich bei den Mitgliedern der Handelskammer und der Kaufmanns- und Fabrikanten-Vereinigung Empörung hervorgerufen; sie hofften nun, mit Hilfe der heimgekehrten Soldaten die Streiks zu brechen und die sozialistischen Organisationen zu vernichten. Zuerst galt es, die Soldaten zu diesem Zweck zu organisieren; die Handelskammer von American-City gab für die Errichtung von Soldaten-Klubs fünfundzwanzigtausend Dollars her, und als die Straßenbahner in Ausstand traten, wurden die Trams von Soldaten in Uniform geführt.

Es gab einen Veteranen namens Sydney, der sich diesem Programm widersetzte. Sydney gab eine Zeitschrift heraus: „Der Freund des Veteranen", in diesem Blatt protestierte er dagegen, daß sich die Kameraden als „Gelbe" hergeben. Der Sekretär der Kaufmanns- und Fabrikanten-Vereinigung ließ Sydney rufen und verwarnte ihn, doch hinderte dies letzteren nicht, mit seiner Agitation fortzufahren. Schließlich wurde

Guffeys Agentur damit betraut, ihm das Maul zu stopfen. Peter, der sich nicht öffentlich an dieser Arbeit beteiligen konnte, wirkte hinter den Kulissen. Zuerst wurden in Sydneys Redaktion Spione eingeschmuggelt; bald gab es dort ihrer so viele, daß sie selbst darüber lachten, behaupteten, sie träten einander auf die Füße. Sydney war arm, hatte kaum genügend Geld für seine Zeitschrift, nahm dankbar jede freiwillige Mitarbeit an. Und Guffey sandte ihm reichlich Mitarbeiter — sieben an der Zahl —, einer führte Sydneys Bücher, ein anderer erledigte die Postangelegenheiten, zwei sammelten für die Zeitung bei den Gewerkschaften, andere erschienen tagtäglich in der Redaktion, um gute Ratschläge zu geben. Trotzdem hörte Sydney nicht auf, das Programm der Kaufmanns- und Fabrikanten-Vereinigung anzugreifen, die Regierung anzugreifen, die es unterließ, für die heimgekehrten Soldaten Arbeit und Land zu finden.

Einer von Guffeys „Unter Deckung-Arbeitern", — so wurden die Peter Gudges und Joe Engels genannt — war ein Mann namens Jonas. Jonas nannte sich einen „philosophischen Anarchisten" und posierte als rötester Roter von American-City. Bei radikalen Versammlungen pflegte er zu reden, an den Redner Fragen zu stellen, um diesen dazu zu verleiten, Gewalt, Aufstand und Massenaktion zu rechtfertigen. Ging der Redner nicht darauf ein, so nannte ihn Jonas einen Schwächling, einen Rosatee-Sozialisten, einen Proletarierbetrüger. Dann applaudierten etliche der Zuhörer, und Guffeys Leute wußten, wer die wahren Roten waren.

Peter hatte bereits seit langem gegen Jonas Verdacht gehegt. Nun traf er in Zimmer 427 mit ihm

zusammen und sie entwarfen gemeinsam einen Plan gegen Sydney. Jonas schrieb einen Brief, der angeblich von einem deutschen Genossen herrührte und die Namen etlicher europäischer Zeitungen enthielt, denen Sydney sein Blatt senden sollte. Der Brief wurde abgeschickt. Am folgenden Tag erschien Jonas in der Redaktion und Sydney zeigte ihm den Brief. Jonas erklärte, diese Zeitungen seien sozialistische Organe; es würde die Redakteure bestimmt interessieren, die Stimmung der amerikanischen Soldaten nach dem Krieg kennen zu lernen. Sydney setzte sich an den Schreibtisch und Jonas diktierte: „Meinen einstigen Waffenfeinden sende ich brüderlichen Gruß und bewillkommne sie als Brüder der zukünftigen großen Gemeinschaft." Und so weiter, das übliche Internationalgeschwätz, das den Agitatorenmündern und Federn Tag und Nacht entströmte. Sydney gab den Brief und die Nummern der Zeitschrift auf, und Guffeys Leute bestachen die Postbeamten, die auch, richtig den Brief zurückhielten. Der Buchhalter einer von Guffeys Leuten, begab sich zur Staatsanwaltschaft, beschwor unter Eid, daß Sydney während des Krieges mit den Feinden verräterische Verbindung gepflogen hatte. Ein Haftbefehl gegen Sydney wurde erlassen, die Redaktion durchsucht, die Abonnentenlisten wurden beschlagnahmt, alles im Zimmer durcheinander auf den Fußboden geworfen.

Die ganze Sache war Peters Idee gewesen, nun aber beanspruchte Jonas, der Schurke, die Ehre und versuchte, sie Peter fortzunehmen. Deshalb freute sich Peter, da die Staatsanwaltschaft sagte, die Sache sei schlecht gemacht, sie wollte mit ihr nichts zu tun haben. Der Staatsanwalt Burchard jedoch war nicht

so zimperlich; seine Agenten machten eine neuerliche Razzia auf die Redaktion, zertrümmerten dort alles, warfen den inzwischen aus der Haft entlassenen Soldaten zum zweitenmal in den Kerker. Die Kaution wurde auf fünfzehntausend Dollars festgesetzt, die „Times" brachte die ganze Angelegenheit mit fettem Ueberdruck, berichtete Schauermären, wie der Redakteur des „Freund des Veteranen" mit dem Feind konspiriert habe, sowie eine Photographie seines hochverräterischen Briefes und des Briefes des deutschen Verschwörergenossen. Der Prozeß des Redakteurs dauerte über ein Jahr und obgleich er gegen Hinterlegung einer Kaution freigelassen ward so sorgte Guffey dafür, daß er in American-City nirgends Arbeit erhielt; seine Zeitschrift war ruiniert, seine Familie dem Hungertode nahe.

78.

Peter arbeitete nun schon bereits seit acht Monaten treu und redlich, hielt das Guffey gegebene Versprechen und schaute keine Frau an. Doch ist dies für einen Mann ein unnatürliches Leben, und Peter fühlte sich sehr einsam. Nell Doolin, Rosie Stern und sogar die kleine Jennie suchten ihn in seinen Träumen auf. Eines Tages erschien ihm im Geiste auch ein anderes Gesicht, das Fräulein Frisbies, der kleinen Maniküre, die ihn verachtet hatte, weil er ein Roter war. Nun aber ist er kein Roter mehr Im Gegenteil, er ist ein Held, sein Bild ist in der „Times" veröffentlicht worden, sicherlich hat auch Fräulein Frisbie es gesehen. Fräulein Frisbie ist ein gutes Mädchen, ein rechtschaffenes Mädchen — mit ihr kann er sich gewiß ohne Gefahr anfreunden.

Peter verfügte sich in den Manikürsalon und fand dort auch richtig die kleine goldhaarige Dame. Tatsächlich hatte sie über ihn in der Zeitung gelesen, hatte davon geträumt, ihm eines Tages wieder zu begegnen. Peter forderte sie auf, mit ihm ins Kino zu gehen. Auf dem Heimweg wurden sie recht innig und nach einer Woche bereits schien es beiden, sie seien ihr Leben lang Freunde gewesen. Da Peter Fräulein Frisbie fragte, ob er sie küssen dürfe, erwiderte sie schelmisch ja. Nachdem er sie jedoch etliche Male geküßt hatte, erklärte sie ihm, sie erhalte sich selbst, sei allein und schutzlos auf dieser Welt, sei stets ein ehrbares Mädchen gewesen und müsse ihn besser kennen, bevor sie ihm gestatte, sie auch fernerhin zu küssen. Peter überlegte sich die Sache, kam zu dem Schluß, er habe genug Jugendtorheiten begangen, es sei an der Zeit, vernünftig zu werden. Alldies teilte er bei der nächsten Zusammenkunft Fräulein Frisbie mit, und noch ehe der Abend vorüber, waren sie verlobt.

Am folgenden Morgen suchte Peter Guffey auf, saß am äußersten Rand des Stuhles neben Guffeys Pult, drehte den Hut zwischen den Fingern, errötete tief und stammelte sein Bekenntnis. Er hatte erwartet, einem Wirbelwind von Spott zu begegnen und fühlte große Erleichterung, als Guffey bemerkte, wenn Peter wirklich ein braves Mädchen gefunden habe, und heiraten wolle, so habe er, Guffey, nicht das geringste dagegen. Nichts sei so viel wert, wie der Einfluß einer guten Frau, und Guffey ziehe es vor, verheiratete Angestellte zu haben, die ein vernünftiges, ehrbares Leben führen. Auf diese konnte man sich verlassen, wußte außerdem gleich, wo ein weiblicher

Detektiv zu haben sei, wenn man einen brauchte. Hätte Peter vor langer Zeit geheiratet, er würde heute bestimmt schon ein schönes Bankkonto besitzen.

Peter wagte anzudeuten, zwanzig Dollars die Woche seien bei der gegenwärtigen Teuerung nicht ein Lohn, der das Heiraten gestattet. Guffey stimmte zu, versprach, Peters Gehalt auf dreißig Dollars die Woche zu erhöhen — er wolle bloß vorher mit Peters Braut sprechen, selbst beurteilen, ob sie würdig sei. Peter war hoch erfreut, und Fräulein Frisbie hatte eine vertrauliche Unterredung mit Peters Vorgesetzten. Nach dieser Unterredung war Peter freilich weniger erfreut, denn Guffey hatte Peters Braut alle Schwächen ihres künftigen Gatten verraten und ihr den Rat gegeben, ihn äußerst streng zu halten. Eine Woche, nachdem Peter in den heiligen Ehestand getreten war, hatten er und Frau Gudge den ersten Streit, und Peter erkannte, wer der Herr im Hause sein würde. Er wurde belehrt, wo er hingehöre und fügte sich mit der Demut jenes Gatten, der einst berichtete, er und seine Frau kämen vortrefflich mit einander aus, in allen kleinen Dingen gäbe er nach, sie habe versprochen, in allen großen Dingen nachzugeben — bisher jedoch habe es noch keine großen Dinge gegeben.

Im allgemeinen jedoch ging alles recht gut; Gladys Frisbie Gudge war eine vorzügliche Hausfrau und baute eifrig an ihrem Nest, plagte sich wie ein Biberweibchen. Sie hatte ihre Manikürarbeit nicht aufgegeben, behauptend, die Roten würden bald alle ausgerottet sein, und Peter werde dann keine Arbeit mehr haben. An den Abenden suchte sie nach einer Wohnung, wählte, ohne Peter um Rat zu fragen,

Möbel und Tapeten, kaufte für ihr Nest schier ein Warenhaus leer.

Gladys Frisbie Gudge war eine eifrige Leserin der Modezeitungen, kannte stets genau die allerneuste Mode; auch erstand sie ein Buch über Etikette, lernte es auswendig, und brachte die Etikette nun auch Peter bei. Weshalb soll er stets ein „Jimmie Higgins" der Weißen bleiben? Weshalb nicht die Sprache der Gebildeten annehmen, die Manieren der Wohlhabenden? Gladys kannte genau die Schliche, die auf Lohnerhöhungen Einfluß haben. Allsonntäglich mußte Peter seinen neuen steifen Hut aufsetzen, braune Handschuhe anziehen, mit ihr die Kirche des „göttlichen Mitleids" besuchen, den patriotischen Predigten des ehrwürdigen de Willoughby Stotterbridge lauschen. Gladys senkte betend den Kopf schielte unter den Wimpern hervor, merkte sich genau das Kleid der Dame in der nächsten Kirchenbank. Dann schlenderten sie mit den paradierenden Kirchenbesuchern umher, Gladys zeigte Peter, was für sie den Prüfstein der Vornehmheit ausmacht. An den Abenden gingen sie spazieren, schauten die Läden an oder spähten in Hotelhallen, wo man umsonst die Reichen betrachten konnte. Peter pflegte hungrig zu werden und vorzuschlagen, sie sollten in ein billiges Restaurant gehen, Gladys jedoch, die den Appetit eines Vögelchens hatte, bestand darauf, in den Speisesaal des Hotel de Soto zu gehen und dort eine Suppe und etwas Butterbrot zu essen — bloß um die elegante Umgebung zu genießen und zu sehen, wie sich vornehme Menschen beim Essen benehmen

Gladys Frisbie Gudge haßte die Armen ebenso leidenschaftlich, wie sie die Reichen liebte. Zwar mußte sie zugeben, es müsse auch Arme geben, vornehme Leute könnten bloß auf einer Basis von unvornehmen Leuten exisiteren. An der richtigen Stelle schadeten ja die Armen nicht; was Gladys ihnen vorwarf, war, daß sie es wagten, an eine andere Stelle rücken zu wollen und daß sie die über ihnen Stehenden kritisierten. Gladys verstand es, alles, was sie auf dieser Welt verachtete, in einem Wort zusammenzufassen, dem Wort: gemein. Mit diesem Wort beschrieb sie Leute, die sie sich weigerte, kennen zu lernen, korrigierte mit ihm Peters Manieren und seinen Geschmack, was Hüte anbelangte. Gemein sein, bedeutet verdammt sein; wenn Gladys Leute sah, die unverkennbar und hoffnungslos gemein waren, so faßte sie dies als persönliche Beleidigung auf, wurde diesen Leuten gegenüber unerbittlich und rachedurstig. Jeder dieser Menschen erschien ihr wie ein persönlicher Feind, ein Feind von etwas, das wertvoller war, als ihre eigene Person, ein Feind dessen, das sie anstrebte, ihres Ideals.

Auch Peter hatte einst ähnlich empfunden, jetzt jedoch, da es ihm so gut ging, hatte er Anlage, faul und bequem zu werden. Es war daher gut, daß Gladys ihn aufpeitschte und zur Arbeit anhielt. Zuerst lernte Gladys keine Roten kennen, erfuhr über sie bloß die Geschichten, die Peter abends nach der Arbeit heimbrachte. Jede neue Gruppe von Roten, die er beschrieb, erschien Gladys als fleischgewordene Teufel, und während sie die Fingernägel der dicken Damen polierte, die zu schläfrig waren, um mit ihr zu reden,

sann Gladys unentwegt nach, wie man diese Teufel ausrotten könne.

Bisweilen waren ihre Ideen glänzend. Sie besaß die wundervolle weibliche Intuition, die Kenntnis menschlicher Schwächen und der Kompliziertheit des Gefühlslebens. Oft legte sie Peter einen Plan vor, der sich auf das Verderben eines jungen Radikalen bezog, und dieser Plan hätte nicht besser sein können, wenn sie diesen Mann ihr ganzes Leben lang gekannt hätte. Peter vermittelte die Ideen seiner Frau Mc. Givney und Guffey, ihr Talent wurde anerkannt, ein reichlicher Lohn enthob sie der Arbeit im Maniküresalon. Guffey verwandte sie, um die Bekanntschaft mit der Dienerschaft eines reichen Mannes zu machen, der halbrote Organisationen unterstützte und von dem das Gerücht ging, es gebe etwas Unlauteres in seinem Privatleben. Gladys führte ihren Auftrag so gut aus, daß Guffey ihr eine noch weit schwierigere Aufgabe anvertraute: sie suchte reiche Damen auf, erklärte ihnen die Größe der roten Gefahr, und veranlaßte sie, Guffeys Agentur Geld zukommen zu lassen.

Der antirote Kampf tobte eben äußerst heftig. Seit zwei Jahren, seit der Bolschewikirevolution in Rußland, machte sich in der sozialistischen Partei eine Spaltung bemerkbar, und die Geheimagenten von Guffeys Büro, ebenso wie die Angestellten der Staatsanwaltschaft und der Regierung taten ihr möglichstes, um diese Spaltung zu vergrößern. Etliche Sozialisten glaubten noch immer an die politische Aktion, waren bereit, ihr ganzes Leben der langwierigen Aufgabe, eine Partei aufzubauen, zu widmen. Andere, ungeduldigere, suchten einen kürzeren Weg, Generalstreik oder Massenaufstand des Proletariats,

die der Sklavenherrschaft des Kapitalismus ein Ende bereiten würden. Sie behaupteten, die Politik sei etwas Faules, ein Politiker vermöge das Proletariat in einer Minute mehr zu betrügen, als dies gute Führer in einem Jahr verhindern könnten. Sie wiesen auf die deutschen Mehrheitssozialisten, diese Verräter am Internationalismus, hin. Auch in American-City gab es Leute, die sich Sozialisten nannten und die Bewegung in dieselbe Falle ziehen wollten.

Dieser Kampf begnügte sich nicht mit dem Abstrakten, die beiden Flügel der Partei griffen einander mit erbitterter Wut an. Die „Politiker" verhöhnten die „Unmöglichkeitsgläubigen", nannten sie „Anarchisten", die andere Seite, derart gereizt, beschuldigte ihre Gegner, sie stünden im Dienste der Regierung. Peter berichtete Mc. Givney von den Skandalen, die durch die Lockspitzel verursacht wurden, von den langwährenden Redekämpfen in der Organisation, bei denen sich ein gewisser Shorty Gunton besonders hervortat.

Shorty Gunton war ein vagabundierender Setzer, ein Wanderagitator, der die direkte Aktion predigte, einerlei, wer ihm zuhörte. „Gewalt," pflegte er zu sagen, „wieviele tausend Jahre noch sollen wir uns der Gewalt der kapitalistischen Regierungen fügen, ohne das Recht zu einer Erwiderung zu haben?" „Gewalt?, natürlich müssen wir die Gewalt leugnen — bis wir stark genug für sie sind." Peter hatte Shortys Verhöhnung der Kompromißler und politischen Krämer gelauscht, und ihn für einen der gefährlichsten Menschen in American-City gehalten. Später jedoch, da der Vorfall mit Joe Engel ihm die Augen geöffnet hatte,

glaubte Peter, Shorty müsse gleich ihm ein Geheimagent sein.

Er erfuhr es nie mit Bestimmtheit, doch sammelte er Tatsachen, fügte sie aneinander und nach kurzer Zeit wurde sein Glaube zur Gewißheit. Der linke Flügel spaltete sich von der Partei ab, bildete eine eigene Gruppe, die sich dann ihrerseits wieder spaltete: in die Kommunistische Partei und die Kommunistische Arbeiterpartei. Während diese beiden Parteien in der Bildung begriffen waren, teilte Mc. Givney Peter mit, die Regierung habe einen Agenten in der Kommunistischen Partei, es sollen ins Programm etliche Sätze aufgenommen werden, die die bloße Zugehörigkeit zur Partei als Verbrechen stempeln und ermöglichen, jedes Mitglied ohne weiteres ins Gefängnis zu werfen. Natürlich müßten diese Sätze sorgfältig ausgewählt werden, müßten dem üblichen Kommunistengeschwätz entsprechen, und dabei könne Peter von Nutzen sein.

Peter schrieb die Sätze; wenige Tage später las er in der Zeitung einen Bericht über die Vorgänge bei Gründung der Partei. Das Gründungskomitee hatte eine Resolution vorgelegt, Shorty Gunton hatte dagegen eine Minoritätsresolution eingebracht, eine feurige Rede gehalten und war mit seiner Resolution durchgedrungen. Etliche Monate später, als die Regierung mit der Kommunistenverfolgung begann, wurde auch Shorty Gunton verhaftet, doch entfloh er wenige Tage später auf dramatische Weise, indem er ein Loch in das Dach des Gefängnisses bohrte.

80.

Die I. W. Ws. waren wieder in American-City aufgetaucht, hatten gewagt, ein neues Hauptquartier

zu eröffnen. Peter wagte es selbstverständlich nicht, sich dorthin zu begeben, doch lernte er etliche junge Burschen, die Mc. Givney ihm brachte, an, lehrte sie die Sprache der Roten, und wie man sich unter die Genossen einschleicht. Bald darauf war einer der Burschen Sekretär der Lokalgruppe und überbrachte Peter zweimal die Woche Berichte über das Tun und Treiben der Roten. Peter und Gladys arbeiteten eine neue Bombenverschwörung aus, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese gefährlichen Leute zu lenken, da erfuhr Peter eines Tages durch die Zeitung, eine gütige Vorsehung habe ihm die Feinde ausgeliefert.

In einem Waldstaat des fernen Nordwestens, in einer kleinen Stadt namens Centralia, war das Hauptquartier der I. W. Ws. gestürmt und zerstört worden, wie dies in American-City geschehen war. Sie hatten einen anderen Versammlungsort bestimmt und abermals hatten die Mitglieder der Handelskammer und der Kaufmanns- und Fabrikanten-Vereinigung in einer Geheimsitzung beschlossen, sie zu vernichten. Die I. W. Ws. hatten sich an die Autoritäten gewandt und Schutz verlangt, als ihnen dieser verweigert ward, druckten sie ein Flugblatt und appellierten an das Publikum. Trotzdem gaben die Geschäftsleute ihren Plan nicht auf. Am Jahrestag des Waffenstillstands wurde eine Soldatenparade arrangiert, die an dem Hauptquartier der I. W. Ws. vorbeimarschieren sollte. Etliche der begeisterten Mitglieder trugen in den Händen Stricke, als Symbol ihrer Wünsche, — vor dem Hauptquartier machten sie Halt, schickten sich an, zu stürmen. Sie erbrachen die Tür, waren schon halb in das Gebäude eingedrungen, als die I. W. Ws. zu schießen anfingen und etliche der Feinde töteten.

Natürlich brachte dies den Mob zum Rasen. Die Männer im Hauptquartier wurden halbtot geprügelt, ins Gefängnis geworfen, gefoltert. Einer wurde in einem Automobil verschleppt, kastriert und dann gehängt. Freilich wurde darauf geachtet, daß die Berichte, die an jenem Abend von Centralia ausgeschickt wurden, die richtigen waren. Am folgenden Morgen las ganz Amerika in den Zeitungen, eine Gruppe I. W. Ws. habe sich mit Flinten bewaffnet und kalten Blutes auf einen friedlichen Paradezug unbewaffneter Veteranen geschossen.

Selbstverständlich wurde das ganze Land vor Empörung halb verrückt. Die Guffeys, Mc. Givneys und Gudges aller Staaten erkannten, ihre Zeit sei gekommen. Peter gebot dem Sekretär der I. W. W.-Lokalgruppe für den gleichen Abend eine Versammlung einzuberufen, dort eine Resolution zu unterbreiten, des Inhalts, die Zeitungsberichte aus Centralia seien erlogen. Zur gleichen Zeit hielt einer von Guffeys Leuten, ein einstiger Offizier, der noch Uniform trug, eine Versammlung der „Amerikanischen Legion" ab, stachelte die jungen Burschen mit Hetzreden auf, sodaß um neun Uhr etliche vierzig mit Eisenstangen bewaffnet, auszogen, das Hauptquartier der I. W. Ws. stürmten, die Mitglieder mit den Eisenstangen auf den Kopf schlugen, etliche veranlaßten, aus dem Fenster zu springen, wobei sich einige die Füße brachen. Am folgenden Morgen brachte die „Times" mit Freudengebrüll den Vorfall, und der Staatsanwalt Burchard erklärte offiziell, die wackeren Soldaten würden nicht bestraft werden; die I. W. Ws. forderten ja stets direkte Aktion, nun würden sie wohl zufrieden sein.

Durch den allgemeinen Beifall ermutigt, von

Guffeys Exoffizier angestachelt, stürmten die Mitglieder der „Amerikanischen Legion" alle radikalen Zusammenkunftsorte der Stadt, die Redaktion der „Trompete", das Hauptquartier der sozialistischen Partei, und beschlagnahmten zahllose Bücher und Schriften. Auch Buchhandlungen stürmten sie, durchsuchten alle Zeitungskioske der Stadt, wo immer sie rote Zeitschriften, wie die „Nation" oder die „New Republic" fanden, zerrissen sie die Exemplare, bedrohten die Verkäufer mit Arrest. Sie drangen auch in den Saal einer literarischen Gesellschaft ein, dem „Ruskin Club", der meist von liebenswürdigen, harmlosen alten Damen besucht wurde, und erschreckten die alten Damen derart, daß diese in hysterische Krämpfe verfielen. Dann entdeckten sie den „Club der Russen", der bisher unbelästigt geblieben, weil er ein pädagogisches Institut war. Aber natürlich konnte man in diesen Tagen keinem Russen trauen — alle waren Bolschewiki, oder würden Bolschewicki werden, was auf das gleiche herauskam. Deshalb organisierte Guffey einen Sturm auf das Gebäude, etwa zweihundert Russen wurden halbtot geschlagen, die Treppen hinabgeworfen, aus den Fenstern geschleudert. Einem ältlichen Mathematiklehrer wurde der Schädel eingeschlagen, einem Musiklehrer die Zähne ausgebrochen.

Es gab etliche Millionen junger Amerikaner, die in Uniform staken, Gewehre besaßen, einexerziert waren und noch keinen Kampf miterlebt hatten. Diese Burschen sehnten sich nach Kampf, und nun ergab sich dazu eine günstige Gelegenheit. Dieser Kampf war ebenso aufregend, wie der im Schützengraben, hatte außerdem noch den Vorzug, weniger gefährlich

zu sein. Wenn die Krieger heimkehrten, fehlten ihnen keine Glieder, verzweifelte Angehörige erhielten nicht die Nachricht vom Verlust ihrer Söhne. Etliche törichte Frauen taten sich zusammen, machten einen Umzug, um gegen die Blockade Rußlands zu protestieren. Die Krieger überfielen diese Frauen, zerrissen ihnen die Gewänder, die Fahnen, die Polizei schleppte sie ins Gefängnis. Einmal kam ein wohlbekannter Sportsmann daher, trug eine rote Krawatte, die Krieger hielten ihn für einen Bolschewik, stürzten sich auf ihn und brachten ihn um. Nach diesem Vorfall wurden Proteste laut, es gab Leute, die behaupteten, es sei nicht klug, bei der Verteidigung von Ordnung und Gesetz allzu viele Gesetze zu übertreten. Die Staatsanwaltschaft fand einen Ausweg, die jungen Soldaten wurden zu Gehilfen des Sheriffs befördert, trugen nun Abzeichen, sodaß alles in Ordnung war, wenn sie Heime stürmten oder Leute verprügelten.

81.

Peter Gudge machte oft diese Streifzüge mit, fand zu seinem Erstaunen, er leide an den gleichen „Komplexen" wie die jungen Soldaten. Seit fünf Jahren hatte Peter nun schon Kriegsberichte gelesen und keinen Kampf miterlebt, nun fühlte er plötzlich, daß er gerne kämpfen würde. Früher hatte ihn die Angst vor einer Verletzung vor dem Kampf zurückschrecken lassen, nun jedoch, da diese Gefahr nicht vorlag, fand er die Sache äußerst belustigend. In vergangenen Zeiten war er so oft ein Feigling genannt worden, daß er es schließlich selbst geglaubt hatte, jetzt erkannte er, dies sei nicht wahr, er sei ebenso tapfer wie irgendein anderer in der Menge.

Peter hatte eine traurige Jugend gehabt; er hatte nicht, wie die jüngeren Mitglieder der Handelskammer und der Kaufmanns- und Fabrikanten-Vereinigung gelernt, einen kleinen weißen Ball umherzustoßen. Peter war wie ein Geschäftsmann, der seine Knabenjahre nicht hatte genießen können, und der in späteren Jahren das Bedürfnis nach fröhlicher Zerstreuung empfindet, diese auf Anraten des Arztes im Sport sucht. Peters Sport war es, einen Revolver in die Seitentasche zu stecken, eine Eisenstange in die Hand zu nehmen und in ein Zimmer zu stürzen, wo vierzig Russen oder Juden, von jedem Alter und jeglicher Bartlänge mit der englischen Orthographie rangen. Peter brüllte laut, sah, wie die Leute hierhin und dorthin hasteten, er jagte ihnen nach, schlug sie auf den Kopf, wo immer er einen erwischen konnte, rannte zu jenen hin, die in einer Gruppe, eng aneinander geschmiegt, beisammen standen, versuchend, ihre Schädel zu schützen, schlug von allen Seiten auf sie ein, bis sie auseinander rannten. Es behagte ihm, wenn sie die Treppe hinabkugelten, noch schöner war es, gelang es, einen oder den anderen zu veranlassen, aus dem Fenster zu springen. Peter erlernte etliche ihrer Ausrufe — ausländische sinnlose Worte — und verfluchte sie in ihrer eigenen Sprache. Peter hatte ein gewisses Nachahmungstalent; da er diese Leute besser kennen lernte, verstand er es, ihre Gebärden, ihre entsetzten Bewegungen nachzumachen; oft brachte er ein ganzes Zimmer voll Spitzel dadurch zum Lachen, was seine Beliebtheit sehr verstärkte.

Später, da die Regierung an die Verfolgung der Kommunistischen Partei und der Kommunistischen Arbeiterpartei ging, wurden Peters Prestige und

seine Beliebtheit noch größer. Jetzt wurden die Roten zu Hunderten verhaftet und „verhört". Peter war dabei immer nützlich, seine Spezialkenntnisse machten ihn unentbehrlich, er wurde allmählich Leiter des ganzen Vorganges. Shorty Gunton und andere Lockspitzel hatten verabredet, die Versammlungen der Kommunistischen Partei und der Kommunistischen Arbeiterpartei sollten stets am gleichen Abend abgehalten werden. Dies wurde im ganzen Land so gehalten, und am folgenden Morgen wurde die Welt durch die Nachricht elektrisiert, daß alle diese Meetings zur gleichen Stunde gestürmt und Tausende von Roten verhaftet worden waren. In American-City hatte die Regierung etwa ein Dutzend Zimmer in der Nähe, von Guffeys Agentur gemietet, die ganze Nacht bis zum folgenden Morgen wurden Gefangene eingebracht bis es ihrer vierhundert waren. Sie wurden in die engen Stuben gepfercht, hatten nicht einmal Platz, sich niederzusetzen. Natürlich gab es einen furchtbaren Lärm, das Stöhnen und Wimmern der Verletzten, und einen Geruch, ärger als in einem Affenkäfig.

In diesen Räumen wurden die Gefangenen einige Wochen gehalten; während dieser Zeit kamen immer neue und neue dazu, die Frauen wurden in den Aborten untergebracht. Einige der Gefangenen simulierten Krankheit, andere erkrankten tatsächlich, etliche wurden wahnsinnig, einige starben. Natürlich machten die Salon-Roten und ihre Freunde furchtbare Geschichten. Doch besaßen sie keine Zeitungen mehr, durften keine Versammlungen abhalten, ihre Zirkulare wurden auf der Post beschlagnahmt. Trotzdem gelang es ihnen bisweilen, mit ihren Anklagen in die Oeffentlichkeit zu dringen. Dann berichteten die Spitzel

Peter, wer von den Roten dies getan habe, und Peter organisierte neuerliche Razzias, weitere Gefangene wurden eingebracht. Im Osten war eine „Bombenverschwörung" entdeckt worden, das heißt, man hatte rosa Papier gefunden, das entweder für Flugschriften oder zum Einwickeln von Explosivstoffen bestimmt war, man wußte es nicht sicher. Jedenfalls verteilten die mit Guffey in Verbindung stehenden Geheimagenturen die rosa Blättchen durch das ganze Land, und jedesmal, wenn die Polizei einen armen Teufel aus dem Weg räumen wollte, fand sie bei ihm das „mörderische rosa Papier". Dann wurde er von den Zeitungen als einer der Verschwörer gebrandmarkt, die durch die Post Höllenmaschinen verschicken.

82.

Peter hatte in diesen Tagen so viel zu tun, daß er oft ganze Nächte lang nicht ins Bett kam und kaum Zeit für seine Mahlzeiten fand. Er hatte ein eigenes Bureau, in das die Gefangenen zum Verhör gebracht wurden, und verfügte über ein halbes Dutzend Männer, die die „Arbeit des starken Armes" leisteten. Peters Aufgabe war es, den Gefangenen Geständnisse zu erpressen, die berechtigten, sie ins Gefängnis zu werfen, wenn sie Amerikaner, sie zu deportieren, wenn sie Ausländer waren. Freilich war es bisweilen schwer, den Unterschied zwischen Ausländern und amerikanischen Bürgern festzustellen, man mußte auf gut Glück handeln, von der Prämisse ausgehend, daß sie alle gleich gefährlich seien. Vor vielen Jahren, da Peter noch bei Pericles Priam gearbeitet, hatten sie etliche Monate in einer Pension verbracht, wo man immer schon vorher wußte, daß es Beefsteaks zum

Essen geben würde, weil die Köchin sie stundenlang klopfte, um sie „weich" zu machen. Peter wiederholte dies bei den ausländischen Roten. Sobald sie Peters Bureau betraten, fielen Peters Leute über sie her stießen sie, schlugen mit der Faust auf sie ein. Waren, sie verstockt und ließen nicht „mit sich reden", so bemühte sich Peter selbst. Er hatte nicht vergessen, wie erfolgreich Guffey mit seinem Gelenkverdrehen und Fingerumbiegen bei ihm gewesen war.

Es war merkwürdig, wie schlau und klug etliche dieser Roten waren. Und dabei waren sie doch nur verlauste ausländische Arbeiter. Aber sie hatten jede Mußestunde zum Lesen benützt — in ihren Zimmern fand man fast immer eine große Anzahl Bücher — und sie wußten genau, was sie wollten und verstanden es, Fragen zu parieren. Peter fragte: „Sie sind ein Anarchist, nicht wahr?" Die Antwort lautete: „Ich bin nicht in dem Sinn, wie Sie es meinen, Anarchist", als ob das Wort Anarchist zwei Bedeutungen haben könnte! Peter forschte weiter: „Sie glauben an die Gewalt?" Dann wurde der Kerl frech, erwiderte: „Sie sind es, der an die Gewalt glaubt, schauen Sie mich an, wie Sie mich zugerichtet haben." Oder Peter fragte: „Diese Regierung gefällt Ihnen nicht, was?" Und die Antwort kam: „Sie gefiel mir ganz gut, bis sie mich so mißhandelte." Stets fanden die Kerle derlei Ausflüchte, die alle von einem Stenographen notiert wurden. Gelang es Peter nicht, eine Art Geständnis zu erpressen, so konnte man den Roten nicht deportieren. In solchen Fällen fiel Peter über ihn her, versuchte ihn „weich" zu machen, bis er schließlich antwortete, was er antworten sollte. Oder Peter schrieb eine Aussage und die Detektive

zwangen den Mann, sie zu unterschreiben — oder Peter unterschrieb sie selbst.

Dies waren vielleicht grausame Methoden, doch konnte man sie nicht vermeiden, denn die Roten waren allzu listig. Sie untergruben im Geheimen die Regierung; sollte die Regierung etwa still halten, und ihre Ohnmacht zugeben? Von Hügeln und Bergen, aus Ebenen und Hainen und auch aus Redaktionen kam donnernd die Antwort des hundertprozentigen Amerikaners: „Nein!". Der hundertprozentige Amerikanismus wird Mittel und Wege finden, um sich vor den Sophismen des europäischen Bolschewismus zu schützen. Der hundertprozentige Amerikanismus hatte den Spruch geprägt: „Gefällt es den Leuten hier nicht, so sollen sie dorthin zurückgehen, woher sie gekommen sind." Die Leute aber, die in ihrem Innersten fühlten, Amerika sei ja doch das beste Land der Welt, wollten nicht zurückgehen und mußten deshalb dazu gezwungen werden.

Dies war Peters Lebenszweck, und seine treue Gattin stand ihm zur Seite, trieb ihn mit weiblicher Unerbittlichkeit an. Gladys hatte diese Art Leute stets „Vieh" genannt, nun, da sie entdeckte, wie sie rochen, wenn sie wochenlang zusammengepfercht lebten, erkannte sie, sie habe immer recht gehabt, für diese Menschen könne kein Los zu hart sein. Mit Peters Hilfe gelang es ihr, eine neue Bombenverschwörung zu entdecken, die sich gegen den Staatsanwalt, der die Razzias leitete, richtete. Vier italienische Anarchisten wurden verhaftet, zwei Monate lang in Einzelhaft gehalten, und Peter bemühte sich unentwegt um sie. Da er glaubte, seinem Ziel endlich nahe gekommen zu sein, wurde ihm alles dadurch

vereitelt, daß einer der Vier aus dem Fenster sprang. Da sich das Zimmer im vierzehnten Stockwerk befand, konnte dieser italienische Anarchist nicht wider sich selbst Zeugnis ablegen. Dieser Vorfall brachte die Salon-Bolschewiki des ganzen Landes zum Rasen, David Andrews veranlaßte eine gerichtliche Untersuchung, und Guffeys Agentur war eine Zeitlang unangenehmen Belästigungen ausgesetzt.

Doch ging die Arbeit weiter, die Roten wurden allmählich „sortiert", jene, die keine echten Roten waren, wurden wieder freigelassen, die anderen in Spezialzügen nach einer Hafenstadt gebracht. Etliche ließen alles grimmig schweigend geschehen, andere fluchten wild, manche weinten und klagten, denn sie hatten ihre Familie in Amerika und wagten nicht, die Regierung zu bitten, ihre Familie mit ihnen zu verschiffen oder sich um sie zu bekümmern. Die Regierung erkannte natürlich eine derartige Verantwortung nicht an. Die Roten hatten genügend Geld um Hetzliteratur drucken zu lassen, mochten sie es doch dazu verwenden, ihre eigenen Leute zu versorgen.

Selbstverständlich traf Peter auch bisweilen mit Roten zusammen, die früher seine vertrauten Freunde gewesen waren. Peter hatte sich ein derartiges Zusammentreffen häufig vorgestellt und bei dem bloßen Gedanken gezittert, nun jedoch entdeckte er, daß es ihn eigentlich belustigte. Die Angst vor den Roten, die ihm früher Appetit und Schlaf geraubt hatte, war gänzlich verschwunden. Hatte er doch erfahren, daß die Roten arme Geschöpfe waren, die nicht die Schläge erwiderten, keine Waffen besaßen — viele von ihnen hatten nicht einmal Muskeln — sie verfügten bloß

über Worte. Und Peter wußte genau, hinter ihm stehe die ganze Macht der organisierten Gesellschaft, Polizei, Gerichte, Gefängnisse, wenn nötig, sogar das Heer mit Maschinengewehren, Aeroplanen und Gasbomben. Es war gänzlich ungefährlich, die Roten zu prügeln, zu quälen, ihnen Schwindelverschwörungen anzuhängen, die Zeitungen standen immer auf Peters Seite, und natürlich glaubte das Publikum das, was es in den Zeitungen las.

Nein, Peter fürchtete die Roten nicht mehr. Fürchtete nicht einmal mehr Mac, den allergefährlichsten Roten. Mac war für zwanzig Jahre sicher im Kerker untergebracht, und obgleich Berufung eingelegt worden war, hatte sich das Gericht geweigert, ihn gegen eine Kaution freizulassen. Zufällig gelang es Peter, etwas über Macs Stimmung im Kerker zu erfahren, und er erkannte, selbst dieser grimmige stolze Geist sei am Zusammenbrechen. Mac hatte aus dem Gefängnis einem der Genossen in American-City geschrieben, die Post hatte den Brief aufgefangen, und Guffey das Schreiben Peter gezeigt. „Schreibt uns," bat Mac. „Um Gotteswillen schreibt uns. Die ärgste Qual im Gefängnis ist das Gefühl, daß man völlig vergessen worden ist. Laßt uns wenigstens wissen, daß jemand an uns denkt."

Dieser Brief bewies Peter, daß er der Sieger sei. Kam er nun mit den Roten, die er so sehr gefürchtet hatte, zusammen, so belustigte es ihn, sie die Wucht seiner Autorität und manchmal auch seiner Faust fühlen zu lassen. Auch machte ihm ihr Verhalten ihm gegenüber Spaß. Etliche flehten ihn an, erinnerten ihn an alte Zeiten, andere demütigten sich, wieder andere versuchten, an sein Gewissen zu appellieren.

Meist jedoch benahmen sie sich äußerst hochmütig, warfen ihm haßerfüllte Blicke zu, oder schauten ihn voll höhnischer Verachtung an. Dann gebot Peter seinen Leuten, auf die Manieren der Gefangenen einzuwirken, und ein wenig Daumendrehen und Gelenkverdrehen hatte meist die gewünschte Wirkung.

83.

Unter den ersten Gefangenen, die in Peters Büro gebracht wurden, befand sich Miriam Jankowitsch. Miriam war in die kommunistische Partei eingetreten, außerdem war sie in Rußland geboren, also war ihr Fall ganz klar. Peter wußte, Miriam habe Rosie Stern auf ihn gehetzt und derart seinen Sturz verschuldet, dennoch bewegte ihn ihr Anblick. Sie schaute alt und abgehärmt aus, hustete, ihre Augen waren wild und verrückt. Peter entsann sich ihrer als hochmütig und heftig — nun war ihr Stolz geschwunden, sie warf sich vor ihm auf die Knie, verkrampfte die Finger in seinen Rock, schluchzte hysterisch. Sie hatte eine Mutter und fünf jüngere Brüder, die alle von ihr erhalten wurden. Ihre Ersparnisse waren durch Krankheit aufgezehrt worden, jetzt sollte sie nach Rußland deportiert werden. Was würde mit den Ihren geschehen?

Peter erwiderte, er könne nichts tun. Sie habe das Gesetz übertreten, ihre Mitgliedskarte der kommunistischen Partei sei gefunden worden, außerdem habe sie zugegeben, daß sie in Rußland geboren worden sei. Er versuchte, sich frei zu machen, aber sie klammerte sich an ihn, schluchzte, flehte. Wenigstens möge man ihr gestatten, ihre alte Mutter zu sehen, mit ihr zu beraten, was die Familie tun solle, bei wem sie Unter-

stützung finden, wie sie in Zukunft mit Miriam in Verbindung bleiben könne. Man schickte sie fort, ohne ihr zu erlauben, ein einziges Wort mit ihren Lieben zu wechseln, ja, ohne daß sie sich mit Kleidung versorgen konnte.

Peter war, wie wir wissen, Frauen gegenüber immer weichherzig gewesen, auch jetzt fühlte er sich befangen. Er befolgte diesem Herdenvieh gegenüber bloß die Befehle seiner Vorgesetzten, konnte keine Ausnahmen gestatten. Dies wiederholte er Miriam immer wieder und wieder. Aber sie wollte ihn nicht anhören. „Bitte, Peter, bitte. Um Gotteswillen, Peter. Sie wissen, Peter, Sie waren einst ein wenig in mich verliebt, Peter, sagten es mir . . ."

Dies stimmte, doch hatte es damals Peter wenig genützt, denn Miriam hatte sich für Mac interessiert, für Mac, den gefährlichen Teufel, der Peter so viele sorgenvolle Stunden bereitet hatte. Damals hatte sie Peter von sich gestoßen, kaum seinen Worten gelauscht, jetzt wollte sie die Liebe, die sie einst verachtet hatte, ausnützen.

Sie hatte seine Hand erfaßt, er brachte es nicht übers Herz, sie roh fortzustoßen. „Wenn Sie je für eine Frau einen Funken Liebe verspürt haben," rief sie, „können Sie mir nicht diese kleine Bitte abschlagen — eine so kleine Bitte. Peter, bitte, den alten Zeiten zuliebe."

Plötzlich schrak Peter zusammen, und auch Miriam erschauderte. Von der Tür her erscholl eine Stimme. „Das ist also eine deiner Freundinnen?" Auf der Schwelle stand Gladys, starrend, steif vor Zorn, die kleinen Hände geballt. „Das ist also eine von deinen roten Geliebten, eine der nationalisierten Frauen!"

Sie stampft mit dem Fuß. „Stehen Sie auf, Sie Dirne, Sie Hure!" Und da Miriam, halb betäubt, noch immer auf den Knien verharrte, stürzte Gladys auf sie los, packte sie bei den schwarzen Haaren, zerrte derart heftig, daß Miriam hinfiel. „Ich werde Sie lehren, sie „Frei-Liebende", werde Sie lehren, mit meinem Mann zu liebeln." Sie riß Miriam am Haar, kratzte sie, versetzte ihr Fußtritte, bis etliche der Spitzel einschreiten mußten, um das Leben des Mädchens zu retten.

Guffey hatte Gladys vor ihrer Ehe von Peters schmählicher Vergangenheit erzählt, und sie hatte dies Peter mitgeteilt, hatte ihn unzählige Male daran erinnert. Der Anblick einer der „nationalisierten" Frauen hatte sie zur Raserei getrieben, und es währte eine Woche, ehe in der Familie Gudge der Friede wieder hergestellt war. In dieser Woche peitschten den armen Peter Gefühlstürme. Der erste rote Zug wurde zusammengestellt, und es war, als ob jeder ausländische Rote, den Peter je gekannt hatte, ihn belagere, versuche, seine Seele und sein Gewissen aufzurütteln. Sadie Todds Kusine, die in England geboren war, wurde mit dem ersten Schiff verschickt, desgleichen ein finnischer Holzfäller, den Peter bei den I. W. Ws. gekannt hatte, ein böhmischer Zigarrenarbeiter, bei dem Peter bisweilen zu speisen pflegte und schließlich Michael Dubin, der jüdische Bursche, mit dem Peter fünfzehn Tage im Gefängnis verbracht, und der eines der Opfer der Prügelnacht gewesen war.

Michael jammerte furchtbar, weil er eine Frau und drei kleine Kinder hatte, auch behauptete er, die Spitzel, die bei ihm Hausdurchsuchung gehalten, hätten seine Ersparnisse, dreihundert Dollars, gestohlen. Peter beharrte natürlich darauf, daß er nichts

tun könne, Dubin sei ein Roter und ein Ausländer, müsse daher verschickt werden. Da die Roten einwaggoniert wurden, standen etwa fünfzig Frauen auf dem Bahnhof, darunter auch Frau Dubin, weinten und rangen die Hände, versuchten die Wachen zu durchbrechen, um in die Nähe ihrer Lieben zu gelangen. Die Polizei mußte ihnen die Knüppel in den Bauch stoßen, um sie zurückzutreiben. Trotz der Wachsamkeit der Polizisten gelang es der hysterischen Frau Dubin, die Reihen zu durchbrechen. Sie warf sich unter die Räder des Zuges, konnte nur mit Mühe gerettet werden. Derartige Szenen hätten natürlich bei dem Publikum einen schlechten Eindruck hervorrufen können, deshalb telephonierte Guffey allè Redakteure der Stadt an und ließ sich von ihnen das Ehrenwort geben, daß keine der Zeitungen Details bringen würde.

84.

Durch das ganze Land rollten die roten Züge, beladen mit I. W. Ws., Kommunisten, Pazifisten, Anarchisten und hunderterlei Abarten der Bolschewiki. Sie wurden auf ein Schiff geladen und nach Rußland gesandt. Das Schiff erhielt den Beinamen die „rote Arche" und rote Redner erhoben ein furchtbares Geschrei, ein roter Geistlicher wagte es sogar, das Schiff mit der „Mayflower" zu vergleichen, die die ersten Puritaner aus England nach Amerika gebracht hatte. Auch gab es in Washington einige rote Staatsbeamte, die Schwierigkeiten bereiteten, eine ganze Anzahl Deportationsbefehle für ungültig erklärten, unter denen sich auch etliche von Peters Fällen befanden. Natürlich reizte dies Peter und dessen Frau.

Bald darauf ereignete sich etwas noch weit Unangenehmeres.

In American-City wurde ein „rosa" Massenmeeting abgehalten, um gegen die Deportationen zu protestieren. Guffey erklärte, das Meeting würde wahrscheinlich gestürmt werden, Peter müsse mitkommen, um den Detektiven die Roten zu zeigen. Die Angelegenheit war der Leitung eines Polizeidetektivs namens Garrity anvertraut worden, der herzlich wenig wußte und sich stets bei Peter Rat holte. Er bat Peter, mit ihm auf die Rednertribüne zu kommen, und Peter willigte ein. Eine ungeheure Zuhörerschar hatte sich versammelt, — die ganze, seit Monaten hinabgewürgte rote Wut brandete auf. Es gab Redner, gut gekleidete, anscheinend respektable Männer, die sich in nichts von den herrschenden Klassen des Landes unterschieden, die auf der Tribüne hochverräterische Aussprüche taten, die Regierung anklagten, die Blockade gegen Rußland verdammten, die bolschewistische Regierung Rußlands priesen und erklärten, die Leute, die in der „Sowjet-Arche" das Land verlassen hatten, seien glücklich zu nennen, denn sie flohen aus einem Land der Tyrannei in ein Land der Freiheit. Heftiger Beifall unterbrach jeden zweiten oder dritten Satz des Redners.

Wie sollte sich ein armer irischer, katholischer Detektiv hier zurechtfinden? Da behauptete ein Redner: „Sobald eine Regierungsform diese Ziele bedroht, ist es das Recht des Volkes, sie zu ändern oder zu zerstören, eine neue Regierung einzusetzen, die derart organisiert ist, auf derartigen Prinzipien fußt, daß sie das Glück und die Sicherheit des Volkes fördert." Garrity wandte sich Peter zu. „Was halten

Sie davon?" fragte er, und sein gutmütiges irisches Gesicht wurde ganz leer vor lauter Unverständnis.

Peter meinte, dies überschreite die Grenze, er wußte, Tausende von Leuten, die weit weniger gefährliche Dinge ausgesprochen hatten, waren ins Gefängnis geworfen worden. Peter wußte aus den Instruktionen des Generalstaatsanwaltes der Vereinigten Staaten, dies seien Dinge, die unter keinen Umständen gesagt, geschrieben, ja nicht einmal gedacht werden durften. Daher sprach er zu Garrity: „Der Kerl hat genug gesagt, man muß ihn verhaften." Garrity redete mit seinen Leuten, sie sprangen auf die Tribüne, verhafteten den Redner sowie alle anderen Redner und räumten den Saal.

Garrity hatte etwa hundert Polizisten unter seinem Befehl, die die Menge mit Knüppeln vor sich hertrieben, und die Redner in den Polizeikarren stießen. Peter begab sich in Guffeys Bureau, berichtete, was geschehen, und erlebte etwas, das ihn an den Tag gemahnte, da Guffey ihm Nell Doolins Brief gezeigt. „Wissen Sie, wen Sie verhaftet haben?" schrie Guffey. „Den Bruder eines Senators der Vereinigten Staaten! Und wissen Sie, was er gesagt hat? Er hat einen Teil der „Unabhängigkeitserklärung" zitiert!"

Peter verstand nichts, Peter war wie verloren. Durfte ein Mann das Gesetz übertreten, bloß weil er der Bruder eines Senators war? Und ist es nicht einerlei, ob etwas in der „Unabhängigkeitserklärung" steht oder nicht? War es hochverräterisch und hetzerisch, so durfte es nicht ausgesprochen werden. Der Vorfall machte Guffey und die Polizeiautoritäten der Stadt derart lächerlich, daß Guffey alle seine Leute berief und ihnen erklärte, daß auch den anti-

roten Handlungen eine Grenze gezogen sei. Man dürfe zum Beispiel einen Mann nicht verhaften, weil er die Bibel zitiere.

„Aber Jesus Christus, Guffey!" brach einer aus. „Müssen wir denn alle die Bibel auswendig können?"

Alle lachten. „Nein," gab Guffey zu. „Aber seid vorsichtig, verhaftet niemanden, der etwas sagt, das klingt, als stünde es in der Bibel."

„Teufel," meinte ein anderer, der ein Exprediger war. „Das zieht uns allzu enge Grenzen. Schaut Euch doch an, was alles in der Bibel steht."

Er begann zu zitieren, und Peter bemerkte, furchtbarere Dinge habe nie ein Bolschewik gesagt. Dies bewies wieder einmal, wie kompliziert das rote Problem war, denn Guffey beharrte darauf, jedes der Bibel entnommene Wort sei immun. „In Winnipeg," erzählte er, „wurde ein Geistlicher verhaftet, weil er zwei Strophen aus Jesaias zitiert hatte. Aber es ging nicht an, man mußte den Kerl freilassen." Und das gleiche bezog sich auf die „Unabhängigkeitserklärung", jeder durfte sie vorlesen, wie aufhetzerisch auch immer sie war. Dasselbe galt von der Konstitution, obgleich ein Teil derselben erklärte, jeder in Amerika dürfe die Dinge tun, für die Guffey und seine Agentur die Leute in den Kerker warfen.

Dies kam allen fast wahnsinnig vor, aber Guffey erklärte, es sei politisch. Gingen sie zu weit, so würden sie Stimmen verlieren, vielleicht sogar ihre Regierung verlieren, und was würde dann aus ihnen werden? Peter hatte sich bisher nie um Politik gekümmert, nun jedoch sahen er und Gladys ein, sie müßten ihren Horizont erweitern. Es genügt nicht, die Roten einzukerkern und ihnen die Schädel einzuschlagen, man

muß sich auch die Sympathie des Publikums zu erhalten wissen, muß dem Publikum begreiflich machen, ein derartiges Vorgehen sei von Nöten, muß Propaganda machen, damit das Publikum über die Abscheulichkeit der Roten und die Verruchtheit ihrer Pläne im Klaren sei.

Am genauesten erkannte der Generalstaatsanwalt diese Notwendigkeit. Guffey wies in seiner Rede auf die zweifache Tätigkeit dieses Mannes hin. Er vernichtete nicht bloß die Kommunistische Partei und die Kommunistische Arbeiterpartei, sondern benützte auch die seinem Bureau zur Verfügung gestellten Mittel, um das Land mit Propaganda zu überschwemmen, beim Publikum die gebotene Angst vor den Roten und deren Plänen wach zu erhalten. In American-City arbeiteten seine Leute Daten aus, die Guffey gesammelt hatte, er selbst hielt alle vierzehn Tage irgendwo eine Rede, oder sandte einen Bericht an die Zeitungen, der von neuen Bombenverschwörungen oder auf den Sturz der Regierung hinzielenden Verschwörungen erzählte. Und wie klug der Mann vorging. Er suchte sorgfältig die Bilder der häßlichsten Roten aus, die sich seit Wochen im Gefängnis nicht hatten rasieren dürfen, deren Stimmung durch zu nahe Bekanntschaft mit dem „dritten Grad" verbittert worden war, sandte die Bilder in alle Welt, darunter gedruckt: „Dies sind die Leute, die über Euch herrschen wollen!" Neunundneunzighundert Zeitungen brachten Reproduktionen, neunundneunzig Millionen Amerikaner waren am Tag, da die Zeitungen erschienen, bereit, alle Roten zu ermorden. Der Plan des General-Staatsanwalts erwies sich als derart trefflich, daß er hoffte, vermittels desselben zum Präsidenten gewählt zu werden; alle seine Agenturen arbeiteten darauf hin.

Alle Agenturen der großen Geschäftsleute verrichteten die gleiche Arbeit. Erforschten Leben und Charakter aller Präsidentschaftskandidaten; entdeckten sie dabei auch nur einen rosa Hauch, so versuchten Guffey und seine Leute, Skandale aus dem Leben des Kandidaten aufzuwühlen, die Geschäftsleute stellten große Summen zur Verfügung, der Kandidat wurde mit allen Mitteln unmöglich gemacht. Guffeys Leute müßten sich stets der Wichtigkeit ihrer Aufgabe bewußt sein, erklärte Guffey, dürften niemals einen Schritt tun, der der politischen Kampagne, der Propaganda für Gesetz und Ordnung schaden könnte.

85.

Ernst gestimmt verließ Peter Guffeys Bureau; zum ersten Mal ward er sich seiner Verantwortlichkeit als Wähler und als Hirte anderer Wähler bewußt. Er und Gladys kamen überein, ihre Ansichten seien zu beschränkt gewesen, er habe seiner Pflicht als Geheimagent noch mit dem Vorkriegsmaßstab gegenüber gestanden. Jetzt muß er erkennen, daß die Welt sich verändert habe, daß in dieser neuen Welt, in der die Demokratie gesichert ist, der Geheimagent der wahre Beherrscher der Gesellschaft, der Herr aller Geschäfte, gleichsam der Vormund der Zivilisation sei. Peter und seine Frau müssen dieser neuen Rolle würdig werden. Sie durften sich natürlich nicht durch persönliche Wünsche beeinflussen lassen, dennoch war es unverkennbar, daß diese erhabenere Rolle auch gewisse Vorteile mit sich brachte: sie werden in der Welt vorwärtskommen, mit den „besseren" Leuten zusammentreffen. Sechs Jahre ihres jungen Lebens hatte Gladys die Nägel der Vornehmen poliert und

gepflegt und immer hatte in ihrem Herzen der Entschluß gebrannt, auch sie wolle eines Tages der Welt der Vornehmen angehören, diesen Leuten nicht als Untergebene, sondern als Gleichgestellte gegenübertreten, nicht nur ihre Hände halten, sondern auch fordern können, daß man ihre eigenen, Gladys, Hände halte.

Und nun ergab sich hierzu die Gelegenheit. Gladys hatte eine kurze Unterredung mit Guffey, der völlig mit ihren Plänen einverstanden war; er werde, sagte er, mit Billy Nash, dem Sekretär der „Liga zur moralischen Hebung Amerikas", sprechen. Er hielt Wort. In der folgenden Woche verkündete die „Times", daß am nächsten Sonntag die Bibel-Klasse der Männer in der Bethlehem-Kirche eine interessante Versammlung abhalten werde. Ein Geheimagent der Regierung, ein einstiger Roter, der Jahre lang ein gefährlicher Agitator gewesen war, aber seinen Irrtum eingesehen und sich zur Sühne der Regierung zur Verfügung gestellt hatte, werde einen Vortrag halten.

Die Bethlehem-Kirche war nichts Besonderes, ihre Gemeinde war unbekannt, doch war Gladys schlau genug, um einzusehen, man könne nicht mit einem einzigen Schritt den Bergesgipfel erreichen. Peter müsse zuerst experimentieren, ging die Sache nicht, so schadete es auch nicht viel.

Dennoch gab sich Gladys ebensoviel Mühe, als hätte es sich hier um die „wirkliche Gesellschaft" gehandelt. Sie verbrachte etliche Tage mit den Plänen für ihre und Peters Kleidung, verbrachte am großen Tag mehr als eine Stunde vor dem Spiegel und achtete auch darauf genau, daß Peter richtig aussehe. Da Herr Nash sie persönlich mit dem ehrwürdigen Zebediah

Muggins bekannt machte, und dieser Apostel des zweiten Advent ihren Gatten der Zuhörerschar vorstellte, bebte Gladys vor einer schier schmerzlichen Freude.

Peter benahm sich selbstversändlich nicht ganz tadellos. Er stotterte, stockte, wurde verwirrt, doch vergaß er nicht Gladys Rat, wenn er stecken bliebe zu lächeln und zu erklären, er habe noch nie öffentlich gesprochen. So ging denn alles ganz gut, und die Mitglieder der Bibel-Klasse waren entsetzt über die Enthüllungen dieses Exroten und Geheimagenten für Gesetz und Ordnung. In der folgenden Woche ward Peter abermals aufgefordert, einen Vortrag zu halten, diesmal vor der „Liga der jungen Heiligen". Und auch in den folgenden Wochen mußte er bei verschiedenen Vereinigungen seinen Vortrag wiederholen. Inzwischen hatte er sich eine gewisse Gewandtheit angeeignet, sein Ruhm verbreitete sich, und endlich kam für ihn die selige Stunde: er wurde in die Park Avenue eingeladen, um vor den Mitgliedern der „Freundes-Gesellschaft" in der „Kirche des göttlichen Mitleids" zu sprechen.

Dies war das Ziel, an dem stets Gladys Augen gehangen hatten. Diesmal war der Vortrag wirklich wichtig, wurde Peter von ihr neueinstudiert. Sie lebten unweit der Avenue, doch bestand Gladys darauf, daß sie in einem Taxameter vorfuhren. Als sie den Vorraum betraten, und der ehrwürdige de Willoughby Stotterbridge, dieser wundervolle englische Gentleman, ihnen entgegen kam und ihre Hände schüttelte, wußte Gladys, sie habe endlich das Ziel ihrer Sehnsucht erreicht.

Peter, der nunmehr seinen Vortrag auswendig kannte, genau wußte, wo er auf Gelächter, wo er auf Tränen und wo er auf patriotischen Beifall rechnen konnte, errang einen großen Erfolg. Nach dem Vortrag beantwortete er Fragen. Zwei Angestellte von Billy Nash boten Mitgliedskarten der „Liga zur moralischen Hebung Amerikas" an — sie kosteten fünf Dollar für ein Jahr, Ehrenkarten fünfundzwanzig Dollar das Jahr, lebenslängliche Karten zweihundert Dollar. Die Angehörigen der exklusivsten Gesellschaft von American-City drückten Peter die Hand, baten ihn, seine Vorträge auch weiterhin zu halten, — das Vaterland bedürfe seiner. Am folgenden Morgen brachte die „Times" den Vortrag und am übernächsten Tag behandelte ein Leitartikel seine Enthüllungen mit dem Schlußsatz: „Schließt Euch der „Liga zur moralischen Hebung Amerikas" an."

86.

Als Peter an diesem Tag in sein Bureau kam, fand er einen auf teurem und auffallendem Papier geschriebenen Brief vor. Der Umschlag zeigte eine spitze Frauenschrift, und als Peter ihn öffnete, erschrak er schier, denn er erblickte ein Wappen, darunter eine lateinische Inschrift und die Worte: „Gesellschaft der Töchter der amerikanischen Revolution". Der Brief, von einem Sekretär geschrieben, teilte ihm mit, daß Frau Warring Sammye Herrn Peter Gudge bitte, sie um drei Uhr nachmittags aufzusuchen. Peter studierte den Brief, zerbrach sich den Kopf darüber, was für eine Abart Rote Frau Warring Sammye sein könne. Das Briefpapier, der vornehme Ton imponierten

ihm, aber Revolution war doch ein verbotenes Wort. Frau Warren Sammye mußte gleich Frau Gott eine Salon-Rote sein.

Peter brachte den Brief Mc. Givney, fragte mißtrauisch: „Was ist das für eine rote Verschwörung?"

Mc. Givney las den Brief. „Rote Verschwörung? Was wollen Sie damit sagen?"

„Nun ja, die „Töchter der amerikanischen Revolution."

Mc. Givney blickte ihn an, um zu sehen, ob er scherze; da er jedoch bemerkte, Peter rede im Ernst, lachte er ihm ins Gesicht. „Sie Trottel!" rief er. „Haben Sie denn nie etwas von der amerikanischen Revolution gehört? Wissen Sie nicht, was der vierte Juli bedeutet?"

In diesem Augenblick klingelte das Telephon. Mc. Givney schob Peter den Brief zu, meinte: „Fragen Sie Ihre Frau." Als Gladys heimkam, gab ihr Peter den Brief und sie wurde äußerst aufgeregt. Durch sie erfuhr Peter, Frau Warring Sammye sei eine der vornehmsten Damen der Gesellschaft in American-City und die amerikanische Revolution, deren Tochter sie sich nannte, sei eine vollkommen respektable Revolution gewesen, die sich vor langer Zeit ereignet hatte. Die besten Leute gehören dieser Gesellschaft an, es war gesetzlich und sogar vornehm, diese Inschrift auf Briefpapier zu haben. Peter müsse sofort seine besten Kleider anlegen, dem Sekretär telephonieren, er komme mit Freuden Frau Warring Sammyes Aufforderung nach. Inzwischen aber müsse Peter noch einiges studieren. Vor allem die gesellschaftliche Liste: „Wer ist wer, in American-City", außerdem die Ge-

schichte Amerikas, wo er die Unabhängigkeitserklärung lesen und den Unterschied zwischen einer Revolution, die vor langer Zeit gewesen ist, und einer, die jetzt ist, lernen solle.

So suchte denn Peter die große Dame in ihrem grauen Steinpalast auf und fand sie ebenso prächtig wie Frau Gott, bloß mit dem Unterschied, daß sie keinen Augenblick ihre Stellung vergaß. Sie beging nicht den Fehler, Peter als ihresgleichen zu behandeln, und Peter dachte auch nicht daran, daß er für immer in ihrem Heim bleiben möchte. Sie erklärte Peter, sie habe von seinem Vortrag gehört, wünsche, er solle, bei der „Vereinigung der arbeitsunfähigen Veteranen". deren Patronesse sie sei, den Vortrag wiederholen Peter, von Gladys instruiert, sagte, er werde dies gerne als Erfüllung einer patriotischen Pflicht tun. Frau Warring Sammyes dankte ihm im Namen des ganzen Landes und versprach, ihm den Tag des Vortrags mitzuteilen.

Peter kehrte heim, und Gladys schnitt ein Gesicht, da sie erfuhr, der Vortrag solle vor gemeinen Soldaten in irgend einer Halle gehalten werden. Sie hatte gehofft, die „Töcher der Revolution" wollten ihn hören, und das Ganze würde in Frau Warring Sammyes Palast stattfinden. Aber schon der Umstand, daß Peter Frau Warring Sammyes Aufmerksamkeit erregt hatte, war ein Triumph. Gladys tröstete sich rasch, erzählte Peter Anekdoten aus Frau Warring Sammyes Leben; man erfährt so allerlei in Manikür-Salons.

Gladys war gütig gestimmt und redete mit Peter über ihn selbst. Sie hatten eine Höhe erklommen,

von der aus man die Vergangenheit als Ganzes überblicken konnte; in der Vertrautheit und Intimität ihrer ehelichen Geschäftsverbindung vermochten sie aus ihren Irrtümern Nutzen zu ziehen, die Zukunft weise zu planen. Peter habe viele Fehler begangen, das müsse er doch zugeben. Peter gab es zu. Dennoch, fuhr Gladys fort, habe er tapfer gekämpft und es sei ihm gelungen, den größten Segen des Lebens zu erringen: die Hilfe einer guten und klugen Frau. Dies betonte Gladys ganz besonders, und Peter stimmte ihr bei. Er stimmte auch bei, da sie erklärte, es sei die Pflicht einer guten und klugen Frau, den Gatten auf der Lebensreise zu behüten, ihn vor den Fallen zu schützen, die ihm hinterlistige Feinde stellen. Peter, der bittere Erfahrungen gemacht habe, werde nicht mehr einem hübschen Gesicht nachlaufen und am Morgen mit leeren Taschen erwachen. Auch hier stimmte Peter bei. Allmählich, während Gladys sprach, erkannte er, der Triumph seines Lebens sei einzig und allein das Werk seiner Frau, das heißt, er erkannte, sie glaube dies, werde sich durch nichts von diesem Glauben abwenden lassen. Er nahm auch demütig ihre Prophezeiungen über die Zukunft entgegen: er wird jede Woche seinen Lohn heimbringen, er und seine Frau werden ihn verwenden, um sich der höheren gesellschaftlichen Stellung, die ihrer harrt, anzupassen.

Peter befolgt die Gebote seiner Frau, er wird immer würdiger, immer ernster in Wort und Benehmen. Sie behauptet, die Zukunft der Gesellschaft hängt von seiner Klugheit und Gewandtheit ab, und er glaubt es ihr. Er hat gelernt, was man tun und was man nicht tun kann, wird nie mehr Ausflüge ins Verbrecherische

unternehmen, hütet sich vor jeder Erpressung. Er vermeidet „freie" Arbeit unter dem Einfluß gemeiner Geschöpfe, wie Nell Doolin, bleibt der „Maschine" treu und vergißt nicht, daß ehrlich am längsten währt. Derart wird er immer weiter kommen, wird den besten Männern des Landes die Hand drücken, wird mit ihnen sprechen, nicht mehr in sich windender Demut, den Hut in der Hand, sondern mit ruhiger Selbstsicherheit. Er wird mit den Agenten des Generalstaatsanwaltes, der die Präsidentenwürde anstrebt, zusammentreffen, sie mit Material für die wöchentlichen roten Schreckgespenster versorgen. Er wird Legislatoren kennen lernen, die bereits gewählte Sozialisten vertreiben wollen und Gouverneure, die die Führer von „ungesetzlichen" Streiks in den Kerker zu werfen wünschen, auch Journalisten, die Material für Artikel verlangen, und Schriftsteller, die nach roter Farbe suchen.

Den meisten Erfolg aber wird Peter als Vortragender erringen. Er wird das ganze Land durchreisen, überall Aufsehen erregen. Weshalb? Peter wußte dies selbst nicht, doch erklärte Gladys es ihm: weil er romantisch ist. Peter wußte nicht genau, was das Wort bedeute, doch klang es schmeichelhaft, deshalb grinste er dumm, zeigte die schiefen Zähne, fragte Gladys, wieso sie entdeckt habe, daß er romantisch sei? Ihre Antwort bestand in dem Gebot, sich zu erheben und sich langsam umzudrehen.

Peter behagte es keineswegs, seinen bequemen Lehnstuhl zu verlassen, dennoch gehorchte er seiner Frau. Sie betrachtete ihn von allen Seiten, meinte dann: „Peter, du mußt Diät halten, du wirst dick."

Sie sagte dies in so entsetztem Ton, daß Peter erschrak. Und Gladys fügte hinzu: „Du kannst auf der Tribüne unmöglich romantisch wirken, wenn du wie ein Bogenfenster aussiehst."

Peter fand es äußerst interessant, über sich selbst zu reden, er fragte Gladys abermals, weshalb sie ihn romantisch finde. Aus verschiedenen Gründen, entgegnete sie, vor allem, weil er ein gefährlicher Verbrecher gewesen war und sich bekehrt habe, dies freue die frommen Leute. Außerdem habe er durch eine glückliche Ehe einen schönen Abschluß gefunden, was wiederum den Romanlesern behagt.

„Wirklich?" fragte Peter naiv, und sie versicherte ihm, dem sei so. „Weshalb noch?" erkundigte er sich weiter. Sie erwiderte, weil er genau diese furchtbaren, gefährlichen Leute, diese Ungeheuer der modernen Welt, die Bolschewiki, gekannt habe, von denen der Durchschnittsmensch nur in Zeitungen erfährt. Außerdem erzähle er nicht bloß eine aufregende Geschichte, füge auch noch eine geschäftliche Moral hinzu: Schließt Euch der „Liga zur moralischen Hebung Amerikas" an. Schickt der „Vereinigung des häuslichen Herdes" Schecks. Die Sicherheit und das Bestehen des Landes hängen davon ab, daß ihr die „Verteidigungs-Legion der Patrioten" unterstützt. Derart werden Peters Vorträge berühmt werden, die Guffeys und Billy Nashes aller Städte werden nach ihm schreien, die Zeitungen sein Bild bringen er und seine Frau werden von den Spitzen der besten Gesellschaft gefeiert werden und schließlich als soziale Größen, angesehen und geachtet, und wohlhabend werden.

Gladys betrachtete, da sie ins Schlafzimmer gingen, abermals ihren Gatten. Ja, er wird entschieden

zu dick, wird Golf spielen müssen, um abzunehmen. Er trug an der Uhrkette eine kleine amerikanische Fahne, und Gladys fragte sich, ob dies nicht unvornehm wirke. An ihrem Finger stak ein echter Diamantring, sie hatte gelernt, gewisse Worte auszusprechen, wie dies in der besten Gesellschaft üblich ist. Sie gähnte graziös, zog ihr schönes braunes Schneiderkleid aus, überlegte, daß Fettleibigkeit und Diamantringe zusammen mit Wohlstand und Sicherheit kommen.

Wohlstand und Sicherheit besaßen Peter und sie im vollen Maße. Sie hatten die Angst, eines Tages arbeitslos zu sein, völlig verloren, wußten genau, die rote Gefahr sei nicht so leicht auszurotten, denn sie ist eine Seuche, die im Blut der Gesellschaft steckt, immer wieder als Ausschlag durchbricht. In einem stimmte Gladys nun mit den Roten überein: solange es eine Klasse der Reichen gibt, so lange wird es auch soziale Unzufriedenheit geben, solange werden Leute dadurch ihr Brot verdienen, daß sie agitieren, anklagen, nach einer Veränderung verlangen. Die Gesellschaft gleicht einem Garten; jedes Jahr, wenn man darin Gemüse pflanzt, wächst auch Unkraut auf und muß ausgejätet werden. Gladys Gatte ist ein geschickter Gärtner, er versteht zu jäten, weiß, die Gesellschaft könne sich ohne seine Dienste nicht behelfen. So lange der Garten besteht, wird Peter ein Hauptjäter sein, der Lehrer einer Klasse von jungen Jätern.

Es war prächtig, einen solchen Gatten zu haben, war der Lohn einer guten Frau, die ihrem Mann geholfen, aus ihm einen Patrioten, einen Hüter des Gesetzes und der Ordnung gemacht hat. Denn natürlich werden die Besitzer des Gartens stets für ihren Gärtner

Sie streckte die Arme nach ihm aus. „Armer, lieber Peter! Du hast ein so schweres Leben gehabt“ (S. 321)

sorgen, darauf achten, daß auch er sein Teil erhält. Gladys und Peter hatten ein Anrecht auf die schönsten Blumen, die herrlichsten Früchte, sie würden es auch geltend machen. Gladys stand vor dem Spiegel, flocht ihr Haar für die Nacht, dachte an die Dinge, die sie aus dem Garten verlangen würde. Jählings streckte sie verzückt die Arme aus.

„Wir sind erfolgreich, Peter, sind erfolgreich. Wir werden Geld haben, alle Herrlichkeiten, die Geld zu kaufen vermag. Weißt du denn, Pater, welch großen Erfolg du errungen hast?"

Peter blickte in ihr strahlendes Gesicht, erschrak ein wenig, fühlte sich etwas unsicher, Gladys pflegte ihm sonst nie einen Teil der Lorbeeren zu überlassen. Gladys empfand für den Gatten jähe Zuneigung, vermischt mit Mitleid. Sie streckte die Arme nach ihm aus. „Armer, lieber Peter. Du hast ein so schweres Leben gehabt. Ach Peter, es war grausam, daß du so viel kämpfen und irren mußtest, war grausam, daß du mich nicht früher hattest, um dir zu helfen. Aber jetzt ist alles vorüber, Peter, du wirst die alten Tage vergessen — außer wenn du Vorträge über sie hältst."

Gladys dachte einen Augenblick nach, brach dann von neuem aus: „Denke nur, Peter, wie herrlich es ist, ein Amerikaner zu sein. In Amerika kann man immer an die Spitze kommen, wenn man bloß seine Pflicht erfüllt. Amerika ist das Land der Freien! Das Beispiel, daß du gabst, wie auch ein armer Bursch Erfolg erringen kann, sollte selbst die dummen Roten überzeugen — jeder, der nur hart genug arbeitet, kommt an die Spitze. In Amerika kann ein armer Junge

sogar Präsident werden. Würdest du gerne Präsident werden, Peter?"

Peter zögerte; er fühlte sich dieser Stellung nicht gewachsen, doch wußte er, es würde Gladys ärgern, spräche er dies aus. Er murmelte: „Vielleicht, . . . später einmal . . ."

„Jedenfalls," fuhr seine Frau fort, „halte ich zu meinem Vaterland. Bin eine echte Amerikanerin."

Diesmal zögerte Peter nicht. „Darauf kannst du wetten," entgegnete er und fügte seinen Lieblingsausdruck hinzu: „Hundert Prozent!"

Ende.

ANHANG

Jedermann, der dies Buch gelesen hat — das fand der Autor nach einigen kleinen Experimenten mit dem Manuskript heraus — hat eine ganze Reihe von Fragen zu stellen: Wieviel davon ist wahr? Haben tatsächlich amerikanische Geschäftsleute sich dazu hergegeben, den politischen Radikalismus aufzuspüren und Vorbeugungsmaßregeln gegen ihn zu treffen? Haben sie bei der Vernichtung der „Roten" sich zu solchen extremen Maßregeln hinreißen lassen, wie die Darstellung dieses Buches zeigt?

Einige wenige Ereignisse in „Hundert Prozent" sind fiktiv, z. B. die Geschichte von Nell Doolin und Nelse Ackerman; aber alles was soziale Bedeutung hat, beruht auf Wahrheit und ist aus Tatsachen geschöpft, die dem Autor oder seinen Freunden persönlich zur Kenntnis gekommen sind. In der Tat sind alle Charaktere aus „Hundert Prozent" wirklich existierende Personen. Peter Gudge lebt, und hat den Autor dieses Buches verschiedentlich aufgesucht; Guffey und Mc. Givney leben wie auch Billy Nash und Gladys Frisbie.

Um mit dem Anfang zu beginnen:

Der „Goober-Fall" stimmt in den Hauptzügen mit dem Fall Tom Mooney überein. Wenn man sich über diesen Fall informieren will, sende man 15 Ct.

an das Mooney-Verteidigungskomite, Post Box 894, San Francisco, für die Broschüre: „Soll Mooney aufgehängt werden?", von Robert Minor. Die Geschäftsleute von San Francisco brachten eine Million Dollar auf, um die Stadt vor der organisierten Arbeiterschaft zu retten, und der Mooney-Fall war der Weg, den sie zur Rettung beschritten. Es geschah jedoch, daß der Richter, vor den Mooney geführt wurde, sich seiner Aufgabe nicht gewachsen zeigte, und dem höchsten Justizbeamten des Staates einen Brief schrieb, in dem er mitteilte: Er sei zu der Ueberzeugung gekommen, daß Mooney durch einen Meineid seines Verbrechens überführt werden sollte. Inzwischen aber saß Mooney schon im Kerker und ist still dort. Fremont Older, der Herausgeber des San Francisco „Call", der kürzlich eine genaue Untersuchung dieses Falles vorgenommen hat, schrieb dem Autor vor einiger Zeit: „Im ganzen gesehen, ist es die erschreckendste Geschichte, mit der ich je zu tun gehabt habe. Wenn einmal alles bekannt sein wird, wird es sich klar erweisen, daß der Staat vor den Augen der Oeffentlichkeit einen Mann ermordet hat mit den Instrumenten, die geschaffen sind, Gerechtigkeit und Recht herzustellen. Jedes, auch das kleinste Zeugnis sowohl in dem Mooney- wie in den Billing-Fall beruht auf einem Meineid."

Bis zu welchem Maße ist die Bestrafung des politischen Radikalismus den Händen der Behörden entglitten und in die Hände des „Großen Geschäfts" übergegangen? Jeder Geschäftsmann wird natürlich der Meinung sein, daß, wenn das „Große Geschäft" Interessen wahrzunehmen hat, es sie mit allen zur Verfügung stehenden Mittel schützen wird. Soweit wie möglich wird es die öffentlichen Behörden in An-

spruch nehmen; aber wenn diese entweder aus Korruption oder aus politischen Gründen versagen, muß das „Große Geschäft" die Sache selbst in die Hand nehmen. In dem Bergwerkstreik von Colorado hat das Bergwerkskapital das Geld aufgebracht, um das Militär zu bezahlen und neue Truppenkontingente durch seine Privatdetektive aufstellen zu lassen. Die Roten nannten dies „mit dem Bajonett regieren" und der Autor schrieb in jenen Tagen seinen Roman „König Kohle" über diese Affaire. Der Mann, der die militärischen Operationen während dieses Streiks leitete, war A. C. Felts von der Baldwin-Felts-Detektiv-Agentur, der vor einiger Zeit getötet wurde, als er grade verschiedene Kohlenbezirke in West-Virgina „regierte".

Man findet denselben Zustand in Washington und Oregon, in dem Petroleumbezirk von Oklahoma und Cansas, in den Kupferbergwerken von Michigan, Montana und Arizona und in allen großen Kohlenbezirken. Im westlichen Pensilvania sind alle lokalen Behörden Angestellte der großen Stahlgesellschaft. Geht man nach Bristol, so wird man finden, daß die national-indische Gummigesellschaft sich verpflichtet hat, die Gehälter der städtischen Polizeitruppe zu zwei Drittel zu bezahlen.

In jeder größeren Stadt Amerikas haben die Unternehmerorganisationen sich Forts geschaffen, um die Arbeitergewerkschaften niederzuhalten und die Roten an die Wand zu drücken, und diese Forts werden so verwandt, wie es im vorliegenden Roman gezeigt wird. In Los Angelos hat die Unternehmerorganisation eine Million Dollar aufgebracht, und das Resultat war der Fall Sidney R. Flours, der in diesem Roman kurz unter dem Namen „Sydney" skizziert wird. Der

Leser, der sich über die Einzelheiten dieses Falles informieren will, wird auf Kapitel 64 des „Sündenlohnes" verwiesen. Flours ist zweimal verhört worden und soll bald ein drittes Mal verhört werden, und der Staatsanwalt soll gesagt haben, man werde ihn falls notwendig auch ein halbes Dutzend Mal verhören. Beim letzten Verhör wurden zusammen fünfundzwanzig Zeugen gegen Flours vorgeführt, und von diesen waren neunzehn entweder Peter Gudges, Mc. Givneys oder andere Polizeispitzel oder auch irgend welche Angestellte der lokalen politischen „Maschine". Ein Mitglied des Gerichts, das mit mir über den Fall sprach, sagte mir, daß er sich gegen eine weitere Verfolgung ausgesprochen habe, weil der Brief, auf den hin die Verhaftung erfolgt war, seiner Ansicht nach eine bezahlte Sache sei, und daß er ziemlich sicher wisse, wer ihn geschrieben habe. Er sagte mir ferner, daß in Los Angelos sich ein geheimes Komitee von fünfzig der aktivsten reichen Leute der Stadt gebildet habe; daß er aber nicht ausfindig machen könne, was da vor sich ginge; diese Leute kämen in sein Büro und verlangten Einsicht in die Geheimberichte der Regierung. Auf seine Weigerung hin Flours verfolgen zu lassen hätten sie den Gouverneur von Californien zu einem telegraphischen Protest in Washington veranlaßt. Als ich als Zeuge in dieser Angelegenheit vor Gericht stand, wiederholte ich diese Behauptung, und derselbe Gerichtsbeamte leugnete alles vor Gericht und schrieb meine Behauptung meiner „literarischen Einbildungskraft" zu.

In den früheren russischen und österreichischen Kaiserreichen war die Technik, Agitatoren einzufangen, gut entwickelt und der Gebrauch von Spitzeln und

eingeschmuggelten Leuten, welche die Roten zu Verbrechen verführen sollten, recht weit verbreitet. Wir haben im englischen keinen gleichwertigen Ausdruck für die Bezeichnung „Agent provocateur", aber in den letzten vier Jahren haben tausende von ihnen in Amerika gearbeitet. In der Verhandlung gegen Flours wurden drei Zeugen vorgeführt, die aktiv tätig gewesen waren unter den I. W. Ws. und die vom Staat für ihre Zeugenaussage bezahlt wurden. Einer dieser Leute gab zu, daß er selbst einige vierzig Scheunen angezündet habe und daß er jetzt dreihundert Dollar im Monat bekomme. Bei dem Prozeß von William Bross Lloyd, in Chicago, der wegen seiner Zugehörigkeit zur kommunistischen Partei angeklagt war, wurde ein ähnlicher Zeuge vorgeführt. Santeri Nourteva vom Sowjetbüro in New York hat behauptet, daß Louis C. Fraina, der Herausgeber des „Revolutionray Age" ein Regierungsspitzel sei, und daß Fraina für die kommunistische Partei diejenigen Stellen in ihrem Programm und ihren Broschüren geschrieben habe, die dann benutzt werden konnten, um Mitglieder der Partei zu verhaften und zu deportieren. Am 27. Dezember 1919 sandte der Vorsitzende des politischen Büros vom Justizdepartement in Washington seinem lokalen Büro in Boston ein Telegramm, das folgende Sätze enthielt:

„Arrangieren Sie durch Ihre Vertrauensleute Massenversammlungen der Kommunistischen Partei und der Kommunistischen Arbeiterpartei in der festgesetzten Nacht. Ich bin durch mehrere Beamte schon darüber informiert, daß solche Versammlungen jetzt mühelos arrangiert werden können." So konnte dem Richter O. W. Anderson die Tätigkeit der Provo-

kateure bewiesen werden, daß er folgendes erklärte: „Was fast außerhalb jeder vernünftigen Erwägung scheint, ist Tatsache: Die Regierung hat einen Teil der Kommunistischen Partei in der Hand und operiert mit ihm."

Richter Anderson scheint nicht die hohe Meinung des Autors von „Hundert Prozent" über das „Vertrauensmänner"-System zu teilen. Richter Anderson sagt: „Ich kann mich nicht mit der Meinung einverstanden erklären, daß Regierungsspitzel vertrauenswürdiger oder weniger geneigt seien, aus persönlichem Profitinteresse Unruhen zu provozieren als die Spitzel der Privatindustrie. Außer in Kriegszeiten, wenn sogar ein Nathan Hale sich zum Spion hergibt, rekrutieren sich die Spitzel immer notwendiger Weise aus den verdorbenen und vertrauensunwürdigen Schichten der Bevölkerung. Ein aufrichtiger Mann weist eine solche Beschäftigung weit von sich. Das Unheil, welches das Spitzelsystem auf Jahrzehnte hinaus mit sich gebracht hat, ist unberechenbar. Ehe es nicht ausgerottet ist, können anständige menschliche Beziehungen zwischen Unternehmern und Angestellten und sogar zwischen den Angestellten selbst überhaupt nicht existieren. Es zerstört jedes Vertrauen, es tötet die Zuneigung zwischen den Menschen, es propagiert den Haß."

Bis zu welchem Maße haben die Regierungsbehörden Amerikas den Roten die durch die Gesetze und die Konstitution garantierten bürgerlichen Rechte verweigern müssen? Der Leser, der sich für diese Frage interessiert, sende 25 Ct. an die American Civil Liberty Union, 138 West 13 th Street, New York, für die Broschüre: „Bericht über die illegalen Handlungen

des amerikanischen Justizministeriums," der von zwölf hervorragenden Rechtsanwälten des Landes unterzeichnet ist und ein Gutachten der Harward-Rechtsschule enthält. Diese Broschüre enthält auf 76 Seiten zahlreiche Dokumente und Photographien. Das Vorgehen der Regierung wird nach sechs Gesichtspunkten hin eingeteilt: Grausame und ungewöhnliche Bestrafungen; Verhaftungen ohne Vollmacht; unvernünftige Haussuchungen und Beschlagnahmen; Lockspitzel; auf Verhaftete ausgeübter Zwang, Zeugnis gegen sich selbst abzulegen; durch das Justizministerium organisierte und geführte Propaganda. Der Leser frage auch nach einer anderen Broschüre mit dem Titel „Memorandum über die Verfolgung der radikalen Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten", wie auch nach der Broschüre „Kriegsverfolgungen und Massenverbrechen", vom März 1919 datiert, die eine Liste von Fällen auf 40 engbedruckten Seiten enthält. Er lese ferner den „Rand School-Fall", veröffentlicht von der Rand School of Social Science, 7 East 15 th Street, New York, und die Broschüren, die das Büro der sozialistischen Partei, 220 South Ashland Blvd., Chicago, veröffentlicht hat und die sich mit den Verfolgungen dieser Organisation beschäftigt.

Bis zu welchem Maße hat es sich als notwendig erwiesen, die Tortur in amerikanischen Gefängnissen gegen die Roten anzuwenden? Diejenigen, die sich hierfür interessieren, mögen an Harry Weinberger, 32 Union Square New York, schreiben und die Broschüre „20 Jahre Gefängnis" verlangen, die den Fall der Mollie Steiner und noch drei anderer behandelt, die verurteilt wurden, weil sie ein Flugblatt gegen den Krieg mit Rußland verteilt hatten. Aehnliche Fragen

behandeln die Broschüren „Politische Gefangene in militärischen Gefängnissen", von der amerikanischen Civil Liberty Union, „Onkel Sam: Der Gefängnisaufseher" von Winthrop D. Lane, „Der Sowjet von Deer Island, Bostonhafen", u. a.

Irgend ein Leser, der vielleicht einen besonders ausgesprochenen Sinn für Humor hat, wird fragen nach dem Bruder jenes Senators der Vereinigten Staaten, der verhaftet wurde, weil er einen Abschnitt aus der Unabhängigkeitserklärung vorlas. Auch damit kann ich dienen. Dieser Herr war der Bruder des Senators France of Maryland, und sonderbar genug, die Verhaftung wurde in Philadelphia vorgenommen, derselben Stadt, in der die Unabhängigkeitserklärung angenommen wurde. Ein anderer Leser wieder wird neugierig sein, wer denn der Prediger sei, der in Winnipeg verhaftet wurde, weil er den Propheten Jesaia zitierte. Der Abschnitt aus der fraglichen Anklageschrift lautet folgendermaßen: „. . . . daß I. S. Woodsworth im Monat Juni, im Jahre des Herrn 1919 in der Stadt Winnipeg gelegen in der Provinz Manitoba ungesetzlicherweise und in aufrührerischer Absicht Schmähschriften veröffentlicht hat, in denen sich folgende Worte finden: „Wehe den Schriftgelehrten, die unrechte Gesetze machen und die unrechtes Urteil schreiben, auf daß sie die Sachen der Armen beugen, und Gewalt üben im Recht der Elenden unter meinem Volk; daß die Witwen ihr Raub und die Waisen ihre Beute sein müssen . . . Sie werden Häuser bauen und bewohnen, sie werden Weinberge pflanzen und derselben Früchte essen, sie sollen nicht bauen, daß ein anderer bewohne und nicht pflanzen, daß ein anderer esse, denn die Tage meines Volks werden sein wie die

Tage eines Baums und das Werk ihrer Hände wird alt werden bei meinen Auserwählten."

In diesem Buch wird auch der Centralia-Fall erwähnt. Niemand wird mit Recht behaupten können, daß er die Technik, die Roten nieder zu halten, bis auf ihren Grund verstanden hat, wenn er nicht diesen Fall genau studiert hat; daher sollte jeder Freund des „Großen Geschäfts" 50 Cts. entweder an das Hauptquartier der I. W. W. 1000 West Madison Street, Chicago, schicken, um sich das Büchelchen „Die Centralia-Verschwörung" von Ralph Chaplin zu verschaffen. Derselbe hatte als Rechtsanwalt mit dem Centralia-Prozeß zu tun, hat alle Einzelheiten gesammelt und zusammengestellt und sie nun mit Photographieen und anderen Dokumenten veröffentlicht.

Noch eine ganze Reihe anderer Geschichten über die I. W. W. werden im Laufe des Romans „Hundert Prozent" erzählt. Der Leser wird wissen wollen, ob diese Leute wirklich so gefährlich sind und ob die Geschäftsleute Amerikas sie wirklich so wie hier beschrieben behandelt haben. Der Leser wende sich wiederum an das Hauptquartier der I. W. W. und verlange die vierseitige Broschüre: „Mit Blut ist die Geschichte der Industriearbeiter der Welt geschrieben". Trotz des Umstandes, daß hier nur ein nackter Tatsachenbericht gegeben wird, gibt es sehr viele Menschen, die sich lange in den Gefängnissen der Vereinigten Staaten aufhalten müssen, weil man in ihrem Besitz die Broschüre „Mit Blut" fand. Aber die Leser dieses Buches, sicherlich alles „hundertprozentige Amerikaner" werden gewiß ihre Fertigkeit, die Roten zu vernichten, erweitern wollen und sich in keiner Weise durch die Taktik der „Geschäftsleute" getroffen fühlen.

Auch glaube ich, daß die Geschäftsleute nichts dagegen haben werden, wenn ich einige Absätze aus der Broschüre hier nachdrucke, damit die Oeffentlichkeit einmal einsieht, wie gefährlich diese Roten schreiben können:

Ich werde natürlich ihrem aufrührerischen Beispiel nicht folgen und mein Papier mit großen Tropfen imitierten Blutes besudeln. Ich zitiere:

„Wir behaupten, daß I. W. W. Mitglieder gemordet worden sind und erwähnen hier einige von denen, die man ums Leben brachte.

Josef Michalish wurde von Haufen sogenannter Bürger zu Tode geschossen. Michael Hoey wurde in San Diego zu Tode geprügelt. Samuel Chinn wurde in dem Gerichtsgefängnis zu Spokanne, Washington, so grausam geschlagen, daß er an seinen Wunden starb. Josef Hillstrom wurde in den Mauern des Erziehungshauses in Salt Lake City, Utah, ermordet. Anna Lopeza, eine Textilarbeiterin, wurde angeschossen und getötet, wie auch zwei andere Arbeitsgenossen während des Streiks in Lawrence, Massachusetts. Frank Little, ein Krüppel, wurde von Mietlingen des Kupfertrusts in Butte, Montana, gelyncht. John Looney A. Robinowitz, Hugo Gerlot, Gustav Johnson, Felix Baron u. a. wurden von einem Haufen Lumber Trust Soldaten auf dem Dampfer Verona im Dock zu Evertt, Washington, getötet. J. A. Celly wurde verhaftet und wieder verhaftet in Seatte, Washington; bis er endlich an den Wirkungen der entsetzlichen Behandlung, die ihm zuteil wurde, starb. Vier Mitglieder der I. W. W. wurden in Grabow, Louisiana, getötet, wo dreißig andere angeschossen und ernstlich verwundet wurden. Zwei Mitglieder der

„Mit Blut ist die Geschichte der Industriearbeiter der Welt geschrieben“ (S. 331)

I. W. W. wurden hinter einem Automobil in Ketchian, Alaska, zu Tode geschleift.

Dies sind nur einige wenige von den vielen, die ihr Leben hingeben mußten auf dem Altar der Gier, die geopfert wurden in dem ewigen Kampf der Arbeiterbefreiung.

Wir behaupten, daß viele tausend Mitglieder unserer Organisation ins Gefängnis geworfen worden sind, meistens ohne Befehl verhaftet und im Gefängnis gehalten ohne Anklage. Um sich über die Wahrheit dieser Behauptung zu orientieren, braucht man nur den Bericht der Kommission für industrielle Verhältnisse zu lesen, in dem Zeugnis dafür abgelegt wird, daß fast neunhundert Männer und Frauen während des Textilarbeiterstreiks in dieser Stadt in das Gefängnis eingesperrt worden sind. Dieser selbe Bericht führt die Tatsache an, daß im Verlauf des Seidenarbeiterstreiks in Paterson in New Jersey fast 1900 Männer und Frauen ohne Anklage und ohne Grund eingekerkert worden sind. Im Nordwesten sind solche Gewalttätigkeiten vor allen Dingen immer gegen Mitglieder der I. W. W. in Anwendung gebracht worden. Die Bezirks- und die Stadtgefängnisse in fast jedem Staat der Union sind mit Mitgliedern unserer Organisationen belegt.

Wir behaupten, daß Mitglieder unserer Organisation mißhandelt worden sind. Franc H. Meyers wurde von einem Haufen bekannter Bürger in Nord-Yakima, Washington, mißhandelt. D. S. Dietz wurde von einer Masse Menschen, die von Vertretern des Lumber-Trust angeführt wurden, in Sedrow-Wooley, Washington, mißhandelt. John L. Metzen, juristischer Verteidiger der I. W. W., wurde mißhandelt und

fürchterlich geschlagen von einem Haufen von Bürgern in Staunten Illinois. In Tulsa Oklahoma haben einige Bankiers und andere Geschäftsleute 17 Mitglieder der I. W. W. aufgegriffen, sie in Automobile verladen, dann vor die Stadt in eine Waldlichtung gefahren und sie dort mißhandelt und mit einem Seil geschlagen.

Wir behaupten, daß Mitglieder der I. W. W. deportiert worden sind und erinnern an den Fall von Bisbee, Arizona, wo 1164 Bergarbeiter, viele Mitglieder der I. W. W., aus ihren Wohnungen herausgeschleppt, auf Viehwagen verladen und versandt wurden. Sie wurden monatelang in Columbes, New-Mexiko, festgehalten. Eine Reihe von Mitgliedern wurde aus Jerome, Arizona, deportiert. 7 Mitglieder der I. W. W. wurden aus Florence, Oregon, deportiert, und irrten tagelang in den großen Wäldern umher. Tom Lassiter, ein Krüppel, der Zeitungen verkaufte, wurde mitten in der Nacht ausgehoben und von einem Mob schrecklich geschlagen, weil er den „Liberator" und andere radikale Blätter verkauft hatte.

Wir behaupten, daß Mitglieder der I. W. W. auf das Grausamste und Unmenschlichste geschlagen worden sind. Hunderte von Mitgliedern können noch die Narben auf ihrem arg zugerichteten Körper zeigen, die sie erhielten, als man sie zwang, Spießruten zu laufen. Joe Marko und viele andere wurden so in Diego, Californien, behandelt. James Rowam wurde in Everett, Washington, fast zu Tode geschlagen. In Lawrence, Massachusetts, haben die Leute vom Textil-Trust Männer und Frauen geschlagen, die gezwungen waren, in den Streik zu treten, um für sich ein wenig mehr von den guten Dingen des Lebens zu erobern. Die Stöße und die grausamen Peitschenschläge, die sie

einer kleinen italienischen Frau versetzten, verursachten es, daß sie frühzeitig einem Kinde das Leben gab. In Red Lodge, Montana wurde das Haus eines unserer Mitglieder überfallen, der Mann selbst vor den Augen seiner schreienden Frau und seiner Kinder aufgeknüpft. In Franklin in New Jersey wurde John Avila, ein I. W. W., am 29. August 1917 bei hellem Tage von dem Chef der Polizei und einem Auto voll Geschäftsleuten in einen Wald in der Nähe der Stadt gebracht und dort an einem Baum aufgehängt. Noch ehe der Tod eingetreten war, wurde er abgeschnitten und auf das Grausamste geschlagen. Fünf Stunden, ehe Avila wieder zum Bewußtsein kam, verurteilte ihn der Richter der Stadt zu drei Monaten Zwangsarbeit.

Wir behaupten, daß man Mitglieder der I. W. W. hat verhungern lassen. Diese Behauptung kann bewiesen werden, wenn man sich die Verhältnisse ansieht, die fast in jedem Bezirksgefängnis bestehen, in dem Mitglieder der I. W. W. gefangen gehalten werden. Noch kürzlich geschah es in Topeka, Kansas, daß Mitglieder unserer Organisation sich zu einem Hungerstreik gezwungen sahen, um sich eine auch nur einigermaßen das bloße Leben garantierende Ernährung zu sichern. Viele Mitglieder mußten zum Hungerstreik schreiten, um etwas bessere Nahrung zu bekommen. Man lese darüber die von Windhrop D. Lane geschriebene Geschichte, die am 6. September 1919 in „The Survey", erschien. Diese Erzählung ist eine genaue Beschreibung der Geschehnisse in den Bezirksgefängnissen in Kansas.

Wir behaupten, daß Mitgliedern der I. W. W., die durch die Verfassung garantierten Rechte verweigert worden sind, daß die Richter offen eingestanden haben, das geschehe wegen der Zugehörigkeit zu den

I. W. W.; vielen Mitgliedern wurden ihre Staatsbürgerpapiere abgenommen.

Wir behaupten, daß Mitgliedern der I. W. W. das Recht der Verteidigung genommen worden ist. Da die Organisation der Arbeiter klein war und keine eigenen Mittel zur Verfügung hatte, mußte man an die Mitglieder und die Arbeiter im allgemeinen appellieren, um Geld für eine geeignete Verteidigung zu bekommen. Die Post hat nach dem Befehl des Generalpostmeisters in Washington offen die Beförderung unserer Aufrufe, unserer Subskriptionslisten und unserer Zeitungen verhindert. Man hat sie in den Postanstalten aufgehäuft und nie das Porto zurückerstattet.

Wir behaupten, daß Mitglieder der I. W. W. gezwungen wurden, Sklavendienste zu leisten. Dies bezieht sich nicht auf die in den Gefängnissen eingeschlossenen Mitglieder; wir wollen die Aufmerksamkeit des Lesers nur auf ein I. W. W.-Mitglied lenken, das in Birmingham, Alabama, verhaftet wurde, dann aus dem Gefängnis geführt und auf einem Jahrmarkt in jener Stadt zu einem Eintrittsgeld von 25 Cts. ausgestellt wurde."

Zum Schluß will ich für die Leser, die sich über die Tatsache wundern, daß solche Dinge öffentlich so wenig bekannt sind, einige Stellen aus meinem Buch „Die Messingmarke" abdrucken, die sich mit der „New York Times" befassen und der Art und Weise, wie diese den Roman „Jimmie Higgins" behandelt hat:

„In den letzten Kapiteln dieser Geschichte wird ein amerikanischer Soldat dargestellt, der in einem amerikanischen Militärgefängnis zu Tode gefoltert wird. Dazu sagt die „Times":

„Mr. Sinclair sollte seine erstaunlichen Anschul-

digungen beweisen, falls er Beweise hat. Wenn er nur so vom Hörensagen geschrieben hat, oder,was schlimmer wäre, verleitet von seinem Wunsch, Sensationen zu bringen, hat er sich nicht nur in der öffentlichen Meinung diskreditiert, sondern auch strafbar gemacht."

In Erwiderung sandte ich der „Times" einen sehr höflichen Brief, in dem ich haufenweise Fälle anführte und der „Times" die Stellen mitteilte, wo noch Hunderte ähnliche Fälle gefunden werden könnten. Die „Times" gab mir diesen Brief ohne jeden Kommentar zurück. Eine Reihe von Monaten vergehen und auf die unaufhörliche Agitation der Radikalen hin erfolgt eine Untersuchung durch den Kongreß, und die Beweise für entsetzliche Grausamkeiten kommen in die Zeitungen. Die „Times" veröffentlicht einen Leitartikel unter dem Titel „Grausamkeiten in den Gefängnissen"; der erste Satz lautet:

„Die Tatsache, daß eingekerkerte amerikanische Soldaten mit der größten nur denkbaren Grausamkeit behandelt worden sind, kann jetzt als feststehend angesehen werden."

So schrieb ich der „Times" wiederum einen höflichen Brief mit der Bemerkung, daß sie mir jetzt wohl eine Rechtfertigung schulde. Und wie geht die „Times" nun vor? Sie verändert meinen Brief ohne meine Erlaubnis! Sie schneidet meine Forderung einer Rechtfertigung aus und ebenso ihre eigenen Worte, die ich zitiert hatte und die meine Bestrafung verlangten. Die „Times", jetzt eingefangen, weigert sich, ihren Lesern mitzuteilen, daß sie meine Bestrafung verlangte dafür, daß ich die Wahrheit sagte. Wie lautet doch das Motto am Kopfe der „Times": *Lauter Neuigkeiten, die sich zum Druck eignen!*"

UPTON SINCLAIR

»Der Sündenlohn«

Nach der 8. amerikan. Auflage
herausgegeben von J. Singer

19 Bogen Großoktav in Karton gebunden Mk. 28.—

Der durch seinen »Sumpf« und »Jimmie Higgins« zu Weltruf gelangte Verfasser geißelt hier die maßlose Korruption in den Vereinigten Staaten durch großartige Stimmungsbilder aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens, vor allem der Presse.

DER NEUE GEIST-VERLAG
Dr. Peter Reinhold · Leipzig, Gabelsbergerstr. 1a.

UPTON SINCLAIR

»Prinz Hagen«

Phantastisches Schauspiel in vier Akten.

Aus dem Amerikan. übertragen von **Hermynia Zur Mühlen**

Preis, biegsam gebunden, Mk. 7.50

Dieses Jugendwerk Sinclairs verbindet in eigentümlich reizvoll-spannender Handlung die phantasiereiche Romantik des in Amerikas Urwäldern träumenden Sonderlings mit der unerbittlichen Schärfe seines im Getriebe der City erwachten sozialkritischen Geistes.

DER MALIK-VERLAG

UPTON SINCLAIR

JIMMIE HIGGINS

Sozialer Roman aus dem modernen Amerika.

Berechtigte Übertragung von **Hermynia Zur Mühlen**

»Jimmie Higgins ist der Name der Namenlosen. Jimmie Higgins ist der Typ des amerikanischen Proletariers. Jimmie Higgins ist zugleich der Typ des Proletariers überhaupt, der in zäher, opfervoller, glaubensstarker, unverdrossener, bei alledem undankbarer Kleinarbeit sein Leben für die Befreiung seiner Klasse und damit der Menschheit verströmt. Sinclairs Roman ist das stille Heldenlied dieses Typus und seiner Rolle im Kampfe gegen Kapitalismus und Militarismus.« *Leipziger Volkszeitung.*

»Jeder Mensch ⟨Mensch!⟩ soll Upton Sinclair »Jimmie Higgins« lesen. Innerlich das feinste, ergreifendste, rührendste, begeisterndste, heiligste Menschwerden eines Menschleins. — Es ist die feierliche Schönheit des Schmerzes in ihm, die große majestätische Erhabenheit des Leidens.« *Wiener Mittagszeitung.*

»Jimmie Higgins gehört zu den ganz großen und bleibenden Romanen der Weltliteratur.« *Deutsches Lehrerblatt.*

»Ein ewiges Buch, ein klassisches Lesebuch für den Proletarier . . . . Die Jimmie Higgins der Welt mögen sich erbauen an ihrem literarischen Spiegelbild, sie mögen Trost und Kraft finden in diesem Buche . . . . dieses Buch in Millionen Exemplaren verteilt, ist eine gewonnene Schlacht der Revolution.« *Frohe Botschaft Wien.*

Ähnlich äußerten sich Arthur Holitscher *(Weltbühne)*, Dr. Werner Mahrholz *(Der Bücherwurm)*, O. E. Hesse *(Vorwärts)* und viele andere.

Gebd. Mk. 18.—, Geschenkausgabe in Halbperg. Mk. 35.—

Im Herbst 1921 erscheint ein neuer Roman von

UPTON SINCLAIR

DER LIEBE PILGERFAHRT

Roman

Berechtigte Übertragung von **Hermynia Zur Mühlen**

Gustav Kiepenheuer · Verlag · Potsdam

VON GEORGE GROSZ
ILLUSTRIERTE BÜCHER

Das Gesicht der herrschenden Klasse

55 politische Zeichnungen
von GEORGE GROSZ

*

Preis, broschiert, Mk. 3.—
Halbleinenband auf holzfreiem Papier Mk. 15.—
Signiert und numeriert in Ganzleinen und Pergament Mk. 100.—

Phantastische Gebete

Gedichte von
Richard Huelsenbeck

mit 13 Zeichnungen von
GEORGE GROSZ

*

I. Auflage vergriffen
II. Auflage biegsam gebunden
Preis Mk. 6.25

Tragigrotesken der Nacht

18 Träume von
Wieland Herzfelde

mit 24 Zeichnungen von
GEORGE GROSZ

*

Biegsam gebunden Mk. 8.25
Fest gebunden . . Mk. 10.50

Was Peterchens Freunde erzählen

6 Märchen von
Hermynia Zur Mühlen

mit 6 Zeichnungen von
GEORGE GROSZ

*

Auf Karton gedruckt
Preis, biegsam gebund., Mk. 7.—

DER MALIK-VERLAG / BERLIN

In unserem Verlage ist erschienen:

Die Abenteuer des Herrn Tartarin von Tarascon

von DAUDET

Neu übersetzt von KLABUND

Mit 20 ganzseitigen Lithographien und 75 Vignetten von GEORGE GROSZ

Preis in handkoloriertem Einband Mk. 30.—

Zu Daudets »Tartarin«, einem der größten Meisterwerke der heiteren Weltliteratur, hat Grosz, einer der stärksten satirischen Zeichner unserer Zeit, Illustrationen geschaffen, die den Künstler von einer neuen Seite zeigen und die ohne Zweifel zu seinen besten Arbeiten zu zählen sind.

Das Buch ist durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag zu beziehen.

Erich Reiß-Verlag · Berlin W. 62

SAMMLUNG
REVOLUTIONÄRER BÜHNENWERKE

Band I
UPTON SINCLAIR
PRINZ HAGEN
Phantastisches Schauspiel in vier Akten
Aus dem Amerikanischen übertragen v. **Hermynia Zur Mühlen**

Band II
FRANZ JUNG
DIE KANAKER
WIE LANGE NOCH?
Zwei Schauspiele in einem Band

Band III
XAVER
FREIE BAHN DEM TÜCHTIGEN
Eine Hanswurstiade in vier Akten

Band IV
ERICH MÜHSAM
JUDAS
Arbeiter-Drama in fünf Akten

Band V
KARL AUGUST WITTFOGEL
ROTE SOLDATEN
Drama in vier Akten

Preis jedes Bandes biegsam gebunden 7,50 Mk.

BÜHNENVERTRIEB: DER MALIK-VERLAG

KLEINE REVOLUTIONÄRE BIBLIOTHEK

Band I: N. LENIN, Sein Leben und seine Tätigkeit von *Georg Sinowjew.*
Mit zwei Bildern und einer kurzen Arbeit Lenins sowie einem chronologischen Verzeichnis seiner Schriften 2.50 Mk.

Band II/III: BREST-LITOWSK. Reden, Aufrufe, Manifeste der russischen Volkskommissare Trotzki, Lenin, Joffé, Radek u. a. m.
Nach russischen und anderen Quellen gesammelt und zusammengestellt von *Ernst Drahn.* 4.— Mk.

Band IV: DAS GESICHT DER HERRSCHENDEN KLASSE. 55 Reproduktionen nach politischen Zeichnungen von *George Grosz.*
Preis broschiert 3.— Mk.
Auf holzfreiem Papier, in Halbleinen 15.— Mk.

Band V: DIE ETHISCHEN ERGEBNISSE DES SOWJETSTAATES von *Pierre Pascal.* Übersetzt von Hermynia Zur Mühlen.
Preis broschiert 2.— Mk.

Band VI: GESELLSCHAFT, KÜNSTLER UND KOMMUNISMUS von *Wieland Herzfelde.*
Preis broschiert 2.— Mk.

In Vorbereitung!

Band VII: BÜHNE UND REVOLUTION. Beiträge bekannter deutscher und ausländischer Autoren.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

DER MALIK-VERLAG / BERLIN

A. Seehof & Co. · Verlag
BERLIN C 54

G. STEKLOW
≡ A. J. Herzen ≡
Eine Biographie
Geheftet Mk. 7.— Gebunden Mk. 10.—

N. LENIN
Die Agrarfrage in Rußland am Ende des 19. Jahrhunderts
Geheftet Mk. 7.— Gebunden Mk. 10.—

A. KOLLONTAJ
Die neue Moral und die Arbeiterklasse
Geheftet Mk. 6.— Gebunden Mk. 9.50

VIKTOR PANIN
Das zaristische Rußland
Geheftet Mk. 18.— Gebunden Mk. 25.—

BR. SCHÖNLANK
Erlösung
Ein Weihespiel
Mk. 3.—

BR. SCHÖNLANK
Brennende Zeit
Tragödie in 3 Aufzügen
Mk. 3.—

Verlags-Verzeichnis gratis und portofrei!

Frankes Verlag G. m. b. H., Leipzig-Berlin

Soeben erschien:

ROSA LUXEMBURG

Band I:

Die Akkumulation des Kapitals

Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus

Band II:

Was die Epigonen aus Karl Marx gemacht haben

⟨Eine Antikritik⟩

Beide Bände in einem Band gebunden Mk. 50.–
Der II. Band für sich gebunden . . . Mk. 16.–

Bestellungen sind zu richten an:

FRANKES VERLAG G. M. B. H.
Leipzig, Kreuzstraße 3b — Berlin, Blücherplatz 2, III

VERLAG DIE AKTION
BERLIN-WILMERSDORF

N. LENIN

Staat und Revolution. Vollständige, autorisierte Ausgabe.
Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht.
Kundgebungen. (Enthält u. a. diese Arbeiten: Die Helden der Berner Internationale / Proletarische Revolution und der Renegat Kautsky / Der Zusammenbruch der II. Internationale / Die III. Internationale.)
Jedes dieser Werke kostet 3.— Mk

KARL LIEBKNECHT

Das Zuchthausurteil. Wörtliche Wiedergabe der Prozeßakten, Urteile und der Eingaben Karl Liebknechts. Vorzugsausgabe auf holzfreiem Papier. 170 Seiten. 10.— Mk.
Briefe aus dem Felde, der Untersuchungshaft und aus dem Zuchthause in Luckau. Herausgegeben und mit Nachwort versehen von Franz Pfemfert unter Mitarbeit von Sophie Liebknecht. Mit 9 Bildbeigaben. Geheftet 18.— Mk.
Politische Aufzeichnungen aus dem Nachlaß. Herausgegeben von Franz Pfemfert unter Mitarbeit von Sophie Liebknecht.

OTTO RÜHLE

Revolution ist keine Parteisache. 0.80 Mk.
Das kommunistische Schulprogramm. 4.50 Mk.
Liebe, Ehe, Familie. 2.— Mk.

FRANZ PFEMFERT

Die deutsche Sozialdemokratie bis zum August 1914. 3.— Mk.
Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg zum Gedächtnis. (Publikation der Aktion, mit vielen Arbeiten der ermordeten Kämpfer.) 2.— Mk.

FRANZ JUNG

Opferung. Ein Roman. Preis 9.— Mk. Ein Urteil: Ich möchte verkünden, daß ich »Opferung« als das vollkommenste, schlichteste, wahrhaftigste von den Büchern des Franz Jung fühle (die alle schlicht und wahrhaftig sind).
Max Herrmann-Neiße im »Berliner Börsen-Courier«.
Sophie, Der Kreuzweg der Demut. Ein Roman. Preis geh. 5.— Mk., geb. 7.50 Mk.
Saul. Ein Drama und Novellen. Preis 7.50 Mk.
Sprung aus der Welt. Ein Roman. 9.— Mk.
Das Trottelbuch. Novellen 5.— Mk. Geb. 7.50 Mk. Leinen 10.— Mk.
Joe Frank illustriert die Welt. 5.— Mk.
Dieses Werk schrieb der Dichter im Herbst 1920 im Gefängnis, als er wegen »Schiffsraub« in Untersuchungshaft war.

Alle diese Werke, sowie alle guten Werke anderer Verlage sind stets vorrätig in der AKTIONS-BUCH- UND KUNSTHANDLUNG, Berlin W 15, Kaiserallee 222. — Versand auch nach Auswärts.

VERLAG DER WELTBÜHNE

Der Seekrieg

von

L. Persius

*

Preis: kartoniert 9 Mk.

Das alte Heer

von

einem Stabsoffizier

*

Preis: kartoniert 13 Mk.

Das Jahr der Bühne

von

Siegfried Jacobsohn

Band IX

*

Preis: kartoniert 16 Mk.

Der Fall Jacobsohn

Das Erlebnis eines Theaterkritikers

von S. J.

*

3. Auflage · Preis 4 Mk.

BERLIN = CHARLOTTENBURG
KÖNIGSWEG 33

Special
NE
654
G87
S81
1921
C.2

85-B
15876-2

THE GETTY CENTER
LIBRARY